

3. Antirassistische symbolische Kämpfe und ihre kurzfristigen Effekte

Wer sich mit Antirassismus in Deutschland beschäftigt, wird schnell feststellen, dass zwischen antirassistischer Praxis und intellektueller Debatte stellenweise eine große Lücke klafft. Zum einen widmet sich die Fachliteratur überwiegend dem pädagogischen, aufklärerischen Antirassismus,⁵¹ während sich der politisch-solidarische Antirassismus der Flüchtlingsräte und Antidiskriminierungstelefone nach wie vor selbst darstellen muss.⁵² Zum anderen erscheint Antirassismus im intellektuellen Diskurs fast durchgängig als Gefahr oder zumindest als Problem. Zum Beispiel denunziert ihn „Das Argument“ als „moralisierend“ (Kowalsky 1992) oder „schwärmerisch“ (Heitmeyer 1992). Antirassismus taucht in Titeln als „Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“ (Kalpaka und Räthzel 1990) auf. Er ist „in der Krise“ (Taguieff 1998), eine „Falle“ (Reemtsma 1998) oder ein „Feld voller Fallstricke“ (Haug 1992).

Bei dieser Konstruktion des Themas fragt man sich natürlich, ob der Antirassismus tatsächlich so problematisch ist. Beim Lesen der oben zitierten Artikel wird das Publikum aber im wesentlichen über die einschlägigen Theorien zu Rassismus informiert und nicht etwa über Formen und Schwierigkeiten des Antirassismus. Wenn normativ argumentiert wird, geht es meist um rassistische Personen oder „das System“ als Ganzes. Nur wenige AutorInnen kommen auf konkrete politische Probleme des Antirassismus zu sprechen, wie z.B. darauf, dass die Verurteilung von Terrorakten in den Medien nötig ist, zugleich aber den TäterInnen die gewünschte Resonanz verschafft (Heitmeyer 1992). Obwohl die Literatur also nur am Rande auf die praktischen Dilemmata des Antirassismus zu sprechen kommt, ist man sich einig, dass Antirassismus bzw. die falschen Formen des Antirassismus, wirkungslos sei oder gar selbst die Probleme hervorbringe, die er eigentlich bekämpfen will. Kowalsky traut z.B. der „fundamentalistische[n] (sic!) Fraktion der Linken“ (1992: 695) so viel Einfluss zu, dass er ihre antirassistische Diskussionsverweigerung – verkörpert im Slogan „Grenzen auf für alle“ – mittelbar für „Wahlenthaltung, Rechtsextremismus und Gewalttätigkeit“ (Kowalsky 1992: 700) verantwortlich macht.

Diese Debatte legt zwei Schlussfolgerungen nahe. Zum einen verweist sie auf die nicht-intendierten, paradoxen Effekte des Antirassismus. Auch wer die pauschale Vorannahme, dass Antirassismus eine hochproblematische Ange-

51 In einem wissenschaftlichen Sammelband über „Antirassistische Praxen“ (Jäger 1994) finden sich z.B. sieben Artikel zur antirassistischen Pädagogik und ein Artikel zur Selbstorganisation von Schwarzen Deutschen.

52 Über die Arbeit der Antidiskriminierungstelefone existiert eine Selbstbeschreibung in einer Sondernummer zweier antirassistischer Zeitschriften (Deutscher Antirassismus? 1995) und eine Studie von Heß und Linder (1997).

genheit sei, hinterfragt, wird genauer untersuchen wollen, wie Antirassismus funktioniert und welche intendierten und nicht-intendierten Effekte antirassisches Engagement hervorbringt. Andererseits ist die Vehemenz der Reaktionen erklärendesbedürftig, zumal auch andere soziale Bewegungen die kritisierte Diskussionsverweigerung, Polarisierung, Entdifferenzierung der Begriffe usw. hervorbringen und die antirassistische Bewegung da doch vergleichsweise marginal erscheint. Auffällig ist weiterhin, dass die antirassistische Pädagogik gegenüber anderen Formen des Antirassismus einen so großen Stellenwert einnimmt. Eine empirische Deskription von antirassistischen Bemühungen ist daher nicht ausreichend, sondern es wird auch nötig sein, sich über den objektiven Ort antirassistischen Engagements im sozialen Raum zu vergewissern (vgl. Kapitel Sechs). Welche Stoßrichtungen des Antirassismus sind theoretisch denkbar (3.1)? Welche konkreten handlungspraktischen Probleme belasten interaktive Formen des Antirassismus (3.2)? Und welche antirassistischen Strategien und Effekte können trotz dieser Schwierigkeiten beobachtet werden (3.3)?

3.1 Was ist Antirassismus?

Symbolische Kämpfe Bourdieu zufolge machen symbolische Kämpfe durch Repräsentationshandlungen und neue Klassifikationen symbolische Gewalt sichtbar und stellen sie in Frage. Durch den Akt der (Selbst-)Benennung und Repräsentation bilden sich neue soziale Gruppen. Dementsprechend könnte man Antirassismus als soziale Bewegung ansehen, die zur Veränderung von zuvor existierenden, symbolisch gewaltsamen Gruppengrenzen und zur Bildung neuer Gruppen führt.

Kritik Ein Problem dieser Sichtweise liegt in der Ethnisierung und Nationalisierung antirassistischer Politik, die der Fokus auf Gruppenbildungsprozesse fast zwangsläufig mit sich bringt (Bonnett 1993: 61ff; Gitlin 1995; Blauner 1995). Selbst wenn sich neu gebildete Gruppen nicht länger auf eine gemeinsame Herkunft, sondern vielleicht eher auf gemeinsame Diskriminierungserfahrungen beziehen, sind die neuen Grenzziehungen, die sie durchsetzen, doch häufig ähnlich essenzialistisch wie die alten:

„The new uses of the term ‚community‘ have succeeded in breaking with the old monopoly of an essentialist cultural category constructed around country of origin, but in the process have constructed new essentialist categories of difference (...) to the extent that individuals continue to be reduced to an all-encompassing category both in terms of their treatment, as well as their identity and empowerment“ (Anthias und Yuval-Davis 1992: 190).

Balibar (1990) hatte schon gezeigt, dass der Rassismus ohne „Rasse“ antirassistische Argumente gegen den traditionellen biologistischen Rassismus aufgriff. Wenn die Formierung neuer identitärer Gruppen die einzige Antwort auf rassistische Delegitimierung bliebe, so würden sich zwar die Inhalte verändern, auf die sich rassistische Klassifikationen beziehen. Es wäre aber abzusehen,

dass wir in Kürze einen „ganz neuen“ Rassismus vorfinden, in dem weiterhin essenzielliert und delegitimiert wird, aber diesmal nicht mit Bezug auf biologische „Rasse“ oder essenzielle Kultur, sondern vielleicht mit Bezug auf Demokratiefähigkeit oder ein anderes modernisiertes Kriterium. Die Formierung neuer Gruppen, die hoffentlich weniger ethnisiert sind als die alten, ist eine Möglichkeit des Antirassismus, die alleine jedoch nicht ausreichend erscheint.

An anderer Stelle verweist Bourdieu auf die in 2.1.2.1 schon erwähnte „symbolische Revolution“, „die imstande ist, an den Grundlagen der Produktion und Reproduktion des symbolischen Kapitals und insbesondere an der Dialektik von Anspruch und Distinktion zu rütteln, die die eigentliche Wurzel der Produktion und des Konsums von kulturellen Gütern als Distinktionsmerkmale ist“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 211). Wenn sich die symbolische Logik rassistischer Delegitimierung selbst perpetuiert und verstärkt, muss man den Mechanismus der Delegitimierung angreifen, also die Prinzipien, nach denen symbolisches Kapital produziert wird. So gesehen sollte Antirassismus verhindern, dass Klassen Ansprüche erheben und sich – auch durch Delegitimierungsprozesse – distinguiieren.

Wie häufig bei Revolutionen ist dieses Ziel sehr hochgesteckt. Man könnte sich damit unter jene einreihen, die Rassismus unter die vielen Formen der Unterdrückung subsumieren, die sie insgesamt bekämpfen. Zum Beispiel fordert Heitmeyer „enorme Umorientierungen etwa in der gewerkschaftlichen Tarifpolitik (...), um statt Lohnzuwachs einen Investitionszuwachs in (...) der ‚Qualität von Arbeit‘ zu erreichen“ (1992: 681). Das Motto „Wir alle kämpfen gegen Unterdrückung und wenn wir Erfolg haben, wird auch Rassismus verschwinden“ war noch nie besonders überzeugend für jene, deren Anliegen als Nebenwiderspruch behandelt wurde. Fasst man Antirassismus als symbolische Revolution, so besteht die Gefahr, dass das Spezifische im Allgemeinen untergeht und das Prinzip der Unterdrückung als unabänderlich erscheint.

Antirassistische symbolische Kämpfe können sich einerseits gegen spezifische symbolisch gewaltsame Klassifikationen richten, diese sichtbar machen und durch neue – hoffentlich weniger essenziellistische – Grenzziehungen ersetzen. Andererseits verweist das Fernziel der symbolischen Revolution darauf, dass es, solange symbolische Delegitimierung im Prinzip funktioniert, immer möglich sein wird, symbolisch zu delegitimieren. Auch wenn man anerkennt, dass die Logik symbolischer Märkte nicht an ihren Epiphänomenen bekämpft werden kann, erscheint es unwahrscheinlich, dass symbolische Märkte insgesamt abgeschafft werden können. Damit lässt sich die Herausforderung des Antirassismus auf die Frage zuspielen, wie man innerhalb von symbolischen Märkten die Bedingungen des Tauschs so verändern kann, dass rassistische Delegitimierung an Attraktivität verliert. Zwischen der Neuklassifikation in alten Bahnen und der Revolution der Produktion von symbolischem Kapital liegt der symbolische Kampf um den (relativen) Wert und die Legitimität von rassistischem symbolischem Kapital.

Symbolische Revolution

Kritik

Zwischenfazit

mität von rassistischem symbolischem Kapital.

Antirassismus als Entwertung von rassistischem symbolischem Kapital

Entwertung von Kapital

Antirassistische Kämpfe im engeren Sinne zielen auf die Entwertung von rassistischem symbolischem Kapital. Positives rassistisches Kapital und insbesondere dessen aktiver Einsatz kann *delegitimiert* werden. Negatives rassistisches Kapital kann *aufgewertet* werden. Beide lassen sich an den *Verlust oder Gewinn anderer Kapitalsorten koppeln*, und schließlich bestimmt sich der Wert von Kapital durch seine Seltenheit und durch seinen Tauschkurs. Wenn es AntirassistInnen gelänge, die *Monopolisierung* von positivem rassistischem Kapital *aufzuheben* oder es *relativ zu anderen Kapitalsorten bedeutungslos* erscheinen zu lassen, hätten sie ebenfalls ein Zwischenziel erreicht. Eine solche Aufzählung ergänzt die Prinzipien, nach denen sich ökonomisches Kapital entwertet lässt (Entmonopolisierung und niedrigerer Tauschkurs), um die Angriffsmöglichkeiten, die sich aus der symbolischen Qualität rassistischen Kapitals ergeben. Symbolisches Kapital ist von kollektiven Übereinkünften abhängig, sowohl was dessen Legitimität als auch was dessen Wert angeht. Die besondere Logik und Flexibilität symbolischer Märkte erlaubt es daher, spezifische symbolische Werte bzw. deren Reproduktion und Einsatz, als illegitim erscheinen zu lassen. Durch die relative Autonomie symbolischer Klassifikationen wird es möglich, aus einem Mangel eine Qualität zu machen oder andere Formen symbolischer Distinktion als vergleichsweise wichtiger darzustellen.

Strukturelle Folgen symbolischer Kämpfe

Auch wenn symbolische Kämpfe nicht explizit auf Strukturveränderung abheben, sondern sich auf die Debatte über die symbolische Legitimität von rassistischer Delegitimierung beschränken, können sie mittelbar zu Strukturveränderungen beitragen, wenn sie die Destabilisierung rassistischer symbolischer Ökonomien bewirken. Zum Beispiel nehmen identitäre Strategien wie die Hybridisierung, die Verflüssigung von Grenzen, aber auch das „Weißwaschen“ von Schwarzen und die Assimilation von MigrantInnen rassistisches symbolisches Kapital zunächst als gegeben hin und vergrößern nur den Kreis jener, die am jeweiligen Kapital teilhaben und die ihrerseits weiterhin „andere“ symbolisch delegitimieren können. So gesehen könnte man ihnen vorwerfen, dass sie in den vorgefundenen Strukturen gefangen bleiben. Schreitet die Entmonopolisierung jedoch fort, so rüttelt sie auch grundsätzlich an der Existenz von rassistischem symbolischem Kapital, denn sie macht die ihm zugrunde liegenden Kategorien *flexibler*, wodurch es seine essenzialistische und stabile Qualität verliert. Wenn die Selbstverständlichkeit rassistischer Delegitimierung durchbrochen wird, wenn also in jeder Situation neu verhandelt werden muss, ob und welche rassistische Klassifikationen gültig sind, kann sie sich nicht mehr als Kapital verstetigen.

Notwendigkeit struktureller Veränderungen

Dass sich symbolisches Kapital durch symbolische Kämpfe entwerten lässt, bedeutet nicht, dass sich Antirassismus auf die symbolische Ebene beschränken kann. „Es kommt nicht darauf an, alle Ausländer sympathisch zu finden, sondern darauf, um gesellschaftlich-politische Verhältnisse zu kämpfen, unter denen sie auf unser Wohlwollen und unsere Sympathie nicht mehr angewiesen sind“ (Osterkamp 1991: 1469). Die Wirksamkeit symbolischer Kämpfe geht mit strukturellen Veränderungen, die rassistisches symbolisches Kapital entwerten, Hand in Hand. An der Debatte über die doppelten Staatsbürgerschaft kann ein solches komplexes Wechselspiel zwischen objektiver Strukturveränderung und symbolischem Kapital beschrieben werden. So ist die doppelte Staatsbürgerschaft für rassistisch Dominante nicht nur deshalb ärgerlich, weil sie deren symbolisches Kapital und dessen Tauschkurs durch objektiv breitere Verteilung entwertet. Diesen Effekt hätte auch die Einbürgerung. Vielmehr verweisen zwei Pässe auch symbolisch auf zusätzliches soziales und kulturelles Kapital, nämlich die Fähigkeit, in zwei verschiedenen Kulturen bzw. Nationalstaaten zurechtzukommen. Dieses Kapital wird aber erst durch eine veränderte symbolische und institutionelle Anerkennung wertvoll. Solange seine BesitzerInnen rassistisch delegitimierbar blieben, war die „zweite“ Kultur, zu der sie Zugang hatten, aus Sicht der rassistisch Dominanten marginal und damit irrelevant. In dem Moment, in dem sie durch eine Reform der Staatsbürgerschaft strukturell als Gleiche anerkannt würden, wären sie jedoch gleicher als gleich, denn sie hätten den anderen Dominanten einen Pass voraus, der als zweiter Pass und zweite Kultur von deutschen StaatsbürgerInnen eben sehr viel mehr wert ist, als als einziger Pass von rassistisch Delegitimierten. Zwei Pässe erscheinen jetzt als „doppelt so viele“, gewinnen also an symbolischem Wert, der die beabsichtigte Gleichstellung als Besserstellung erscheinen lässt.

Paradoxien symbolischer Entwertung

Auch wenn man rassistisches symbolisches Kapital wie andere Kapitalsorten behandeln kann, wenn man also nach strukturellen Effekten symbolischer Kämpfe und nach strukturellen Gründen für seine Entwertung fragt, ergeben sich doch aus der symbolischen Qualität des Rassismus einige Besonderheiten. Wie erwähnt kann der Wert oder Tauschkurs von rassistischem symbolischem Kapital dadurch vermindert werden, dass dessen Besitz oder Einsatz für illegitim erklärt wird. Ein Erfolg dieser Strategie ist, dass besonders *offener* Rassismus mittlerweile so stark stigmatisiert wurde, dass er sich auf marginale Gruppen beschränkt.⁵³ Die gebildete Mittelschicht hat diese Verkoppelungsstrategien kultiviert: Sie vermindert den Wert von rassistischem symbolischem Ka-

53 Ich sehe die Auffälligkeit von Rassismus in den unteren Schichten also als Ergebnis einer Delegitimierungsstrategie und nicht als Anzeichen dafür, dass diese „rassistischer“ sind als die herrschenden Klassen.

pital dadurch, dass sie RassistInnen als minderbemittelt darstellt, dass sie also offenen Rassismus symbolisch mit einem Mangel von kulturellem Kapital verbindet (6.1). Dadurch erhöht sie den Preis des Einsatzes, so dass sich offener Rassismus nur noch für die sozialen Gruppen lohnt, deren soziale Lage ohnehin nicht von anerkanntem kulturellem Kapital abhängig ist.

Sekundäre Effekte Dadurch, dass es gelungen ist, offenen Rassismus erfolgreich zu delegitimieren, ergibt sich sekundär eine weitere Möglichkeit antirassistischer symbolischer Kämpfe. Im Akt des *Aufdeckens* von rassistischer symbolischer Gewalt werden dessen VertreterInnen als ähnlich kulturlos und illegitim „erkannt“ wie die unteren Schichten. Hier erscheint Antirassismus als eine mächtige Form der Delegitimierung, womit sich die oben angedeutete Empörung der Intellektuellen erklärt, die sich zu Unrecht angegriffen wähnen.

Paradoxe Effekte Aus dieser machtstrategisch wertvollen Vorgehensweise ergeben sich aber auch weitere – nun nicht mehr erwünschte – Effekte. Wenn es einem Flügel der gebildeten Mittelschicht gelingt, eine vorher unverdächtige Handlung als rassismusrelevant darzustellen, so laufen die angegriffenen Akteure Gefahr, einen symbolischen Kampf zu verlieren. Was tun? Sie versuchen ihrerseits, die Angreifer zu delegitimieren, – setzen sie beispielsweise wie Haug mit den Rassisten gleich⁵⁴ oder machen sie wie Kowalsky für Rechtsextremismus verantwortlich. Oder sie ziehen – wie übrigens auch die Rechte – symbolischen Mehrwert aus der Tabuisierung und stellen sich als TabubrecherInnen dar: als Letzte, die noch offen über die Probleme der Einwanderung reden und die in der Lage sind, moralische Totschlagsargumente differenziert zu kritisieren. Dann halten sich die symbolischen Geschütze in etwa die Wage, und ich werde in 3.3 zeigen, dass sich das Aufdecken von Rassismus – allen Opfergefühlen der „unschuldig“ Angegriffenen zum Trotz – aus Sicht der AntirassistInnen nicht als ganz so mächtig erweist, wie es beim ersten Blick erscheint.

Multidimensionalität von symbolischen Kämpfen Eine weitere Besonderheit, die sich aus der symbolischen Qualität des Rassismus und antirassistischer Kämpfe ergibt, ist die Möglichkeit, von einer Dimension symbolischer Kämpfe zu einer anderen zu wechseln. Man kann rassistisches symbolisches Kapital nicht nur dadurch entwerten, dass man es mit anderen Kapitalsorten verkoppelt, sondern auch, indem man es mit anderen symbolischen Kämpfen verbindet. In diesem Zusammenhang erklärt sich das „Ausleihen“ sozialer Autorität aus anderen symbolischen Kämpfen, indem man das Ziel der Kritik mit bereits delegitimierten Praktiken vergleicht, also z.B. Deportationen in Diktaturen heute mit der Deportation von JüdInnen in Konzentrationslager.⁵⁵ Auch der Zusammenhang zwischen der Emanzipation

54 „Der Antirassist konstruiert den Rassisten als einen, der Rasse konstruiert“ (Haug 1992: 32). Haug übersieht beim „Spiegelverhältnis zwischen Antirassist und Rassist“ (1992: 32), dass Konstruktionen erst in ihrem sozialstrukturellen Rahmen, also angesichts der Definitionsmacht, die sie ausüben, beurteilt werden können.

55 Zum Beispiel hatte auf der Tagung „Gewalt und Konfliktbearbeitung“ der Evangelischen Akademie Arnoldshain vom 16.-18. Februar 1996 der Beitrag eines „Shalompädagogen“ (!) den aussagekräftigen Titel „Mobbing – Judenverfolgung aus Mangel an Juden“.

in einem symbolischem Kampf, z.B. gegen Sexismus, und der Affirmation von symbolischer Gewalt in einem anderen muss nicht länger verwundern (4.2.4.4). Man muss die Kämpfe um eine bestimmte Sorte symbolischen Kapitals daher im Zusammenhang mit anderen symbolischen Kämpfen und Kapitalverteilungen betrachten.

Schlussfolgerungen

Antirassismus ist einerseits ein symbolischer Kampf, in dem sich eine Gruppe neu konstituiert, ihre Position gegenüber anderen Gruppen verbessert und eine eigene Perspektive auf die Welt entwickelt und behauptet. Andererseits würden einige dafür plädieren, Antirassismus als symbolische Revolution zu sehen, die die Logik des symbolischen Tausches prinzipiell in Frage stellt. Mir erscheint das letztgenannte Ziel zwar sinnvoll, aber zu hochgesteckt und unspezifisch. Eine Rekonzeptualisierung von Antirassismus als Versuch, rassistisches symbolisches Kapital zu entwerten, erweist sich demgegenüber als ungleich fruchtbarer. Mit einer solchen Modellvorstellung kann ein breites Feld heterogener symbolischer Strategien erschlossen werden, die mit Strukturveränderung Hand in Hand gehen, sie aber auch hervorrufen, indem sie rassistisches symbolisches Kapital flexibilisieren und dadurch seiner kapitalförmigen Qualitäten berauben.⁵⁶

Denkt man Antirassismus als Entwertung von rassistischem symbolischem Kapital, so können antirassistische Argumentationen und die Kritik an denselben als Bestandteile symbolischer Kämpfe erfasst werden. Die oben zitierte Debatte über die Gefahren des Antirassismus erscheint dann als Kampf um die Definitionsmacht, in dem die verschiedenen Fraktionen der intellektuellen Klassen jeweils für sich das Recht beanspruchen, über die Legitimität von rassistisch delegitimierenden Praktiken zu entscheiden. Das Modell ist aber auch dafür geeignet, die Stoßrichtung unterschiedlicher antirassistischer Strategien zu erklären. Zum Beispiel lässt sich die Mobilisierung rassistisch Dominierter, die manche als Ethnisierung antirassistischer Politik oder als Identitätspolitik beklagen, als Umwertung von negativem rassistischem symbolischem Kapital zu positivem sozialen Kapital deuten. Wenn aus „Schwarzen“ Afrodeutsche werden, wandelt sich eine fremddefinierte rassistisch delegimierte Klasse in eine selbstdefinierte soziale Bewegung, die durch ihre Organisation soziales Kapital gewinnt und versucht, sich symbolisch aufzuwerten.

Anwendbarkeit

⁵⁶ Ich verwende den Strategiebegriff im Bourdieu'schen Sinne. Antirassistische Strategien sind Handlungen, die an das Feld, in dem sie operieren, objektiv angepasst sind, ohne dass sich das in einer subjektiv „strategischen“ Absicht widerspiegeln muss. Handlungen werden über ihre Effekte, nicht über die ihnen zugrunde liegende Absicht als antirassistisch qualifiziert. Hingegen würde ich objektive Veränderungen, die selbstläufig antirassistische Effekte hervorbringen, nicht als antirassistische Strategien ansehen.

Zweideutigkeit antirassistischer Strategien

Wer Antirassismus weder auf Konkurrenzkämpfe innerhalb gegebener Strukturen reduziert noch als Revolution symbolischer Produktion überhöht, muss mit einer gewissen Ambiguität antirassistischer Strategien rechnen. Sie funktionieren innerhalb der Strukturen und verändern diese zugleich. Dadurch, dass sie sich der Logik symbolischer Reproduktion bedienen, um eine spezifische Form rassistischer symbolischer Delegitimation zu bekämpfen, werden sie aber auch zweideutig und angreifbar. Zum Beispiel kritisieren antirassistische Kämpfe zwar in der Tendenz rassistische Klassifikationen. Es kann aber auch vorkommen, dass sie diese verstetigen, wenn sie eine dominierte Gruppe aufwerten wollen. Wetherell und Potter verweisen auf „frequent occasions where successful anti-racist practice has relied strongly upon common-sense phenotypical characterizations without deconstructing these first“ (1992: 71).

Effekte

Wenn antirassistische Strategien dafür kritisiert werden, dass sie selbst die Effekte hervorbringen, die sie eigentlich bekämpfen, so verweist das nicht nur darauf, dass in der Debatte über Antirassismus Intellektuelle ihre Deutungsansprüche verhandeln. Da sich rassistische und antirassistische Kämpfe beide strukturell ähnlicher Logiken symbolischer Produktion bedienen, sind antirassistische Strategien nicht immer eindeutig von Rassismus affirmierenden symbolischen Kämpfen zu unterscheiden. Vielmehr muss man im konkreten Fall zeigen, in welcher Hinsicht eine Strategie rassistisches symbolisches Kapital entwertet oder stabilisiert. Viele Handlungen können in beide Richtungen interpretiert werden, was erneut darauf verweist, dass die Effekte, die eine Handlung tatsächlich hervorbringt, für die Qualifikation einer Handlung als rassistisch relevant oder antirassistisch zentral sind.

3.2 Handlungspraktische Probleme des interaktiven Antirassismus

Was in Kapitel 2.1.3 als Problem für die wissenschaftliche Erkenntnis diskutiert wurde, bringt auch die antirassistische Praxis in verschiedene Dilemmata: Mikrosoziale Interaktionen sind zwar ein bedeutsamer Bestandteil der Reproduktion von Rassismus und wenn rassistische Strukturen in die Krise geraten, können die Diskurse von antirassistisch Engagierten durchaus aufschlussreich sein. Dennoch liegt zwischen dem Gespräch in einer meinungsbildenden Gruppe und z.B. einem Zeitungsartikel, also einem Eingriff in einen öffentlichen Diskurs, ein langer Weg, der von der Institutionalisierung der Medien, den politischen Kräfteverhältnissen und vielen anderen Faktoren beeinflusst wird. Für die Subjekte, die in antirassistischen Gruppen aktiv werden, bringt dieser Weg eine erhebliche handlungspraktische Schwierigkeit mit sich. Sie streben die Veränderung von Strukturen sozialer Ungleichheit an, müssen aber weiterhin in interaktiven Zusammenhängen handeln, die von diesen Strukturen geprägt sind. Ihre Praxis muss in der jeweiligen Lebenswelt subjektiv Sinn ergeben, obwohl sie einige Funktionsprinzipien dieser Lebenswelt in Frage stel-

len will.

Zum Beispiel klafft die subjektive und die objektive Bedeutung einer Handlung in Abhängigkeit von deren situativem Rahmen auseinander. Eine Handlung, die innerhalb einer Klasse keinerlei machtstrategische Bedeutung hat, kann in einem machtasymmetrisch strukturierten Feld eine rassistische Bedeutung gewinnen, die für die Handelnden so nicht nachvollziehbar ist. Wenn eine Diskussionsleiterin auf einem Parteitag an die demokratische Konfliktkultur verfeindeter Fraktionen in der Partei appelliert, werden die meisten das nur begrüßen und ihre Handlung ist in Bezug auf objektive Machtasymmetrien neutral. Wenn die gleiche Diskussionsleiterin in einer deutschen Zeitung kommentiert, dass „die Muslime“ – die in Deutschland im Allgemeinen nicht die gleichen politischen Rechte haben wie sie – demokratische Konfliktkultur lernen müssten, affirms ihre Handlung einen rassistischen Diskurs und dient dazu, die Exklusion rassistisch Dominierter aus dem politischen Feld mit deren Defiziten zu legitimieren. Eine völlig unproblematische Handlung kann also in einer machtasymmetrisch strukturierten Situation rassistische Effekte entfalten, da ihre Wirkung durch die objektive Definitionsmacht der Kommentatorin potenziert wird (vgl. Kapitel Fünf). Wenn man die Einseitigkeiten antirassistischer Praktiken bzw. die Grenzen des mikrosozial Erreichbaren verstehen und möglicherweise umgehen will, muss man versuchen, einige Schwierigkeiten antirassistischer Praxis auch theoretisch zu erklären.⁵⁷

Beispiel

3.2.1 Zweideutigkeit rassismusrelevanter Handlungen

Da es gelungen ist, offenen Rassismus zu delegitimieren, vermindert das Aufdecken von subtilen Rassismen gerade innerhalb der gebildeten Mittelschichten den Wert von rassistischem symbolischem Kapital. Solange offener Rassismus einem Eingeständnis kultureller Rückständigkeit gleichkommt, können erkennbar rassistische Strategien nur mit vermehrtem Aufwand und unter erhöhtem Risiko eingesetzt werden. Allein, gerade bei symbolischer Gewalt ist das *Erkennen* rassismusrelevanter Interaktionen von der Perspektive der Beobachtenden abhängig.

Perspektiv-abhängigkeit des Erkennens

In der Sequenz „Eröffnung“ werden mögliche rassistische Effekte von den Gruppenmitgliedern selbst und von der Außenbeobachterin ganz unterschiedlich interpretiert und das mit gutem Grund. Die linksradikale Gruppe will sich in ihrer Diskussion darüber verständigen, warum bei ihnen kaum MigrantInnen mitarbeiten und Mark versucht, die Abwesenheit von MigrantInnen einerseits mit der subkulturellen Geschlossenheit der Gruppe und andererseits mit dem fehlenden interkulturellen Verständnis der MigrantInnen zu erklären. Er verbindet also Selbstkritik mit einer Unterstellung gegenüber den MigrantInnen.

Sequenz „Eröffnung“

Mark: Aber ich glaub schon, dass so linke politische Gruppen in Deutschland (1) oder Subkul-

57 Dies geschieht bei Bonnett 1993, ansatzweise auch bei Osterkamp 1997.

turgruppen in Anführungszeichen sich viel über Abgrenzung definieren und ich glaub, dass MigrantInnen mit dem nich so richtig. Da ham die gar (keine Beziehung/Feeling) für. Wenn [...] du keine Beziehung hattest vorher zu dieser Subkultur oder da eingewachsen bist und diese ganzen Regeln kennst. Ich glaub, vieles ist extrem unverständlich für dich, was da läuft und was da passiert, und du kannst das nicht nachvollziehen und steigst dann da aus. [...]

Birgit: Das ist doch aber nicht ein Problem von Migranten. (1) Also ich mein (Wiebke): Weiß ich nicht,

(Silvia): Kein Problem nur von Migranten. Das empfind ich auch so.

Wiebke: Aber vielleicht verstärkt noch von Migranten. [Zwischenrufe, A.W.] Also ich denk, es gehörn schon einige Dinge dazu, um in einer Politgruppe so Fuß zu fassen. Ich denk, man braucht ein Selbstbewusstsein, man muss sich irgendwie artikulieren können, irgendwie (1) aktiv Anschluss suchen auch. Und (1) das ist zumindest für diejenigen MigrantInnen, die noch nicht so perfekt deutsch sprechen, eine zusätzliche Schwelle und die noch nicht so vertraut sind mit den kulturellen Gepflogenheiten hier. Und da, ich fand des gut, was der eine Schwarze da mal gesagt hat, so ein Einstiegsangebot so [...] auf Englisch Leute über ihre Rechte oder die Gesetzgebung aufklären, direkt vor der Gruppensitzung, dass dann da vielleicht welche da bleiben (P1: 308ff).

Inter-
pretation Birgit und Wiebke greifen die Kritik an MigrantInnen, die in Marks zweideutiger Äußerung enthalten ist, auf und widersprechen ihr: Birgit hört heraus, dass Mark trotz seiner selbstkritischen Einleitung das Problem den MigrantInnen zuschieben möchte, und verweist darauf, dass die von Mark beschriebene Schwierigkeit kein Problem von MigrantInnen sei. Silvia versteht und wiederholt Birgit so, dass *nicht nur* MigrantInnen dieses „Problem“ haben. Daraufhin stellt Wiebke fest, dass MigrantInnen das Problem „vermehrt“ haben. Sie führt aus, welche positiven Fähigkeiten nötig sind, um in einer „Politgruppe“ Fuß zu fassen. Damit wertet sie die eigene Gruppe auf. Indem sie dann verständnisvoll darstellt, dass diese Anforderungen für die MigrantInnen, die noch nicht so gut deutsch sprechen und noch nicht mit den kulturellen Gepflogenheiten vertraut sind, eine zusätzliche Hemmschwelle darstellen, bekräftigt sie, dass die Defizite der MigrantInnen die Ursache für deren Unterrepräsentanz in der Gruppe sind. In den Reaktionen der Gruppenmitglieder geht Marks Selbstkritik sukzessive verloren und der Diskurs enthält zunehmend rassistische Klassifikationen und Abwertungen. Die letzte Sprecherin Wiebke lässt die „kulturellen Gepflogenheiten hier“ als national homogen erscheinen. Zugleich greift sie aber Marks These von der Geschlossenheit der linksradikalen Gruppe auf, diesmal nicht als selbstkritische Einleitung, aus der nichts folgt, sondern als handlungspraktisches, kompensatorisches Angebot, durch das MigrantInnen trotz ihrer Defizite einen Einstieg in die Gruppe finden sollen.

Reaktionen
der Gruppe Schon diese kurze Passage ist also in jeder Hinsicht komplex. Stünde Marks Äußerung allein oder wäre sie Teil eines Interviews, ließe sich schwerlich zeigen, inwiefern sie rassismusrelevant ist. An den Reaktionen der Gruppe wird jedoch der Kontext der Äußerung deutlicher, so dass ihre diskursiven Effekte besser verständlich sind. Zum Beispiel lässt die Gruppe den selbstkritischen Teil der Äußerung sofort fallen. Das ist ein Anhaltspunkt dafür, dass die Selbstkritik eher als Einleitung denn als Proposition verstanden wird, dass es sich also möglicherweise um die von Van Dijk (1992) beschriebene sozial erwünschte Verleugnung von Rassismus handelt. Dann weist Birgit zurück, dass

es sich um ein „Problem von Migranten“ handelt. Erst in diesem Moment wird deutlich, dass Marks Statement im Kontext der gesamten Diskussion als Argument für Defizitansätze, die die Ursache für Rassismus in den Defiziten der rassistisch Dominierten suchen, interpretiert werden kann. Auf jeden Fall ermuntert seine Aussage Wiebke zu einer nun deutlich als rassistisch verkürzt erkennbaren Schilderung, die dann allerdings wieder in einen konkreten Verbesserungsvorschlag mündet.

Wie lässt sich das Zitat im Hinblick auf die Reproduktion von Rassismus deuten? Kritisiert sich Mark selbst oder klagt er die MigrantInnen an? Hat Marks Selbstkritik Folgen oder ist sie nur eine konventionelle Einleitung? Wertet Wiebke sich selbst auf oder ist sie die einzige, die ein konkretes Engagement der Gruppe befürwortet? Die Äußerungen sind objektiv zwiespältig, d.h. es gibt Anhaltspunkte für ihre Rassismusrelevanz und sie enthalten antirassistische Ideen und Vorschläge. Obwohl die Passage „Eröffnung“ ein besonders eindrucksvolles Beispiel bietet, sind zweideutige Äußerungen wie diese typisch für den Diskurs der antirassistischen Gruppen. Dabei ist die Ambiguität der Sequenz nicht nur der Tatsache geschuldet, dass Mark sich möglichst wenig angreifbar machen will, sondern die Aussagen können tatsächlich in zwei Richtungen interpretiert werden und es hängt vom Publikum und vom Kontext ab, welche Interpretation überwiegt.

Mit etwas Abstand und aus Sicht der AußenbeobachterIn ist es vielleicht möglich, übereinstimmende Vorannahmen und deren Rassismusrelevanz herauszuarbeiten. Zum Beispiel sind sich alle Sprechenden einig, dass es sich um ein „Problem“ handelt und nicht um einen Konflikt. MigrantInnen werden nicht als politisch aktive Subjekte wahrgenommen, die der Gruppe aufgrund von politischen oder anderen Differenzen fernbleiben, sondern als hilflos zurückweichende Zielgruppe, die aufgrund ihrer Defizite nur schwer zu erreichen ist. Man könnte also versuchen, die Widersprüche des Diskurses zu verdeutlichen. Damit hätte man aber lediglich den „Intellektualismus der Intellektuellen“ (Bourdieu) ausgenutzt, würde also aus dem Umstand, dass die Wissenschaft über gesteigerte Reflexionsmöglichkeiten verfügt, einen sonst nicht legitimierbaren Wahrheitsanspruch ableiten.

Es führt kein Weg daran vorbei, die prinzipielle Zweideutigkeit vieler rassismusrelevanter und antirassistischer Handlungen anzuerkennen. Sie ergibt sich einerseits aus Beobachtungs- und Interpretationseffekten und verweist andererseits auf die ambivalente Position der HäretikerInnen in symbolischen Kämpfen. Für die antirassistischen Gruppen stellt sie ein erhebliches handlungspraktisches Problem dar. Wenn schon in den eigenen Reihen Äußerungen derart zweideutig sind, wie soll man dann rassismusrelevante Handlungen bei anderen wenigstens insoweit erkennen, dass man sie bekämpfen kann (vgl. 4.1.1)?

Objektive Ambiguität

Wissenschaftliche Arroganz

Fazit

3.2.2 Die Konfundierung verschiedener Konflikte

Haupt- und Nebenwidersprüche

Wie Bar-On am Beispiel des politischen Konfliktes zwischen Israelis und Palästinensern zeigt (1997), überlagern sich im Normalfall mehrere unterschiedliche Konflikte, die – so würde ich ergänzen – häufig mit symbolischer Dominanz verbunden sind. Diese verschiedenen Konflikte können sich wechselseitig verstärken oder unterdrücken und es ist schwierig, sie auf allen Ebenen gleichzeitig zu bearbeiten (Fisher 1990). Ich werde im Kapitel 4.2.4.4 zeigen, dass die Konfundierung von Konflikten über Rassismus und über Sexismus zur vermehrten Reproduktion rassistischer Effekte führt. Fast immer wird ein Konflikt als „Nebenwiderspruch“ unter den anderen – vordringlicher erscheinenden – subsumiert, und genau das verleiht dann beiden Konflikten zusätzliche Brisanz. Der Konflikt darüber, wer den Konflikt definiert, wirkt eskalierend. Auch kann es in der Praxis schwierig sein, verschiedenen Konfliktebenen gleichzeitig Rechnung zu tragen. Zum Beispiel kritisierte der Burnage-Report über eine britische Schule, in der ein 13-jähriger Migrant von einem gleichaltrigen Arbeiterkind ermordet wurde, dass die antirassistische Erziehung an dieser Schule alle anderen sozialen Ungleichheiten ignorierte und so weiße Unterschichtsangehörige in eine sozial *und* symbolisch unterprivilegierte Situation gerieten (Bonnett 1993).

Fazit

Man sollte sich daher bemühen, die Konfundierung verschiedener Konflikte zu konstatieren und sie systematisch – auch in ihrer Situationsabhängigkeit – zu untersuchen, ohne *a priori* zu entscheiden, welche Konfliktebene prinzipiellen Vorrang genießt. Aufgrund der Multidimensionalität symbolischer Kämpfe kann sich Antirassismus nicht auf eine Konfliktdimension konzentrieren und man muss damit rechnen, dass die konstruktive Intervention in einen Konflikt eine konfliktverschärfende Stellungnahme in anderer Hinsicht mit sich bringt.

3.2.3 Spezifische Widersprüche zwischen Intention und Effekt

Politische Ideale und ihre Effekte

Zahllose Sprichwörter drücken es aus. Sir Isaiah Berlin formuliert es als einer von vielen: „Mir scheint die Suche nach dem Vollkommenen immer die Gefahr des Blutvergießens in sich zu bergen und es wird nicht besser, wenn sich die aufrichtigsten Idealisten, die Menschen reinsten Herzens, auf diese Suche begeben.“⁵⁸ Zwischen politischem Ideal und praktischer Umsetzung klafft eine Lücke und paradoxe Weise kann diese größer werden, wenn man es besonders gut meint. Was schlimmer ist: Naive gute Absichten können sich, wenn sie wie bei den FlüchtlingssozialarbeiterInnen desillusioniert werden, in eine besondere Anfälligkeit für rassistische Deutungen verkehren.

Christa: [Wir sind] ja fast alle unvoreingenommen eigentlich in die Arbeit reingegangen. [...] Man geht offen ran. Man geht ehrlich mit offenen Armen [ran, A.W.] und denkt, man kann ir-

58 Das Zitat entstammt dem Winterprogramm 1998/99 des Einstein Forums Berlin.

gendwie helfen. [...] Man [...] ist sehr enttäuscht. Man denkt, dass man mit dem, wie man den Leuten entgegentritt, dass das genauso wieder zurückkommt. Und wenn man dann dreimal über den Tisch gezogen wurde, dann ändert sich natürlich dann auch die eigene Einstellung teilweise zu solchen Fragen. [...] Das sind eben solche Gegensätze. Auf der einen Seite macht man Erfahrungen, die wunderbar sind, die einen selber bereichern, wo man selber wahnsinnig tolerant wird und in anderen Blick für wichtige Dinge kriegt und auf der anderen Seite aber eben Dinge, die [einen] Schubladen aufmachen lassen und [wo man, A.W.] sagt: ‚Der gehört da rein‘ und ‚Des is einer von den anderen, von den besseren‘ (P43: 94ff).

Gerade dass die FlüchtlingssozialarbeiterInnen unvorbereitet in die Arbeit gingen, ohne professionelle Distanz und mit offenen Armen, macht sie besonders anfällig dafür, die alltäglichen Schwierigkeiten mit den KlientInnen als persönliche Enttäuschung zu empfinden und sie dann den Flüchtlingen als persönlichen Fehler anzurechnen. Und gerade weil die Gruppe es sich nicht leicht macht, sondern an ihrem beruflichen Ethos als Helfende festhält, gerät sie in ein fast unauflösbares Dilemma zwischen ihren negativen Erfahrungen im Alltag, deren rassistischer Deutung im öffentlichen Diskurs und ihrem Wunsch, ihren KlientInnen ohne Voreingenommenheiten zu begegnen.

Gegensätze zwischen dem politischen Ideal und seiner Wirkung nehmen beim Thema Rassismus noch zwei konkretere Formen an. Zum einen läuft die Solidarität mit den Dominierten, obwohl sie nötig ist, Gefahr, Letztere zu entmündigen. Dieses Problem wird in mehreren Gruppen diskutiert und in Ansätzen handlungspraktisch bearbeitet.⁵⁹ Es führt aber dennoch zu paradoxen Effekten, denn mehrere antirassistisch Engagierte plädieren dafür, sich nicht vor rassistisch Angegriffene zu stellen, weil man sie dadurch entmächtige und patronisiere. Das Dilemma zwischen Solidarität und Patronisierung ist ein typisches Beispiel für die widersprüchlichen Auswirkungen machtasymmetrischer Strukturen auf der Mikroebene. Weil die Dominierten strukturell schwächer sind, sind sie in besonderer Weise auf den Schutz von Dominanten angewiesen. Auch wird das Einschreiten von Dominanten in symbolischen Kämpfen mehr Gewicht haben als der Protest von Dominierten. Zugleich führt genau die strukturelle Schwäche der Dominierten, die Solidarität notwendig und sinnvoll macht, dazu, dass Handlungen und Deutungen der Dominanten als gewichtiger wahrgenommen werden als die der Dominierten. Wenn sich Dominante also in Konflikten mit Dominierten solidarisieren, laufen sie aus prinzipiellen Gründen Gefahr, dass sie dominierte Handelnde entmächtigen.

Hilfe als Entmündigung

59 Einen Teil des Problems vermeidet man z.B., wenn man ein Einschreiten nicht als „Schutz des Opfers“, sondern als von eigenen Interessen geleitet darstellt. Das ist in Ansätzen bei der linksradikalen Gruppe der Fall. Auch rassistisch Dominante haben ja gute Gründe, sich für Menschenrechte, zivile Umgangsformen, etc. einzusetzen. Wenn man antirassistische Praxis nicht mit Solidarität, sondern mit einem eigenen politischen Programm begründet, hat das den weiteren Vorteil, dass evtl. Differenzen zwischen der eigenen Politik und der von rassistisch Dominierten sichtbar bleiben. Im Prinzip ist noch eine weitere Lösung des Dilemmas denkbar, die in der stadtpolitischen Gruppe diskutiert wird. Man könnte in der jeweiligen Situation darauf achten, welche Art von Unterstützung von den jeweils Angegriffenen gewünscht wird. In der Praxis kann jedoch bereits die Nachfrage als Bevormundung wahrgenommen werden, es ist nicht immer möglich nachzufragen und es ist nicht sinnvoll, jegliches Einschreiten von der Wahrnehmung der Betroffenen abhängig zu machen.

Rassistische Kategorien

Ein zweiter konkreter Widerspruch zwischen Intention und Effekt betrifft die Unmöglichkeit, die rassistischen Klassifikationen, gegen die die antirassistische Bewegung kämpft, zu vermeiden. Die Konstruktion von Kategorisierungen schafft ihre eigene „Realität“, d.h. Menschen identifizieren sich mit den Kategorien, sie werden mit ihnen identifiziert und ihre objektive Position im sozialen Raum ändert sich mit den Klassifikationen. Wenn AntirassistentInnen die Folgen von Rassismus anprangern wollen, müssen sie sich auf die sozialen Gruppen beziehen, die sich aufgrund rassistischer Klassifikationen formierten. Indem sie z.B. über die Benachteiligung von MigrantInnen sprechen, konstruieren sie diese zugleich als defizitär. Dieses Dilemma wird in Kapitel 4.2.3 ausführlicher behandelt.

Fazit

Hirschman kennzeichnet die hier beschriebene Paradoxie als konservative Rhetorik, der zufolge „alles absichtsvolle Handeln mit dem Ziel, bestimmte Gegebenheiten der politischen, sozialen oder ökonomischen Ordnung zu verbessern, nur zur Verschlimmerung der Lage“ (1992: 21) diene. Sie wolle „progressive Politik und progressive Strömungen des Denkens abwerten und desorientieren“ (Hirschman 1992: 20). Ich vertrete die These, dass die Beobachtung der Paradoxie ebenso wie die Rhetorik über dieselbe auf ein ungelöstes Problem verweisen. Gerade wenn in mikrosozialen Handlungen makrosoziale Effekte erzielt werden sollen, gewinnen mögliche Gegensätze zwischen Handlungsintention und -effekten (Merton 1936; Knorr-Cetina 1988; Joas 1992; Giddens 1995) eine objektive Problematik. Handlungspraktische Solidarisierung wirkt in einem strukturell ungleichen Rahmen auch als Patronisierung. Antirassistische Mobilisierung muss sich auf die Klassifikationen beziehen, die sie eigentlich ablehnt. Besonders gute Intentionen können zu besonders herben Enttäuschungen führen. Für alle diese konkreten Schwierigkeiten finden sich praktische Lösungen im Material, die jedoch den zugrunde liegenden Widerspruch nur in Ansätzen auflösen können. Wenn man die Aporien antirassistischer Praktiken erklären will, muss man sich mit Widersprüchen zwischen Intentionen und Effekten auseinander setzen.

3.2.4 *Die begrenzte Wirksamkeit von Handlungen*

Ungewollte Privilegien

Intentionen werden nicht nur deshalb frustriert, weil sie in Abhängigkeit von der Interaktionssituation nicht-intendierte Effekte hervorbringen. Wenn sich Handlungen auf ein Ziel hin ausrichten, das sich ihnen aus prinzipiellen Gründen entzieht, werden sie ebenfalls nur in Grenzen erfolgreich sein. Das ist bei Antirassismus der Fall, denn die strukturellen Aspekte des Rassismus und die habitualisierten Formen ihrer Reproduktion können durch intentionales Handeln nicht unmittelbar aufgelöst werden. Auch wenn antirassistisch Engagierte ehrlich davon überzeugt sind, dass die Kosten des Rassismus langfristig überwiegen oder wenn sie auf keinen Fall an einem Unrechtssystem partizipieren

wollen, wird sich nicht sofort etwas daran ändern, dass die Gesellschaft, in der sie leben, rassistisch Dominante privilegiert. Damit befinden sich antirassistisch Engagierte aus den rassistisch dominanten Klassen in einer widersprüchlichen Situation: Obwohl sie sich persönlich gegen Rassismus engagieren, profitieren sie objektiv von dem Kapital, das ihnen von rassistischen Strukturen verschafft wird. Das bringt es mit sich, dass sich rassistisch Dominierte u.U. auch zu antirassistisch Engagierten abweisend verhalten. Die antirassistische Aktivistin Hanna ist z.B. unglücklich darüber, dass die Zusammenarbeit mit der Gruppe von Schwarzen nicht klappt, die sich im Nebenzimmer der linksradikalen Gruppe separatistisch organisiert hat. Hanna fragt sich, ob ihre Gruppe etwas falsch gemacht hat oder ob die andere Gruppe politisch inakzeptable Prioritäten setzt (Sequenz „Separatismus“). Es könnte aber sein, dass sich die Gruppe von rassistisch Dominierten gar nicht aufgrund der Fehler der linksradikalen Gruppe für eine separatistische Organisation entschieden hat, sondern weil sie angesichts von alltäglicher Diskriminierung in allen Lebensbereichen einen sicheren Raum „für sich“ sucht.

Die Unmöglichkeit, in ungleichen Strukturen unbelastete Interaktionen zu ermöglichen, erleben antirassistisch Engagierte meist als diffuse eigene Schuld. Wie oben gezeigt, enthält auch die Literatur über Rassismus immer wieder den Appell, die eigene Verstrickung und Kollaboration mit Rassismus zu reflektieren, ohne dass deutlich wird, dass sie einen zwangsläufigen Effekt der Teilhabe an einer rassistischen Gesellschaft beschreibt, den die Subjekte weder schuldhaft verursachen noch selbstständig auflösen können. Dadurch, dass Widersprüche zwischen antirassistischen Zielen und einer von rassistischen Strukturen geprägten Praxis aufgedeckt werden, geraten v.a. antirassistisch Engagierte unter Druck: Diejenigen, die sich aus Überzeugung hinter Gleichheitsnormen stellen, stehen besonders dumm da, wenn sie in ihrer Praxis als rassistisch „enttarnt“ werden. Genau das ist aber prinzipiell immer möglich.

Schuld-
gefühle

3.2.5 *Mangel an einfachen Lösungen*

Es sollte nun deutlich geworden sein, dass die symbolische Qualität von Auseinandersetzungen über Rassismus (3.1) ebenso wie die handlungspraktischen Probleme des interaktiven Antirassismus (3.2) zur Komplexität der symbolischen Kämpfe gegen „Rassismus“ beitragen. Sie erklären den weit verbreiteten Eindruck, dass man im Zusammenhang mit Rassismus nichts richtig und alles falsch machen kann. Ebenso wie man offenen Rassismus unschwer als solchen erkennen kann, gibt es natürlich auch eine ganze Reihe von einfachen und klaren antirassistischen Zielen und Projekten, die über jeden Zweifel erhaben sind und nur der Umsetzung harren. Beide Phänomene machen aber den kleineren Teil des sozialen Problems „Rassismus“ aus. Wenn die Legitimität und Illegitimität von Praktiken umstritten ist, wenn Handlungen unter einem Gesichts-

punkt als legitim erscheinen und unter einem anderen als illegal, wenn die Wirksamkeit antirassistischer Programme zweifelhaft ist oder wenn man grundsätzlich fragen muss, ob das Problem auf der interaktiven Ebene bearbeitet werden kann, lohnt es sich, die hier dargestellten Schwierigkeiten genauer zu berücksichtigen.

Theorie und
Praxis

Dennoch bringt meine theoretische Rekonstruktion ein praktisches Problem mit sich: Ich versuche zu differenzieren, arbeite Widersprüche und Paradoxien heraus und lege so den Schluss nahe, den viele TheoretikerInnen des Antirassismus ziehen: „Die Auseinandersetzung mit Rassismus (...) erfordert zwangsläufig eine hohe Differenziertheit und einen hohen Grad an kritischer Selbstreflexion, um eine Reduktion zu verhindern, die nicht selten die vorhandenen rassistischen Strukturen stabilisiert, statt sie zu verändern“ (Castro Varela 1997: 246). Bringt uns aber die vertiefte theoretische Reflexion wirklich der Lösung des Problems näher? Hatte ich nicht vielmehr gezeigt, dass sie einige handlungspraktische Probleme des Antirassismus aus prinzipiellen Gründen nicht überwinden kann? Aus Sicht der Soziologie ist die theoretische Analyse notwendig, um Aporien der Praxis zu erklären und damit mittelbar zu ihrer Überwindung beizutragen. Aus der Theorie lässt sich aber nur sehr indirekt ein Rezept für die antirassistische Praxis ableiten.

Im dritten Teil dieses Kapitels werden daher interaktive antirassistische Praktiken eingehend beschrieben. Antirassistisch Engagierte leben mit der hier geschilderten Vielzahl von Widersprüchen und Unmöglichkeiten. Da ihre politische Praxis sich an die Logik des Feldes, in dem sie operieren, anpassen muss und sie diese über Jahre hinweg weiterentwickeln, ist anzunehmen, dass diese im Hinblick auf ihre Ziele immer effizienter wird. Durch die Beobachtung ihrer antirassistischen Praktiken gewinne ich eine zweite Perspektive auf meinen Gegenstand, die ich am Ende mit der theoretischen Einführung zu verbinden hoffe.

3.3 Interaktive antirassistische Strategien

Trotz der politischen Marginalität der antirassistischen Bewegung gehören antirassistische Strategien zu den alltäglichen Kompetenzen zumindest in der gebildeten Mittelschicht. Zum Beispiel weiß man, dass Widerspruch angezeigt ist, wenn jemand in der Öffentlichkeit behauptet, dass Flüchtlinge Sozialbetrüger oder Neger dumm seien. Diejenigen, die widersprechen, haben aber auch schon schlechte Erfahrungen mit ihren antirassistischen Bemühungen gemacht. Zum einen finden sie nicht immer die richtige Entgegnung, sind sich manchmal selbst nicht sicher, ob sie nur aus Anpassungsbereitschaft an die herrschende Norm oder aus wirklicher Überzeugung intervenieren. Außerdem wollen sich ihre Gegenüber meist nicht so aufklären lassen, wie man das wünschen würde, es kommt zu hässlichen Auseinandersetzungen, an deren Ende

meistens das Gefühl steht, nichts erreicht zu haben. Schließlich befanden sich viele schon einmal auf der anderen Seite, wurden also selbst der „Ausländerfeindlichkeit“ bezichtigt, und auch das ist keine angenehme Erfahrung.

Die Strategien und Effekte, die ich im Folgenden darstelle, sind also nicht typisch für antirassistische Gruppen, sondern sie finden sich in der einen oder anderen Form auch in den Kontrastgruppen. Allerdings setzen die antirassistisch Engagierten ihre Strategien gekonnter ein, so dass sich die hier geschilderten negativen Effekte in Grenzen halten. Stellenweise lassen sich *Kompetenzen* herausarbeiten, die bei denjenigen, die sich intensiver mit Rassismus auseinander gesetzt haben, ausgeprägter sind. Außerdem sind deutliche Unterschiede in der kurzfristigen *Effizienz* der Strategien zu beobachten, wodurch sich negative Erfahrungen in Auseinandersetzungen über Rassismus teilweise erklären. Dadurch wird etwas deutlicher, warum viele Menschen zwar antirassistische Strategien kennen, diese aber doch relativ selten und nicht immer mit Erfolg einsetzen.

Inhaltsbetonte und beziehungspraktische antirassistische Strategien

Wenn ich im Folgenden interaktive antirassistische Strategien untersuche, so meine ich Auseinandersetzungen, in denen Rassismusrelevanz erkannt, benannt, kritisiert und/oder durch neue Deutungen ersetzt wird. Dieser Vorgang lässt sich als Konflikt oder symbolischer Kampf deuten. In einem etwas allgemeineren Modell handelt es sich um Kommunikation und man kann mit von Thun (1981, 1989) vier Aspekte einer Nachricht unterscheiden:

1. „der *Sachinhalt*, der Informationen über die mitzuteilenden Dinge und Vorgänge in der Welt enthält
2. die *Selbstkundgabe*, durch die der ‚Sender‘ etwas über sich selbst mitteilt (...)
3. der *Beziehungshinweis*, durch den der Sender zu erkennen gibt, wie er zum Empfänger steht, was er von ihm hält und wie er die Beziehung zwischen sich und ihm definiert
4. der *Appell*, also der Versuch, in bestimmter Richtung Einfluss zu nehmen, die Aufforderung, in bestimmter Weise zu denken, zu fühlen oder zu handeln“ (von Thun 1989: 19f).

Die im Folgenden dargestellten Strategien unterscheiden sich hinsichtlich der Gewichtung der verschiedenen Aspekte. Inhaltsbetonte Strategien enthalten einen Dissens über den Sachinhalt der Mitteilungen, d.h. dass die Konfliktparteien über die Geltungsansprüche verschiedener Argumente debattieren: Nehmen Ausländer den Deutschen tatsächlich die Arbeitsplätze weg, ist das ein Vorurteil oder ist schon die Ausgangsfrage rassistisch? Dabei bleibt die Art, wie die Beziehung konstruiert wird, eindeutig. Die AntirassistInnen machen das Beziehungsangebot: „Ich überzeuge Dich“ und appellieren an das Gegenüber, dass es sich überzeugen lassen soll.

Demgegenüber setzen sich die KommunikationspartnerInnen bei den beziehungspraktischen Strategien über den Beziehungshinweis auseinander, und damit im weiteren Sinne über die Definition der Situation (Esser 1996a). Das Beziehungsangebot derjenigen, die rassismusrelevante Inhalte vertreten, lautet:

Inhalts-
betonte
Strategien

Beziehungs-
praktische
Strategien

„Stimme in den Chor ein“ oder: „Versuch ruhig, mich zu widerlegen. Du wirst Dir die Zähne ausbeißen.“ Die AntirassistInnen setzen dem andere Beziehungsangebote entgegen. Zum Beispiel drohen sie damit, die Ebene des freundschaftlichen konsensorientierten Beisammenseins zu sprengen, indem sie sich ihrerseits nicht auf Aufklärung einlassen, sondern ihre Position konfrontativ darstellen: „Mit mir kriegst Du Ärger, wenn Du so was sagst.“ Auf eine Debatte über Inhalte lassen sie sich nicht oder nur am Rande ein. Stattdessen appellieren sie an das Gegenüber, nicht auf einer offenen Auseinandersetzung zu beharren: „Lass uns was Besseres machen als streiten.“

**Zwei Ebenen
beeinflus-
sender Nach-
richten**

In seiner Studie über den Einfluss von Minderheiten auf die gesellschaftliche Norm betont Moscovici ebenfalls den Unterschied zwischen dem Inhalt einer Nachricht und dem Verhaltensstil, in dem sie vorgetragen wird.

„One could say that each message presented, whether in the form of a judgement or a behaviour, produces in us a twofold impact. On the one hand, it furnishes us with information about the belief or perception concerned. (...) On the other hand, behavioural style allows us to infer that this is a person strongly committed to his (...) position. (...) The recipient of such a message is thus affected at one and the same time by what is stated explicitly and by what is transmitted implicitly, by the content of what the person says and by its relation to the form (commitment, conviction, etc.). (...) We usually place the emphasis on the informational (or content) elements in behaviour, but its symbolic and stylistic features represent another dimension worthy of study“ (Moscovici 1985: 28).

Auf den ersten Blick würde man meinen, dass Moscovicis „Verhaltensstil“ dem Selbstkundgabeaspekt der Kommunikation entspricht. In seiner Begründung dafür, dass der Verhaltensstil für den Erfolg der Beeinflussung wichtiger ist als der Inhalt einer Nachricht, wird jedoch deutlich, dass auch er einen Prozess beschreibt, in dem die Minderheit die Definition der Situation verändert (Moscovici 1985: 19ff.). Wenn sie durch einen entschlossenen Verhaltensstil signalisiert, dass es ihr ernst ist, bedeutet das für die Mehrheit, dass sie einen offenen Konflikt in Kauf nehmen muss, wenn sie nicht nachgeben will. Die Minderheit kann so die Handlungsoptionen der Mehrheit verändern, was laut Moscovici unter bestimmten Umständen alleine schon für sozialen Wandel ausreichend ist.

**Situations-
spezifik**

Moscovici bezieht sich im wesentlichen auf Laborexperimente, also auf eine stark kontrollierte Untersuchungssituation. In dieser Studie können hingegen eine Vielzahl von Situationen beobachtet werden. Dabei wird sichtbar, dass die beiden Formen des interaktiven Antirassismus in spezifischen Interaktionssituationen besonders gut zur Geltung kommen. Beziehungspraktische Strategien werden v.a. dann eingesetzt, wenn im Alltag Handlungen aufeinander abgestimmt werden müssen, wenn also beide Seiten Interesse an einer tragfähigen Beziehung haben. Das ist im vorliegenden Material v.a. bei den Rollenspielen der Fall. Demgegenüber dienen die Gruppendiskussionen der handlungsentlasteten Reproduktion von Diskursen und bieten sich von daher eher für inhaltsbetonte antirassistische Strategien an. Die Strategien sind also an das Feld, in dem sie operieren, angepasst, und indem ich sie vergleiche, wechsle ich zwischen den sozialen Situationen, in denen sie besonders wirksam sind.

Da die Gruppendiskussionen *unter anderem* der Abstimmung von Handlungen dienen, können beziehungspraktische Strategien aber prinzipiell auch in Gruppendiskussionen eingesetzt werden und ich werde durch Zitate aus den Gruppendiskussionen zeigen, dass es sich nicht nur um ein Artefakt der Rollenspielmethode handelt.

3.3.1 Inhaltsbetonte Strategien

Bei den interaktiven Strategien, die gemeinhin als Kern des Antirassismus angesehen werden, handelt es sich überwiegend um inhaltsbetonte Strategien. Diese klären über Fehlschlüsse auf, differenzieren pauschale Behauptungen und bieten neue Deutungen an. Ich stelle sie zunächst im Überblick systematisch dar. Dadurch erscheinen sie als simple Argumentationsmuster, die man nach Rezept einsetzen könnte. Tatsächlich sind inhaltsbetonte Strategien aber Bestandteile komplexer Interaktionen, in denen sie Schlag auf Schlag handlungspraktisch eingesetzt werden. An der Sequenzanalyse „Doktorarbeiten“ wird die Komplexität antirassistischer Argumentationen in ihrem Kontext nachvollziehbar und man kann mit ihrer Hilfe die Wirkung inhaltsbetonter antirassistischer Strategien besser einschätzen.

3.3.1.1 Inhaltsbetonte Strategien im Überblick

Erklärungen und Gegenargumente

Ich hatte im ersten Kapitel gezeigt, dass Rassismus auch von der Forschung häufig als Folge kognitiver Defizite und Pathologien dargestellt wird. Dann ist es nahe liegend, diese Fehler aufzuklären, und tatsächlich waren Aufklärungsstrategien in den Gruppen beliebt. So vertrat Marei in der stadtpolitischen Gruppe die Ansicht, dass es „Neger“ eben gibt, denn sie ist weiß, weil ihre Eltern weiß sind, und andere sind schwarz, weil deren Eltern schwarz sind. Viele Gruppenmitglieder erklärten Marei daraufhin, dass „Rasse“ willkürlich aus einem Kontinuum von Hautfarben konstruiert werde. Sie gaben sich viel Mühe und illustrierten ihre Argumente:

Gisela: [...] Jetzt bring ich dir mal unsrern Njeru aus Tansania, unsrern Schwarzen, und setz den neben dich oder neben dich. Und dann legste deinen Arm an seinen Arm. Dann wirst de sehen, dass er dieselbe Hautfarbe hat wie du, der Schwarze. Du wirst ihn aber garantiert als Schwarzen einteilen, sag ich dir gleich, weil de [...] irgendwelche andern Merkmale [berücksichtigt, A.W.]. Und du siehst die Farbe schwarz. Der Mann ist so weiß wie du (P25: 1056ff).

Strategien des Erklärens bauen auf Einsichtsfähigkeit und –willen des Gegenübers. Sie widerlegen rassistische Diskursfragmente argumentativ und hoffen darauf, dass ihre Argumente Gehör finden. Dass sie sich im Streit häufig nicht durchsetzen können, verwundert nicht weiter, denn wer schon in einer po-

litischen Debatte zu, dass er oder sie sich geirrt habe. Auffällig ist allerdings, dass auch in Gruppen, die sich gut verstehen und die sich interessiert zuhören, viele inhaltliche Erklärungen ungehört verhallen. Marei steigt auf die Argumentation gar nicht erst ein. Sie versucht zwar immer wieder, ihren Standpunkt zu erklären, erläutert aber nicht, wie sie trotz der Willkür rassistischer Unterscheidungen annehmen kann, dass es „Rassen“ gibt. Bis zum Ende der Diskussion verwendet sie die zuvor kritisierten Kategorien selbstverständlich weiter.

Geltungs- ansprüche

Wenn Erklärungen sich direkt gegen eine explizite Behauptung richten, bezeichne ich sie als Gegenargumente. Deren Vielfalt lässt sich inhaltlich entlang der drei Habermas'schen Geltungsansprüche systematisieren. Wenn Gisela darauf verweist, dass es keine tragfähigen faktischen Anhaltspunkte gibt, um Rassen zu unterscheiden, zweifelt sie die *Wahrheit* einer Behauptung an. *Moralisch* argumentiert Inge, die die Unbequemlichkeit, die es ihr bereitet, auf einen möglicherweise diskriminierenden Begriff wie „Neger“ zu verzichten, gerne in Kauf nimmt, wenn die Möglichkeit besteht, dass sie jemanden damit kränken könnte (P25: 2166ff). Zugleich normativ und faktenbezogen sind *funktionale Argumentationen*: In der feministischen Kontrastgruppe, die sich mit Genitalverstümmelung in Afrika auseinander setzt, verweist eine Antirassistin darauf, dass die Gruppe schon deshalb nicht pauschal über ganz Afrika sprechen sollte, weil „du [...] nur dann wirkliche Lösungsmöglichkeiten finden [kannst], eben halt um Verstümmelung abzuschaffen, um die Beschneidung abzuschaffen, wenn du wirklich herausgefunden hast, inwieweit das in der Kultur verankert ist und wo genau das ansetzt“ (Petra, P10: 706). Die *expressive Wahrhaftigkeit* schließlich kommt meist im Zusammenhang mit rassistischen Argumentationen vor. Ein eher seltenes Beispiel für einen antirassistischen Geltungsanspruch, der sich auf Authentizität bezieht, findet sich ebenfalls in der Diskussion der feministischen Kontrastgruppe. Miriam plädiert für eine differenziertere Debatte, indem sie sich auf ihre persönliche Begegnung mit beschnittenen Frauen beruft. Was sie da erlebte, war in irritierender Weise anders, als die medienvermittelten Darstellungen, die sie vorher kannte.

Miriam: Für mich gibt es eben schon noch offene Fragen bei diesem Thema, nämlich Fragen, die für mich entstanden sind aus der Begegnung eben mit Mädchen und Frauen in [einem westafrikanischen Land, A.W.], von denen ich weiß, dass sie beschnitten worden sind. Und die mich beeindruckt haben, irritiert haben, dadurch, dass sie sehr unbefangen und sehr positiv sich dazu geäußert haben [...], also überhaupt nich mit meinen Erwartungen übereinstimmten [dass das] [...] total traumatisierend und ganz schrecklich [ist] (P10: 348ff).

Die feministische Kontrastgruppe argumentiert häufig mit persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen. Miriam nutzt also einen Geltungsanspruch, der in Gruppen leicht akzeptiert wird, die von feministischer Identitätspolitik geprägt sind. Für weiße Deutsche, die antirassistische Politik machen, kann es hingegen schwierig sein, Zugang zu den Erfahrungen von MigrantInnen zu gewinnen. Daher wird in antirassistischen Zusammenhängen seltener mit dem Geltungsanspruch „meine authentische Erfahrung“ argumentiert.

Typische Muster rassistischer Argumentationen benennen oder ironisieren

Erklärungen und Gegenargumente sind nicht unbedingt die erfolgversprechendste antirassistische Strategie. Es gibt für alles Argumente und Gegenargumente und man kann endlos darüber diskutieren, ob MigrantInnen den Deutschen die Arbeitsplätze wegnehmen oder nicht. Viele widersprechen daher nicht länger direkt und faktenbezogen, sondern sie greifen die Argumentationsstrukturen, die hinter den rassismusrelevanten Aussagen stehen, an. Zum Beispiel hat Sanne „einfach grundsätzlich n Problem damit. Mir geht es gar nicht mal inhaltlich da darum, was ihr sagt [...], sondern [...] ich hab n Problem mit vorgefertigten Bildern“ (P10: 2367ff). Mit diesem Argument ist sie für die Meinungsführerinnen der feministischen Kontrastgruppe wesentlich weniger angreifbar, als wenn sie eine inhaltlich ausformulierte Position beziehen würde.

Vermeiden der Debatte über Fakten

Ist die Struktur erst einmal erkannt, so kann man zumindest theoretisch versuchen, sie umzukehren. Im folgenden Zitat analysiert Birgit zunächst das rassismusrelevante Defizitmodell und dreht es dann herum, indem sie fragt, ob die linksradikale Gruppe nicht selbst Defizite hat.

Logische Umkehrung

Birgit: [Ich] habe dagegen was sagen wollen, dass [die] [...] Beschreibungen des Immigranten und der Immigrant immer so erfolg[en], dass es mir irgendwie komisch wird dabei, also eben immer defizitär. [...] Dann können wir irgendwie gucken, wo sind wir defizitär, also möglicherweise sprechen wir tatsächlich zu wenige Sprachen. Also bei mir ist das relativ deutlich, was [vielleicht] ein Hinderungsgrund [...] für Verständigung [ist] (P1: 483ff).

Wer über die Defizite der MigrantInnen spricht, sollte über die eigenen Defizite nicht schweigen. Birgit diskutiert nicht, ob die Aussage, dass MigrantInnen schlecht deutsch können, richtig ist, sondern sie kritisiert die Struktur einer Diskussion, in der nur darüber gesprochen wird, ob MigrantInnen ausreichend deutsch sprechen.

Antirassistische Pädagogik

Einige neuere Ansätze der antirassistischen Jugendarbeit versuchen ebenfalls, Dominanzstrukturen als solche sichtbar zu machen (z.B. Cohen, P. 1994). Sie werten Minderheiten oder multikulturelles Zusammenleben nicht pauschal auf, sondern sie stärken das Gespür für die Mechanismen, durch die aus Kindern Mädchen und Jungen, Schwarze und Weiße, Iren und Engländer, Unter- und Oberschichtsangehörige werden. Obwohl Pädagogik, die über die Prinzipien von Dominanz aufklärt, auf den ersten Blick als abstrakt und theoriegeleitet erscheint, können Phil Cohen und seine KollegInnen ihren Ansatz in kreativen Methoden erfahrungsnah umsetzen.

Das versuchen auch die untersuchten Gruppen. Gerade wenn sie Argumentationsstrukturen analysieren und auf sich selbst anwenden, illustrieren sie das mit Vergleichen aus dem eigenen Erfahrungsbereich. Zum Beispiel fragt Marlen die feministische Kontrastgruppe, die Afrika als Hort aller Rückständigkeit darstellt, wie sie es fänden, wenn eine große Zahl afrikanischer ForscherInnen nach Deutschland käme und uns sagen würde, was hier alles falsch läuft (P10: 1960ff). In der stadtpolitischen Gruppe illustriert Elli die Willkür von

Illustration durch eigene Erfahrungen

Schwarz-Weiß-Unterscheidungen mit dem Hinweis, dass man genauso gut alle Weißen „Albino“ nennen könnte.

Inge: Na erklär doch mal, wieso Neger für dich n objektiver Begriff ist [...]

Marei: Für mich ist das n Schwarzer [...]

Gisela: Naja, da ham wer doch grad drüber geredet, was das Schwarze ist, wie schwarz, er ist: So schwarz wie du. Da bist du auch ne Negerin.

Ellis: Das wär genauso, als wenn du uns alle Albino nennen würdest (P25: 2215ff).

Wenn es Menschen gibt, die als „Neger“ eingeordnet werden, obwohl ihre Hautfarbe nicht dunkler ist als Mareis, könnte auch Marei als Negerin gesehen werden. Ellis Vergleich mit „Albino“ verweist darauf, dass auch Weiße unterschiedliche Hautfarben haben und die Zuschreibung „Albino“ genauso simplifizierend wäre, wie wenn eine ganze Palette von Hautfarben als „schwarz“ zusammengefasst wird.

Kritik an Vergleichen Vergleiche mit Bezug zur eigenen Erfahrungswelt bauen darauf, dass Zuschreibungen, wenn sie die eigene Gruppe betreffen, eher in ihrer symbolischen Gewaltsamkeit erkennbar sind, als wenn man über ferne Länder und abstrakte Kategorien philosophiert. Sie sind weniger abstrakt als die theoretische Explikation von rassistischen Argumentationen, dafür aber wieder angreifbarer. Zum Beispiel ist „Albino“ ein landläufiger Begriff für eine Pathologie der Körperfärbung. Ellis Vergleich wird weder Menschen mit Pigmentmangel erfreuen, noch Schwarze, deren Körperfärbung keinerlei medizinische Problematik in sich birgt. Vielmehr spielt sie auf die zur Blütezeit des wissenschaftlichen Rassismus gängige Gleichsetzung „minderwertiger Rassen“ mit körperlichen Pathologien an (Eckart 1997).⁶⁰ Gerade in symbolisch gewaltsamen Diskursen führen bildhafte Vergleiche leicht dazu, dass man von einer stigmatisierenden Klassifikation zur nächsten wechselt. Indem Vergleiche die Machtasymmetrie zwischen Dominanten und Dominierten unterschlagen, ermuntern sie zu undifferenzierten Parallelisierungen.

Scherze Hierin liegt aber auch der Reiz dieser Strategie. Durch die Verkehrung der Machtverhältnisse geben Vergleiche und Illustrationen zu denken, sie eröffnen neue Perspektiven auf alte Probleme und sie machen v.a. die impliziten Abwertungen, die in Kategorisierungen enthalten sind, sichtbar. Einige Mitglieder der stadtpolitischen Gruppe hatten z.B. betont, dass sie kein Problem mit dem „wertneutralen“ Begriff „Neger“ haben. Am ebenfalls „wertfreien“ Begriff „Albino“ merkt man aber deutlich, wie unangenehm es für Weiße wäre, wenn auch sie auf ein abgewertetes körperliches Aussehen reduziert würden. Nach dem gleichen Muster funktionieren die relativ seltenen antirassistischen Scherze. Sie verfremden gängige Thesen, so dass Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden (vgl. Sequenz „Doktorarbeiten“ in diesem Kapitel).

Fazit Antirassistische Strategien, die die Struktur rassistischer Argumentationen

⁶⁰ Zum Beispiel wird noch heute das Down-Syndrom, ein Chromosomenfehler (Trisomie 21), der zu geistiger Behinderung führt, umgangssprachlich „Mongolismus“ genannt. Dieser Begriff wurde ursprünglich erfunden, weil Weiße mit Down-Syndrom in der Augenpartie „Mongolen“ ähneln und beider Aussehen als Anhaltspunkt für geringe Intelligenz galt.

explizieren und angreifen, können im Unterschied zu Gegenargumenten kaum widerlegt werden und sie richten sich stärker gegen Dominanzansprüche als gegen rassistische Inhalte. Vergleiche aus dem eigenen Erfahrungsraum stellen einen emotionalen Bezug her, der aufrüttelt und den Blick auf Rassismen schärft.

Differenzieren

Die bisher angeführten Strategien bestreiten die Wahrheit, Richtigkeit oder Authentizität von rassistischen Diskursen, oder sie kritisieren den Mechanismus der Kategorienbildung. Jetzt geht es um eine Strategie, bei der pauschalen Klassifikationen nicht widersprochen wird, sondern die Unterschiede innerhalb der so konstruierten Gruppen sichtbar macht. Zum Beispiel entsteht in der Diskussion der FlüchtlingssozialarbeiterInnen immer wieder der Eindruck, dass alle Flüchtlinge zu viel fordern. Das versucht Lara genauer zu erfassen:

Lara: Was ihr jetzt beschrieben habt, sind ja eigentlich Langzeitfälle.

Me:⁶¹: Ja

Andrea: Nö

Lara: Doch. Die, die abends [zu Hause] anrufen [nur um nach dem Einkaufszentrum zu fragen]. Du gibst doch niemandem, der das erste Mal kommt, deine Telefonnummer! Ich geb meine sowieso nicht [her], aber wenn, dann nur denen, die ich kenne. Und das was Christa beschrieben hat, das sind Äußerungen, die eigentlich nur kommen, wenn jemand das erste Mal kommt und hat eine andere Erwartung gehabt, was möglich ist. (P43: 382ff).

Lara differenziert zwischen LangzeitklientInnen, die von der Betreuung abhängig werden, und Erstkontakten, die falsche Erwartungen haben. Damit tritt sie dem zentralen Topos der Gruppe entgegen, in dem alle KlientInnen als zu anspruchsvoll erscheinen. Differenzierungen haben häufig den Effekt, dass die Angegriffenen zu einer neuen abwertenden Klassifikation wechseln. Zum Beispiel grenzen die FlüchtlingssozialarbeiterInnen das Problem nach der obigen Auseinandersetzung auf die russischen Einwanderer ein, die von ihrem Staat eben zu sehr verwöhnt worden seien.

Differenzierungen verweisen fast immer auf positive Gegenbeispiele. Die linksradikale Gruppe hatte sich gefragt, warum so wenige MigrantInnen bei ihr mitarbeiten. Ein Teil der Gruppe schrieb das Problem den Dominierten zu. Diese würden nur zu ihren Heimatländern arbeiten, könnten nicht genug deutsch, usw. Dieser Defizithypothese widerspricht Hanna:

Positive Gegenbeispiele

Hanna: Ich hab ja jahrelang fast nur mit MigrantInnen [...] gearbeitet. [...] Und das waren Leute, die länger als ich hier in der Szene waren, die teilweise, sagen wir mal, die 68er Bewegung mit angeworfen haben [lacht]. Maßgebend iranische Leute, die hier zur Theoriebildung [zu] US-Imperialismus entscheidend mit beigetragen haben, die vom sozialen Status wesentlich höher standen als ich. [Me: Lachen] [...] Und mit türkischen und arabischen Leuten. Aber das war eben der klassische Fall. Da wurde immer Solidaritätsarbeit zu den Heimatländern gemacht (P1: 410ff).

61 Die Abkürzung „Me“ steht hier und im Weiteren für „Mehrere“.

Hanna gibt sich nicht damit zufrieden, ein pauschales Gegenbeispiel zu bringen. Sie differenziert dieses Beispiel weiter, indem sie darauf verweist, dass einige MigrantInnen Theoriearbeit machten, während sie mit anderen zu deren Heimatländern aktiv geworden sei. Damit bestätigt sie die Defizithypothese teilweise, zeigt aber auch, dass diese eben nicht für alle MigrantInnen gültig ist.

Differenz an sich Bei Gegenbeispielen besteht die Gefahr, dass diese ihrerseits als pauschale Aufwertung von MigrantInnen interpretiert werden. Marianne vermeidet dieses Problem, indem sie in der Trainergruppe die Differenz an sich hochhält. Als die Gruppe über verschiedene professionelle Zielvorstellungen diskutierte, hatte Wolfgang Jon polemisch unterstellt, dass er sich in seinem Beruf wie in einer Kneipe verhalte. Marianne unterbricht Wolfgang:

Marianne: Das bist DU⁶² als Dozent.
 (Mann): genau
 Wolfgang: Ja, (Gut)⁶³ [Das ist] mein Selbstverständnis als Dozent ja gut /
 Marianne: /⁶⁴ Ja, und er hat ein // anderes [Selbstverständnis] Darüber reden wir jetzt.
 Sybille: // [...] Ja, aber woher kommt sein Selbstverständnis?
 Wolfgang: Gut aber
 Marianne [setzt fort]: Und [wir reden] nicht [darüber], dass er keins hat /// und du hast eins.
 Wolfgang [setzt fort]: /// [...] Gut, aber er ist nicht als Privatperson in [seiner Bildungseinrichtung, A.W.] /
 Marianne: / Ja, aber /
 Jon: / ne (.....seh ich auch nich) /
 Marianne: / Aber er hat eine ANDERE professionelle Auffassung [(Mann): genau] von seiner Rolle / (P33: 2060ff).

Marianne beharrt darauf, dass Jon ein *anderes* professionelles Selbstverständnis hat als Wolfgang, dass er daraus aber nicht folgern könne, dass Jon *kein* professionelles Selbstverständnis hätte. Sie setzt also *gegen die Abwertung die Differenz*. Dass RassistInnen einfache Unterschiede zum Anlass für Abwertungen nehmen, ist in antirassistischen Kreisen relativ bekannt. Es daher wahrscheinlich, dass Marannes beharrliches Betonen der Differenz auf Wolfgang nicht nur als inhaltliches Gegenargument wirkt, sondern ihm auch zeigt, dass er soeben wie ein Rassist argumentiert hat. Wolfgang widerspricht zwar noch einige Male, trägt seine Kritik an Jon aber nicht mehr vor und die Gruppe wechselt kurz darauf das Thema.

Andere Perspektiven einbringen

Wenn sich Angehörige der rassistisch dominanten Klassen gegen Rassismus engagieren, so geraten sie immer wieder an die Grenzen ihres Erfahrungswissens. Es ist für sie schwer, einen praktischen Zugang zur Perspektive rassis-

62 Betonte Worte oder Wortteile werden in Großbuchstaben transkribiert.

63 Transkriptionen in runden Klammern waren nicht eindeutig zu verstehen.

64 Einfache und doppelte Querstriche bedeuten, dass an dieser Stelle die nächste RednerIn einsetzte. Deren Redebeitrag wird mit der entsprechenden Zahl an Querstrichen eingeleitet. Sybilles Redebeitrag begann also nach „hat ein“ von Marianne.

tisch dominierter Klassen zu finden. Zwar können sie über unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven sprechen. Die verbale Kommunikation ersetzt jedoch nicht gemeinsame oder strukturhomologe Erfahrungen, die Menschen verbinden, die in objektiv ähnlicher Weise im sozialen Raum positioniert sind (Bentley 1987). Meist bemühen sich die Gruppen, zumindest kognitiv mögliche andere Perspektiven in die jeweilige Diskussion einzubringen. So sagt sich die Flüchtlingssozialarbeiterin Ingrid selbst: „ICH kann ja der Meinung sein, dass es gut für denjenigen ist, dass es notwendig ist. Ich muss aber auch akzeptieren, dass er es nicht sieht, und muss irgendwie in meiner Arbeit auch damit rechnen, dass er vielleicht dann auch ANDERS reagiert“ (P43: 278ff). Sie macht sich klar, dass sie die Perspektive des Klienten vielleicht gar nicht versteht.

Wenn antirassistisch Engagierte andere Perspektiven einbringen, geht es nicht nur um die Inhalte dieser Perspektiven, sondern auch darum, dass überhaupt eigenständige Perspektiven auf das jeweilige Problem existieren, die über den Horizont der dominanten Zuschreibungen hinausreichen (Olschanski 1997). Schon der Hinweis, dass es eine andere Perspektive auf die gleiche Wirklichkeit geben könnte, löst die dominante Perspektive in einen Plural von differierenden und heterogenen Perspektiven auf (Werbner und Modood 1997). Als die stadtpolitische Gruppe darüber debattiert, ob abwertende Begriffe wie „Neger“ weiter verwendet werden können, erklärt Doris: „Vielleicht fühlt sich derjenige gar nicht angegriffen, wenn n Kind auf der Straße sagt: ‚Oh, guck mal, das ist ein Neger!‘ oder ‚Da ist n Schwarzer!‘“ (Doris: P25: 2161f). Sie verweist also darauf, dass antirassistische Unterstellungen projektive Anteile enthalten. Eine Weile zuvor hatte sie eine Minderheitenperspektive explizit referiert. Sie erzählte, welche Folgen Rassismus für ihre schwarze Tochter hat:

Doris: Neulich hat se also – da war ich war ich doch ein bisschen entsetzt – [...] da ham wir über ihre Freundinnen geredet [...] Und da hab ich dann gesagt: ‚Na du musst nicht unbedingt so sein, wie die andern in der Schule sind!‘ Und da hat se gesagt: ‚Ich will doch aber so sein wie die andern.‘ (1) Also sie will um keinen Preis auffallen, ne, und das ist eigentlich schon ziemlich... (P25: 1599ff).

Doris bricht den Satz ab, aber es wurde doch spürbar, wie nah es ihr geht, dass ihre kleine Tochter schon solche Angst hat, aufzufallen. Vorher hatte die Gruppe das Problem heruntergespielt. Es sei ein allgemeines Problem, dass Kinder nicht gerne auffallen. Indem Doris diese Geschichte erzählt, bringt sie das emotionale Erleben ihrer Tochter in die Diskussion ein, und es wird schwerer, die Besonderheit rassistischen „Auffallens“ zu negieren. Nach diesem Beitrag erzählt Sigrid von einer körperlichen Auffälligkeit, wegen derer sie als Kind immer gehänselt wurde, und die Gruppe zeigt deutlich, dass ihr die Erfahrungen von Doris' Tochter nicht egal sind.

Doris erzählt nicht nur, wie es ihrer Tochter geht, sondern verweist auch darauf, dass es Schwarze vielleicht nicht in jeder Situation schlimm finden, „Neger“ genannt zu werden. Indem sie nicht nur „andere Perspektiven refe-

riert“, sondern selbst mehrere sich widersprechende Perspektiven auf das Problem in die Diskussion einbringt, setzt sie ihre inhaltliche Strategie auch handlungspraktisch um. Das verweist darauf, dass die Strategie des „Andere Perspektiven Einbringen“ im Übergangsbereich zwischen inhaltsbetonten und beziehungspraktischen antirassistischen Strategien angesiedelt ist. Auch die FlüchtlingssozialarbeiterInnen beschränken sich nicht auf das Zitieren anderer Perspektiven, sondern sie versuchen, einige neu eingewanderte Gruppenmitglieder, die zu wenig Deutsch können, um aktiv an der Diskussion teilzunehmen, handlungspraktisch in ihre Diskussion einzubeziehen,. Der Rest der Gruppe hält mehrmals inne und fragt diese Kollegen direkt nach deren Meinung. Damit sind sie zwar nicht in gleicher Weise wie die anderen an der Diskussion beteiligt, aber ihre Sicht der Dinge wird zumindest für wichtig gehalten und wahrgenommen. Ein weiterer Anhaltspunkt für den Respekt der antirassistischen Gruppen vor fremden Realitäten war ihre Skepsis gegenüber der klischeehaften Darstellung von MigrantInnen in den Rollenspielen. Sie wüssten zu wenig über die jeweilige Rolle, um sie halbwegs wirklichkeitsgetreu spielen zu können (z.B. Regine P5: 2769ff). Es widerstrebt ihnen, in ihrer Praxis über die Wirklichkeit der „anderen“ hinwegzugehen, und sei es auch nur in einem Spiel. Eine antirassistische Strategie, die nicht nur theoretisch vertreten, sondern auch handlungspraktisch umgesetzt wird, lässt sich nicht mehr eindeutig zu den inhaltsbetonten Strategien rechnen.

Zusammenfassung

Wenn AntirassistInnen inhaltsbetont vorgehen, widerlegen sie rassistische Argumentationen, indem sie andere Geltungsansprüche anführen, erklären und illustrieren. Sie versuchen, die Struktur rassistischer Argumentationen zu explizieren und zu kritisieren, bzw. sie durch Vergleiche mit der eigenen Erfahrungswelt in ihrer Wirkung und ihren Voraussetzungen zu untergraben. Homogenisierenden und projektiven Darstellungen rassistisch Dominierter stellen sie Differenzierungen gegenüber oder sie bringen deren Perspektive, soweit sie ihnen zugänglich ist, inhaltlich oder handlungspraktisch in den dominanten Diskurs ein.

3.3.1.2 Kurzfristige Effekte von inhaltsbetonten Strategien

Was ich soeben im Überblick dargestellt habe, soll nun an einer zusammenhängenden Interaktionssequenz in seiner Komplexität nachvollzogen werden. In der Passage „Doktorarbeiten“ (P1: 1000-1141) werden überwiegend, aber nicht ausschließlich, inhaltsbetonte Strategien eingesetzt. Durch die kontextualisierende Analyse von Handlungssequenzen lassen sich begründete Thesen darüber aufstellen, wie Argumente interpretiert werden und welche Effekte sie

haben. Vorab soll jedoch genauer gezeigt werden, mit welcher Analysemethode die kurzfristigen Effekte interaktiver Strategien erkennbar werden.

Methodischer Exkurs: Analyse von Effekten

Eine Aussage B, die auf eine aus Sicht der BeobachterIn rassismusrelevante Aussage A folgt (vgl. Abbildung 8), könnte ein kurzfristiger Effekt von A sein. In einem ersten Auswertungsschritt wird die nachfolgende Aussage B daraufhin befragt, ob durch sie die vorausgegangene Aussage A als rassismusrelevant gekennzeichnet wird. Diese Deutung ist v.a. dann nahe liegend, wenn sie A widerspricht.⁶⁵ In diesem Fall gilt B als *antirassistische Strategie*. Zum Beispiel zeigt Alex, indem er Regines Defizithypothese widerspricht, dass er diese für rassismusrelevant erachtet.

Ist dies der Fall, so wird im zweiten Schritt die auf B folgende Aussage C analysiert, an der sich die *Effekte* der antirassistischen Strategie B erkennen lassen. Wenn C weiterhin die Ausgangsbehauptung A bestätigt, ist zu vermuten, dass die gewählte Strategie B zumindest kurzfristig ineffizient ist. Zum Beispiel werden in der Sequenz Doktorarbeiten einige inhaltsbetonte Argumente gegen die Defizithypothese nicht aufgegriffen, so dass sie zumindest vorläufig als wenig zweckmäßig gelten müssen.

⁶⁵ Neben der formalen Organisation des Sprechens müssen natürlich auch die Inhalte der Aussagen Berücksichtigung finden.

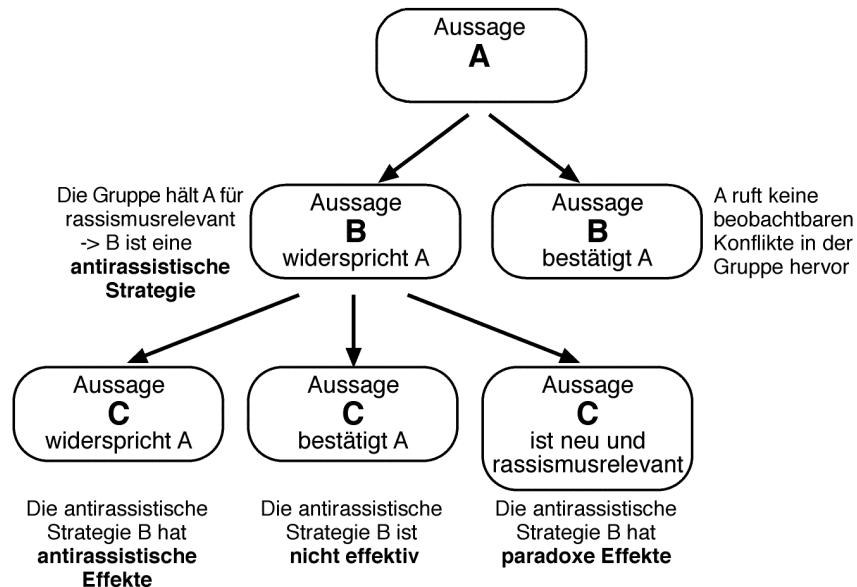


Abbildung 8: Analyse von Effekten

Paradoxe und nicht-intendierte Effekte

Denkbar ist auch, dass antirassistische Strategien beobachtbare, aber nicht die gewünschten Effekte erzielen. In diesem Fall ist die Aussage C zwar rassismusrelevant, unterscheidet sich aber deutlich von A, was bedeutet, dass B einen nicht-intendierten oder paradoxen Effekt hatte. Dies wird im Folgenden vor allem an Birgits Ironisierungsstrategie zu sehen sein.

Sequenzanalyse „Doktorarbeiten“

Setting Die Sequenz „Doktorarbeiten“ (P1: 1000-1141) fasst die Gruppendiskussion der linksradikalen Gruppe am Ende eines langen Tages in wenigen Minuten zusammen. Unmittelbar im Anschluss fragt jemand nach der Uhrzeit – immerhin ist es schon 22³⁰ Uhr –, einige verlassen den Raum und die Diskussion ist, abgesehen von einem Nachgeplänkel, beendet. Wie erwähnt ging es der Gruppe um die Frage, warum bei ihnen so wenige MigrantInnen mitmachen. In der Sequenz „Doktorarbeiten“ geht es darum, ob die Schuld hierfür bei Defiziten der MigrantInnen oder bei Versäumnissen der Gruppe zu suchen ist. Direkt vor dem nun folgenden Zitat hatte Alex gefragt, ob die Gruppe beleidigt ist, dass so wenige MigrantInnen Gefallen an ihr finden. Es wurde kurz darüber gesprochen, wie schwierig und möglicherweise auch funktionalisierend das Verhältnis zu denjenigen ist, für deren Rechte sich die Gruppe einsetzt. Dann stockte die Diskussion und Hanna wechselt auf eine selbstreflexive Metaebe-

ne.

Transkript

Hanna: also vielleicht könnte ja man auch noch mal überlegen warum wir jetzt das hier machen [lachen] und wir hatten ja auch (auf dem letzten Treffen) schon mal vordiskutiert was so auch diese Probleme dieser Diskussion sind weil wir schon ein paar Mal diskutiert haben wieso wir denn da so relativ festgehakt sind ne was ich schon meine oder wo ich das Gefühl hab also ich kenn die meisten Argumente hab ich schon x-Mal gehört und irgendwie gibt's auf jeden Topf n Deckel also ich finde selten bei ner Diskussion so wo man des aber ja aber auch des oder das oder dazu könnte man aber auch das

(0): hm

Hanna: es gibt Beispiele für alles

[Alex guckt fragend]

Hanna: die einen kennen den Fall die anderen kennen den Fall es gibt so alles man kriegt's nich so so es ist immer mehr so ein Beispiel suchen und ein Spekulieren es ist nicht so was wo man jetzt hab ich so das Gefühl so theoretisch oder so n bisschen tiefer schürfen kann weil man kann halt nur so aus seinen Erinnerungen oder aus seiner Erfahrung schöpfen Und spekulieren warum die Leute wegbleiben oder Weggegangen sind oder nicht mehr wiederkommen

Beim Blick auf die Handlungspraxis der linksradikalen Gruppe fällt auf, dass RednerInnen immer wieder die eigene Diskussion beobachten und nicht direkt, sondern reflektierend auf Argumente reagieren. Dieses selbstreflexive Verhältnis zur eigenen Diskussionspraxis wird von Hannas These inhaltlich aufgegriffen. Sie beschreibt eine Diskussion, die in sich kreist, d.h. als negatives Extrem eines in sich geschlossenen Zirkels erscheint. Weil sich für jede These ein bestätigender Fall oder ein bestätigendes Beispiel finde, stecke die Diskussion fest. Laut Hanna stützt die empirische Realität also die Argumente, ohne ihnen Hand und Fuß zu geben, und sie kritisiert die Gruppe dafür, dass sie mit einer gewissen Beliebigkeit an die Erfahrungswelt herangeht. Da rassistische Argumentationen häufig dadurch gekennzeichnet sind, dass die Sprechenden jede These durch ein Beispiel belegen können, nutzt Hannas Vorwurf gegenüber der linksradikalen Gruppe eine antirassistische Argumentationsstruktur. Ein manipulativer Umgang mit der Erfahrungswelt ist in einer erfahrenen antirassistischen Gruppe nicht hinnehmbar.

In der Folge konkretisiert Hanna das Problem. Dass die Gruppe theoretisch nicht vorankomme, erklärt sie damit, dass diese sich nur auf die eigenen Erinnerungen und Erfahrungen beziehen könne, dass sie also das Fehlen der MigrantInnenperspektive durch Spekulieren, d.h. durch das Erfinden einer anderen Perspektive kompensieren müsse. Phantasien über MigrantInnen geben dem selbstreflexiven Zirkel einer in sich kreisenden Gruppe immer neue Nahrung.

Formulierende Interpretation

Hanna will das Ziel der Diskussion wieder berücksichtigen.

Sie begründet ihre Proposition damit, dass schon im Vorgespräch deutlich wurde, dass die Diskussion problematisch verlief.

Sie setzt als Konsens aus dem Vorgespräch voraus, dass die Diskussion „festgehakt“ sei. Das äußere sich darin, dass sich die Argumente wiederholten und es für alle Thesen Beispiele gäbe.

Hanna kritisiert die Beliebigkeit der Diskussionen: Diese suchten nur Beispiele und wären nicht theoretisch tief schürfend.

Als Begründung gibt Hanna an, dass man nur aus seiner Erfahrung schöpfen könne, und daher die Frage, warum MigrantInnen ausbleiben, nur spekulativ beantwortet werden könne.

Sprung auf die Metaebene

Fehlen dominanter Perspektiven

Strategie:
Reflexion

Hanna erkennt eine Abwesenheit. Ihr fehlt die Erfahrung, die Spekulationen korrigieren könnte, die Perspektive, die anders ist als die eigene. Zugleich läuft der Wunsch nach einer Theorie, die tiefer schürft, ins Leere. Hanna versucht durch Selbstreflexion eine Metaebene zu erreichen, auf der sie aus dem problematischen Zirkel ausbrechen kann. Gerade dieses Deuten des eigenen Erlebens auf der Metaebene wiederholt jedoch das Problem, d.h. dadurch gelingt es gerade nicht, sich mit anderen Erfahrungen auseinander zu setzen, oder sich in einer Weise auf die eigenen Erfahrungen zu beziehen, durch die die Reflexionsspirale durchbrochen werden kann.

Regine: mir scheint schon, dass wir heut mehrfach eine Argumentationslinie oder eine Klärungslinie aufgetaucht ist oder was sich für mich so ein bisschen sortiert, dass nämlich auf jeden Fall äh. häufiger Vorkommt, dass man mit MigrantInnen zu Situationen in ihren Herkunftsändern zusammenarbeitet also da findet ne Zusammenarbeit statt während zu dem Thema Rassismus in Deutschland findet weniger Zusammenarbeit statt also das kann man ja erst mal feststellen (2) das hat das kam jetzt wirklich oft [Carmen und Elke: nicken]

Regine: und das fiel mir auf weil es eben im letzten Gesprächsgang um die Sprachen ging wenn ich zum Thema Flüchtlinge in Deutschland arbeite dann kann ich keine 150 Sprachen [lacht] lernen um mit allen in ihrer Sprache zu sprechen sondern das is n Thema was eben das is n anderes Thema das nich damit zu tun hat ähm, dass ich gern (ne) Sprache(n) lerne (8).

Regine stellt die These auf, dass es häufiger vorkomme, dass man mit MigrantInnen zu Situationen in ihren Herkunftsändern arbeite. Dem stellt sie die Arbeit zu Rassismus in Deutschland gegenüber. Sprachlich wird der Stellenwert der These einerseits unterstrichen („auf jeden Fall“, „das kann man feststellen“) und andererseits untergraben („mir scheint“, „wir“, Passiv: „ist aufgetaucht“).

Sie erklärt ihre These aus dem letzten Gesprächsgang und weist den Anspruch zurück, dass sie beim Thema „Flüchtlinge in Deutschland“ mit allen in deren (150) Sprachen sprechen müsse. Gern Sprachen lernen sei ein anderes Thema als das oben genannte.

Sachliche
Hindernisse

Regines These, die angeblich „mehrgefach“ kam, war nur am Anfang einmal von Regines Freund Bernd aufgestellt worden. Auch der letzte Gesprächsgang, auf den sie sich bezieht, liegt schon eine Weile zurück und es war dabei nur die Frage gestellt worden, ob nicht auch die Gruppe mehr Sprachen lernen sollte. Regine weist Hannas Kritik zurück, tut aber genau das, was Hanna kritisiert hatte: Sie schafft Fakten, die Spekulationen sind. Das zeigt sich noch deutlicher, als sie ihre zweite These erläutert: Sie könne nicht 150 Sprachen lernen, wenn sie zum Thema Flüchtlinge in Deutschland arbeite. Regine konstruiert sich als Überforderte, die sich legitimerweise gegen einen unrealistischen Anspruch wehrt. Man kann das Erlernen von Fremdsprachen als Versuch ansehen, sich an die laut Hanna fehlenden Perspektiven und Erfahrungen anzunähern. Dann weist Regine diesen Vorschlag als unmögliche Anforderung zurück. Durch eine überzogene Forderung, die sie selbst erst ins Spiel gebracht hat, kann sie ihre Entscheidung, Fremdsprachen als unwesentlich anzusehen, als sachliche Unmöglichkeit konstruieren, muss sie also nicht, wie von Hanna vorgeschlagen, als moralisch-politisches Problem sehen. Regine erklärt die Unterrepräsentanz von MigrantInnen mit strukturellen Barrieren, die einer Zusammenarbeit im Wege stehen.

Abwertung

Außerdem führt sie eine implizite Werthierarchie ein, die rassistische Diskurse bedient. Das Arbeiten zu den „Situationen in Herkunftsändern“ verhält

sich zum Thema „Rassismus in Deutschland“ genauso wie „gerne Sprachen lernen“ zur „Arbeit mit Flüchtlingen in Deutschland“. Die eine Seite der Gegeüberstellung ist von partikularen Interessen („Herkunftsländer“) bestimmt bzw. lustbetont („gerne“), während es sich beim anderen Pol um die eigentliche politische Arbeit handelt, die sich unabhängig von den eigenen Interessen der ganzen Gesellschaft oder den Dominierten widmet.

Alex: aber ich finde man muss dann schon mal anfangen die Menschen die hier immer begrifflich über einen Kamm geschoren werden des ein bisschen aufzusplitten also du hast das ja vorhin auch schon gesagt ich meine klar man kann man kann viel so über den Faktor Sprache transportieren aber ich meine die Mehrheit der Migranten äh Migrantinnen in der BRD die sprechen ziemlich gut deutsch die arbeiten leben usw. nichtsdestotrotz [Unterbrechung]

Alex widerspricht Regine und plädiert dafür, dass Menschen nicht über einen Kamm geschoren werden sollten. Er räumt ein, dass man über den Faktor Sprache viel transportieren könne. Dabei bleibt unklar, was von wem transportiert werde. Dann unterstützt er sein Hauptargument mit dem Hinweis, dass die Mehrheit der MigrantInnen Deutsch könne.

Alex wählt aus Regines Argumentation den rassismusrelevanten Inhalt aus und widerspricht sowohl Regines pauschaler Klassifikation, als auch der Annahme, dass MigrantInnen zu schlecht Deutsch sprächen. Durch die Reaktion von Alex wird deutlich, dass er Regines Äußerung als Affirmation der Defizithypothese interpretiert. Alex' antirassistische Strategie besteht darin, zunächst einmal den implizit rassismusrelevanten Inhalt von Regines Äußerung zu explizieren, um ihm dann zu widersprechen. Er argumentiert gegen die Pauschalität ihrer Aussage und gegen die Behauptung, dass MigrantInnen kein Deutsch könnten. Indem er dennoch explizit an eine frühere Äußerung von Regine anknüpft, eröffnet er ihr die Möglichkeit zuzustimmen und schwächt so die Konfrontation mit ihr ab.

An diesem Punkt könnte man eine erste Hypothese über die Effekte von Hannas antirassistischer Strategie aufstellen. Ihre grundsätzliche Kritik geriet sofort in Vergessenheit. Indem Alex Regines pauschales Sprechen kritisiert, führt er eine neue Metaebene ein und seine Herangehensweise ähnelt so gesehen der von Hanna. Wie Regine versucht er aber, Fakten zu klären und auch er unterstellt, dass MigrantInnen deutsch können müssen und nicht Gruppenmitglieder Fremdsprachen. Hanna hatte die Unfähigkeit der Gruppe kritisiert, den Zirkel ihrer Gedanken zu transzendieren. Nun diskutiert die Gruppe über eine andere (Un-)Fähigkeit, nämlich die der MigrantInnen.

Birgit: (..und schreiben...) Doktorarbeiten
 Alex: bitte?
 Birgit: schreiben Doktorarbeiten
 O:hm
 (Alex): Hm?
 Birgit: die schreiben sogar Doktorarbeiten
 Alex: ja
 Birgit: die schreiben sogar Doktorarbeiten
 [Lachen]

Birgit greift Alex' Differenzierungsversuch auf, indem sie ergänzt, dass MigrantInnen Doktorarbeiten schrieben. Alex versteht das dreimal nicht und Birgit wiederholt ihre Behauptung.

Explizieren und Widersprechen

Effekte der reflexiven Strategie

Birgit unterricht Alex und ergänzt parallel zu ihm sprechend, dass MigrantIn-

Ironie

nen nicht nur Deutsch können, sondern auch Doktorarbeiten schreiben. Diese These ist für die Gruppe so verblüffend, dass sie erst nach drei Nachfragen verstanden wird. Aus meinen Vorerfahrungen mit Birgit und dem Tonfall ihrer Bemerkung wurde für mich deutlich, dass sie die vorausgegangenen Thesen ironisiert. Obwohl Alex Menschen nicht über einen Kamm scheren wollte, sprach auch er noch homogenisierend über MigrantInnen. Der Dissens zwischen Alex und Regine drehte sich nur um das Ausmaß des Defizits, aber nicht um die Defizitzuschreibung selbst. Birgits ironische Bemerkung führt sowohl die Defizitzuschreibung, als auch deren Pauschalität ad absurdum. Sie formuliert ihre These grammatisch analog zu den vorausgegangen Pauschalisierungen. Wenn man sie im Kontext der verallgemeinernden Aussagen versteht, die die Diskussion zuvor begleitet hatten, ist die These aber unsinnig: Weder alle, noch die Mehrheit aller MigrantInnen schreiben Doktorarbeiten. Dadurch, dass die These differenziert verstanden völlig richtig ist – es gibt MigrantInnen, die Doktorarbeiten schreiben – kann aber niemand behaupten, Birgit würde die Fakten nicht korrekt wiedergeben.

Birgit zeigt mit ihrer Bemerkung und dem Widerspruch, den diese auslöst, dass es in der Diskussion nicht um „sachlich richtige Behauptungen“ geht, sondern um die pauschale Kategorisierung und teilweise Abwertung einer ganzen Gruppe. Die Absurdität der Spekulationen über die Defizite von MigrantInnen wird kurzzeitig spürbar. Außerdem ironisiert sie mit ihrer Bemerkung das selbstverständliche Sprechen und Urteilen über MigrantInnen. In ihrer strategischen Vorgehensweise unterscheidet sich Birgit damit deutlich von Alex. Sie expliziert rassismusrelevante Vorannahmen nicht durch Argumente, sondern dadurch, dass sie eine kognitive Dissonanz erzeugt. Birgit erklärt und argumentiert nicht, sondern sie lässt ihre Gegenüber stutzen. In der Folge wird deutlich, dass sie damit im Gegensatz zu Alex und Hanna zumindest deutlich erkennbare Effekte erzielt.

Alex: und äh (3) ja und (.....)begri	Alex kommt ins Stocken.
Maike: aber ich denke das ist nicht die Mehrheit der ImmigrantInnen hier also das ist n kleiner Teil	Maike widerspricht und hält fest, dass es sich nicht um die Mehrheit handele.
Alex: dass sie die Doktorarbeit?	Alex fragt nach.
Ricardo [parallel]: das ist die Mehrheit [mehrere lachen]	Ricardo beginnt eine neue Proposition, die in diesem Kontext als noch absurdere Behauptung missverstanden und mit Lachen quittiert wird.
O: (...)	Alex zieht die Schlussfolgerung, dass „es“ nicht begrifflich fassbar sei.
Alex: nee aber ich meine ich denk wir können es nicht begrifflich fassen	Ricardo expliziert seine These.
Ricardo: es ist die Mehrheit die über 10 Jahre hier ist	

Effekte der Ironie Birgits Bemerkung mischt die Gruppe auf. Alle reden jetzt durcheinander. Alex gerät ins Nachdenken und nimmt Birgits Kritik auf, d.h. er erkennt, dass auch er pauschal gesprochen hat und schließt daraus, dass es nicht möglich ist, „es“, d.h. das ganze Problem, begrifflich zu fassen. Damit wiederholt er in modifizierter Form seine erste Proposition – Menschen sollten nicht über einen Kamm geschoren werden –, formuliert sie aber grundsätzlicher. Er greift ein

handlungspraktisches Problem des Antirassismus auf, dass nämlich das Sprechen über kollektive, von rassistischen Strukturen bestimmte soziale Phänomene diese in der Tendenz affirmsiert (vgl. 3.2.3), und zieht aus Birgits Kritik den Schluss, dass er überhaupt nicht mehr über das Problem sprechen kann, ohne sich angreifbar zu machen. Alex sagt in der verbleibenden Diskussion nichts mehr. Wenn man bedenkt, dass Alex Birgit inhaltlich und sozial nahe steht, so hat Birgits Kritik den Anhänger der eigenen Fraktion erreicht und paradoxerweise mundtot gemacht.

Demgegenüber feiert Regines Defizitansatz im Munde von Maike fröhliche Wiederauferstehung. An ihr ging Birgits Kritik spurlos vorüber. Sie interessiert sich weiterhin dafür, die MigrantInnen, wenn schon nicht allesamt, so doch zumindest mehrheitlich korrekt zu kategorisieren. Daher stellt sie erst einmal fest, dass nicht die Mehrheit der MigrantInnen Doktorarbeiten schreibt. Das führt zu einem humoristischen Effekt als Ricardo – der ebenfalls über Birgit hinweggeht – seine Proposition beginnt. Es scheint so, als wolle er behaupten, dass die Mehrheit der MigrantInnen Doktorarbeiten schreibe. Tatsächlich bekräftigt er nur, dass die Mehrheit lange genug in Deutschland ist, um Deutsch zu können. Damit schließt er die Irritation über Birgits Scherz vorerst ab und die Gruppe kehrt zum ernsthaften Spekulieren über die korrekte Beschreibung der MigrantInnen zurück. Die Komplexität von Birgits Strategie machte die eigene Fraktion mundtot und öffnete die Arena für simple Kategorisierungsversuche, die nicht vom Schatten eines Zweifels angekränkelt sind.

(Regine): das ist natürlich logisch

Regine stellt Ricardos Proposition als selbstverständlich dar.

Ricardo hat sie nicht verstanden.

Regine reformuliert Ricardos These: Es sei logisch, dass Migranten, die lange in einem Land seien, dessen Sprache sprächen. Ricardo bestätigt Regine.

Maike differenziert zwischen Männern und Frauen. Sie hält fest, dass viele Frauen ganz wenig Deutsch sprächen. Hanna widerspricht.

Maike untermauert ihre These damit, dass sie das selbst häufig erlebt hätte.

Ricardo weist das neue Thema zurück.

Maike verweist noch einmal auf ihre Erfahrung.

Ricardo führt seine These erneut deutlicher aus: Die Mehrheit der MigrantInnen lebten über 10 Jahre hier. Selbst wenn Maike Recht hätte, gäbe es genug Migranten, die Deutsch sprächen.

Ricardo: bitte?

Regine: es ist ja irgendwie logisch wenn man über Jahre in einem Land ist, dass man dann die Sprache

Ricardo: so wollte ich sagen

Maike: ich denke das unterteilt sich noch zwischen Männern und Frauen, dass ganz ganz viele Frauen ganz ganz wenig Deutsch sprechen können Hanna. (... Ne du, das ist so auch nicht)

Maike: MigrantInnen (hab ich) häufig erlebt

Ricardo: Ich will jetzt (.....) da rein nicht reingehen

Maike: [parallel] ne hab ich nur mitgekriegt ne

Ricardo: sondern ich wollte nur sagen es ist das stimmt dass die Mehrheit sie lebt über 10 Jahre hier auch davon die Hälfte wenn sie ausfallen weil sie (junge/dumme) Frauen sind aber immerhin die Hälfte sind ja Männer die (1) theoretisch hätten sprechen können (1)

[Wiebke: lacht]

Birgit: Weißt du auch wie viel Prozent von denen politisch aktiv sind?
[lachen] (7)

Birgit karikiert die Suche nach Fakten, indem sie fragt, wie viel Prozent dieser Männer politisch aktiv seien.

Rassismus-relevante Argumente

Regine spricht für Ricardo und stellt seine These als selbstverständlich hin, obwohl diese in der Gruppe ja gerade umstritten war. Ricardo bestätigt zunächst das, was Regine für ihn gesagt hat, formuliert dann aber doch noch einmal, was er meinte. Es fällt auf, dass immer wieder Selbstverständlichkeiten als selbstverständlich hingestellt werden, obwohl die Gruppe sich offensichtlich nicht einig ist. Dabei bleibt Regines Rolle zunächst unklar. Immerhin hatte sie darauf verwiesen, dass die MigrantInnen aufgrund mangelhafter Deutschkenntnisse nicht an der Gruppe partizipieren können. Warum also nimmt sie jetzt Ricardo das Wort aus dem Mund und stellt etwas fest, das „natürlich logisch“ ist? Möglicherweise arbeitet sie daran, ihr Image nach Alex' Kritik wieder ins rechte Licht zu rücken: Sie macht deutlich, dass sie nicht alle über einen Kamm schert, denn sie findet es ja ganz klar und logisch, dass es MigrantInnen gibt, die Deutsch können. Indem sie für Ricardo spricht, hält sie aber ihren Kontrollanspruch aufrecht. Und auch hier schert sie wieder alle über einen Kamm, denn schließlich sind 10 Jahre in einem Land auch keine Garantie für Sprachkenntnisse.

Das eröffnet Maike eine neue Lücke bei der „Faktensuche“. Wenn es schon nicht haltbar ist, dass alle MigrantInnen schlecht Deutsch können, hilft vielleicht die Kategorie „Geschlecht“ weiter. Der Wechsel zu dieser Klassifikation hat den doppelten „Vorteil“, dass sie (a) eine Möglichkeit eröffnet, weiterhin daran festzuhalten, dass viele MigrantInnen „ganz ganz wenig Deutsch“ sprechen und dass sie (b) MigrantInnen noch dadurch abwertet, dass ihnen ein traditionelles, Frauen von Bildung ausschließendes Geschlechterverhältnis unterstellt wird. Das konsequente Bemühen, an der einmal gefundenen kategorialen Abwertung festzuhalten, erfüllt alle Kriterien für erkennbar rassistische Diskurse. Dementsprechend betont Maike in geradezu prototypischer Weise zweimal, dass sie sich auf ihre eigenen Erlebnisse und Erfahrungen bezieht.

Die eigene These formulieren

An Ricardos Äußerungen lässt sich eine beziehungspraktische antirassistische Strategie beschreiben: Er bestätigt Regines These, obwohl sie ihn leicht verzerrt wiedergegeben hatte. Dann erklärt er explizit, dass er auf Maikes These nicht eingehen will. Darin ähnelt er Hanna, die Maike auch einfach widerspricht, ohne lange Erklärungen abzugeben. Ricardo verwickelt sich also nicht in eine inhaltliche Auseinandersetzung über die Richtigkeit rassistischer Thesen, sondern er konzentriert sich darauf, den eigenen Standpunkt explizit zu formulieren. Indem er sich nicht mit Feinheiten auffält, indem er klare Thesen formuliert, in diese aber andere Standpunkte integrierend⁶⁶ aufnimmt, gewinnt Ricardo Definitionsmacht. Dafür muss er sich aber sowohl auf den Defizitdiskurs als auch auf das Thema „Fakten über MigrantInnen“ einlassen.

Ironie

Prompt spielt Birgit erneut den Advocatus Diaboli. Sie kritisiert die „rechnende“ Haltung gegenüber MigrantInnen, indem sie die anhaltende Neu-einteilung von MigrantInnen in homogene Gruppen und die Suche nach „Fakten“ karikiert. Wenn Flüchtlinge 150 Sprachen sprechen, Migranten, die über

66 Er geht indirekt auf Maike ein, indem er einem möglichen Gegenargument von ihr vorbeugt.

10 Jahre hier sind, Deutsch können, Frauen aber nur ganz ganz wenig, bleibt für Fakteninteressierte nur noch die Frage offen, wie viel Prozent der Restmenge politisch engagiert sind. Damit kehrt Birgit zur Ausgangsfrage der Gruppe zurück, die sich in der Zwischenzeit als Abwägen zwischen Selbstkritik und Defizitansatz entpuppt hat: „Ist es unser Versäumnis, dass so wenige MigrantInnen in der Gruppe mitarbeiten oder liegt es an den MigrantInnen?“ Außerdem greift Birgit indirekt Hannas Kritik auf. Die Gruppe hat jetzt einmal mehr über MigrantInnen, Beispiele und Fälle spekuliert und Birgit zeigt, dass es ihnen letztlich an Wissen fehlt, um in dieser Weise zu Klarheit zu kommen. Denn natürlich weiß niemand, wie viel Prozent der MigrantInnen oder auch der Deutschen politisch aktiv sind.

Was Hanna theoretisch kritisiert, hat die Gruppe handlungspraktisch vorgeführt. Jetzt schließt sich der Kreis. Es entsteht eine längere Pause und die Differenzen werden nicht abschließend geklärt. Das mag der vorgerückten Stunde geschuldet sein, passt aber auch zur Diskussionskultur der Gruppe, die häufig eine Pluralität von Meinungen stehen lässt.

In der Sequenz „Doktorarbeiten“ konnten rassismusrelevante Äußerungen und antirassistische Strategien in ihrem interaktiven Kontext analysiert werden, so dass kurzfristige Effekte erkennbar wurden. Für rassismusrelevant halten ich und einige Gruppenmitglieder den Defizitansatz, weil er das Problem einseitig den rassistisch Dominierten zuschreibt. Wenn pauschal über alle MigrantInnen gesprochen wird, übt die Gruppe Definitionsmacht aus, statt sich mit ihren Wissens- und Erfahrungsdefiziten auseinander zu setzen. An antirassistischen Strategien sind in der Sequenz die Selbstreflexion, das argumentierende Widersprechen, das Ironisieren rassistischer Argumentationen und das integrative, aber explizite Darlegen der eigenen Position zu beobachten. Letzteres ist allerdings eher unter die beziehungspraktischen Strategien zu rechnen, die in 3.3.2 diskutiert werden. Die kurzfristig beobachtbaren Effekte waren überwiegend nicht befriedigend. Komplexe Argumentationen wurden häufig überhört. Birgit erreichte nur einen Anhänger der eigenen Fraktion und machte ihn mundtot, während sie ihre GegnerInnen zu „Korrekturen“ herausforderte.

3.3.1.3 Wirkungsweise inhaltsbetonter Strategien

Inhaltsbetonte antirassistische Strategien bringen kaum kurzfristig beobachtbar Effekte hervor. Selbstkritische und -reflexive Thesen werden immer wieder formuliert, stehen dann im Raum, haben aber keine erkennbaren Effekte in der Diskussionspraxis: Obwohl Hanna erklärt, dass sich die Diskussion im Kreis dreht – eine Beobachtung, die die wissenschaftliche Analyse nur bestätigen kann – versucht die linksradikale Gruppe erneut, Fakten über MigrantInnen zu diskutieren, über deren Perspektive sie nur spekulieren kann. Da Antirassismus häufig aufklärerisch angelegt ist, erscheint diese Beobachtung kontraintuitiv

Abschluss
der
Diskussion

Zusammen-
fassung

Beobachtung

und entmutigend. Andererseits bestätigt sie alltägliche Erfahrungen. Diskussionen mit „Vorurteilsbeladenen“ sind meist ausgesprochen ermüdend und fruchtlos. „Änderungsresistenz“ gilt der Vorurteilsforschung als zentrales Merkmal des Vorurteils (Frey und Greif 1994: 370). Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass inhaltsbetonte Strategien doch langfristige Effekte haben, die aber nicht unmittelbar beobachtbar sind. Das wirft die Frage auf, warum genau sie in den beobachteten Situationen unwirksam bleiben, bzw. wie eine unterstellte langfristige Wirksamkeit trotz kurzfristiger Effektlosigkeit zustande kommen könnte. Hierzu sollen im Folgenden einige Hypothesen gebildet und anhand des Materials diskutiert werden.

Es mangelt nicht an Wissen

Sicher lässt sich sagen, dass das Wissen über antirassistische Argumente allein keine veränderten Handlungen hervorbringt. Sowohl die antirassistischen Gruppen als auch die Kontrastgruppen verfügen über umfangreiche kognitive Repertoires zu antirassistischen Perspektiven. Ich hatte gezeigt, wie ausführlich, erfahrungsnahe und freundschaftlich die stadtpolitische Gruppe Marei erklärt, warum der Rassenbegriff als willkürlicher und verletzender Begriff nicht länger tragbar ist. Wenn Marei es dennoch nicht einmal für nötig hält, diese Argumente zu widerlegen, kann es nicht daran liegen, dass diese ihr nicht bekannt wären. Selbst der feministischen Kontrastgruppe, in deren Diskussion überwiegend rassismusrelevante Argumente vorgetragen wurden, mangelte es nicht an einschlägigem Wissen. Im Rollenspiel stellten just die Meinungsführerinnen die Rolle von AfrikanerInnen differenziert und detailliert dar und sie konnten aus deren Perspektive darüber klagen, wie es sich anfühlt, wenn die eigene Herkunft pauschal als rückständig und barbarisch dargestellt wird. Sowohl die antirassistischen Gruppen als auch die Kontrastgruppen kennen antirassistische Argumentationen, setzen sie z.B. in einem Rollenspiel ein und „vergessen“ sie in der Diskussion. Das Wissen über eine bestimmte Perspektive auf die Welt ist allem Anschein nach kein zentrales Erklärungskriterium für gewandelte oder auch nur differenziertere Diskurse in derselben Gruppe.

Was sonst könnte geeignet sein, langfristige Effekte hervorzubringen? Im nächsten Schritt untersuche ich die „Begleitumstände“ inhaltlicher Auseinandersetzungen, die in der Sequenz „Doktorarbeiten“ dazu führen, dass inhaltsbetonte Strategien keinen Effekt hatten, während sie in der stadtpolitischen Gruppe paradoxe Effekte hervorbrachten.

Habituelle Übereinstimmung und divergierende Sinnperspektiven in der Sequenz „Doktorarbeiten“

Dokumentarische Analyse

Wie in Kapitel Zwei erläutert, kann man mit Hilfe von Sequenzanalysen Interaktionen auf ihren dokumentarischen Sinn hin untersuchen. Bisher ging es in erster Linie darum, was die Sprechenden intentional ausdrücken wollten, wie sie sich aufeinander beziehen und welche Effekte ihre Äußerungen haben. In

der dokumentarischen Analyse wird gefragt, was sich in der untersuchten Sequenz über die Gruppe als Ganzes dokumentiert. Dabei wird offensichtlich, dass in der Passage „Doktorarbeiten“ zwei habituell verschiedene Zugangsweisen zum Problem des Rassismus aufeinander prallen: Die Perspektive von Hanna, Alex und Birgit unterscheidet sich systematisch von Maike, Regine und Ricardo. Erstere – die Selbstreflexiven – versuchen, die eigenen Aussagen und die eigene Diskussion reflexiv zu betrachten. Letztere – die Faktenorientierten – bemühen sich um die Klärung von faktisch richtigen Aussagen über MigrantInnen.

Dieser Unterschied könnte gruppendifferenziert gedeutet werden: Die Selbstreflexiven gehören dem Kern der linksradikalen Gruppe an, während die Faktenorientierten, abgesehen von Ricardo, Mitglieder der „In“ sind, die an dem Tag nur zu Gast war. Es wäre also denkbar, dass unterschiedliche Diskussionsstände aufeinander prallen. Wäre dies der Fall, so müssten sich die beiden Gruppen aber wechselseitig verstehen können. Bei genauer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass die Faktenorientierten nicht nur anderer Ansicht sind als die Selbstreflexiven, sondern dass sie auch gar nicht begreifen, worum es jenen geht. Zum Beispiel fasst Maike Birgits Kritik an der abwertenden Kategorisierung von MigrantInnen als faktisch falsche Behauptung auf und korrigiert sie. Umgekehrt hat man zwar den Eindruck, dass die Selbstreflexiven die inhaltliche Aussage der Faktenorientierten verstehen, sie gehen aber nicht auf sie ein, sondern wechseln auf die reflexive Metaebene. Dadurch gehen auch sie systematisch an der inhaltlichen Frage der Faktenorientierten vorbei. Dieses systematische und wechselseitige Nichtverstehen verweist darauf, dass sich der im Material erkennbare Perspektivenunterschied nicht nur als unterschiedliche Meinung oder unterschiedlicher Stand der Diskussion erklären lässt, sondern einen habituell verschiedenen Zugang zum Problem des Rassismus widerspiegelt.

Dabei ist nicht weiter verwunderlich, dass die Faktenorientierten den reflexiven Zugang nicht verstehen. Sie gehen einfach nicht mit, wenn die anderen auf die Metaebene wechseln. Man sollte aber meinen, dass sich die Reflexiven unschwer auf die Ebene der faktischen Auseinandersetzung begeben könnten. Dem ist aber nicht so. Vielmehr wird hier zum ersten Mal ein Muster erkennbar, das im sechsten Kapitel ausführlicher untersucht werden soll: Die „identitätspolitisch Fortgeschrittenen“ klären die „in rückständigen Klassifikationen Gefangenen“ in einer Weise auf, die bei Letzteren schon deshalb nicht ankommen kann, weil deren Diskussion sich auf einer ganz anderen Ebene bewegt. Bei den Faktenorientierten kommen Reflexionsversuche als inhaltliches Widersprechen an. So werden sie ermuntert, ihrerseits immer wieder die Fakten zurechtzurücken und die reflexive Strategie führt in der Tendenz dazu, dass verstärkt Rassismusrelevantes reproduziert wird.

Neben der Diskrepanz zwischen zwei habituell verschiedenen Zugängen erschwert ein weiteres Problem die Verständigung: Wenn sich die Reflexiven

Gruppendifferenzielle Erklärung?

Habituell unterschiedliche Perspektive

Bestimmte Fakten zählen

auf eine Diskussion über Fakten einlassen und dabei faktisch richtige Thesen aufstellen, die die Thesen der Faktenorientierten widerlegen, dann (er-)finden diese neuen Fakten. Es geht also nicht nur um einen habituell unterschiedlichen Zugang zum Thema Rassismus, sondern den Faktenorientierten liegt neben der Klärung der Fakten noch etwas anderes am Herzen: Sie klären Fakten vor allem dann, wenn diese die Dominierten abwerten und sie so die linksradikale Gruppe von einer evtl. Mitverantwortung für die Unterrepräsentanz von MigrantInnen entlasten können. Zum Beispiel akzeptieren Regine und der Rest der Gruppe, dass die meisten Migranten so lange in Deutschland sind, dass sie Deutsch können. Dennoch widersprechen sie dieser Tatsache dadurch, dass Maike eine neue Kategorisierung (Frauen-Männer) einführt, aufgrund derer sie die Defizithypothese aufrechterhalten kann. Dieser doppelte Sinn ihrer Argumentation erlaubt es ihnen, sich einerseits als neutral und faktenorientiert darzustellen und dennoch die Defizithypothese fortzuschreiben.⁶⁷

Distinktion
durch
„Fakten“

In der Passage „Doktorarbeiten“ ist also bei den Faktenorientierten eine deutliche Tendenz zur Distinktion zu erkennen. Können sie sich nicht gegenüber der partikularen Politikauffassung von Flüchtlingen distinguiieren, dann versuchen sie es gegenüber den weiblichen MigrantInnen bzw. deren patriarchalen Männern. Auch das Beharren auf einer reflexiven Haltung lässt sich als Distinktionsbemühen deuten, allerdings nicht gegenüber rassistisch Dominierten, sondern gegenüber der Fraktion der eigenen Klasse, die sich gegenüber dem „modernen“ antirassistischen Diskurs als resistent erweist.

Fazit

In der Passage „Doktorarbeiten“ kann die Debatte über Fakten schon deshalb keine Effekte haben, weil sie lediglich das Medium der Auseinandersetzung bildet und die Kluft zwischen zwei habituell verschiedenen Zugängen zum Problem des Rassismus nur kaschiert. Die Selbstreflexiven und Faktenorientierten sprechen zwar beide über Inhalte und versuchen, die Gegenseite zu überzeugen. Die einen distinguiieren sich aber gegenüber den rassistisch Dominierten, während sich die anderen gegenüber den „Rückständigen“ der eigenen Klasse abheben. Beide Seiten gehen am Interesse der anderen Fraktion vorbei und es ist daher nicht verwunderlich, dass sie keine Erfolge ihrer Überzeugungstätigkeit verbuchen können.

Argumente, die objektiven Interessen entgegenkommen

Zwei Formen
der Einfluss-
nahme

Im Unterschied zur linksradikalen Gruppe waren bei der stadtpolitischen Gruppe kurzfristige Effekte inhaltlicher Debatten zu beobachten – allerdings nicht die gewünschten. Das eröffnet die Möglichkeit, Prozesse der Einflussnahme noch etwas differenzierter zu betrachten. Moscovici unterscheidet auf der Grundlage zahlreicher gruppenpsychologischer Experimente zwei soziale Situationen: Wenn Einzelne der Mehrheitsmeinung zustimmen, handelt es sich

67 Das Argumentationsmuster des „differenziellen Rassismus“ (vgl. 1.1.1)

um *Konformismus*, d.h. sie passen ihre öffentliche Meinung an, meist ohne ihre privaten Ansichten zu verändern. Wenn umgekehrt eine Minderheit die Mehrheit beeinflusst, gilt deren Meinung zunächst als unsinnig. Beharrt die Minderheit konsistent auf ihrer Meinung, so entsteht ein Konflikt, der die Mehrheit dazu motiviert, sich zu fragen, wie die Minderheit zu ihrer lächerlichen Meinung kommt. „By trying, in the course of interaction, to see what the minority sees and to think what it thinks, they change without really being aware of it“ (Moscovici 1985: 33). Vor allem dann, wenn die Minderheit eine einfache Lösung anbieten kann und konsistent auftritt, kann sie die *Konversion* der Mehrheit erreichen. In diesem Fall wird die öffentlich geäußerte Meinung noch lange unverändert die alte Norm widerspiegeln, während sich die private Meinung schon längst grundlegend gewandelt hat.

Wie oben gezeigt, hatte die Diskussion über politisch korrekte Begriffe auf Marei keinerlei aufklärende Wirkung. Sie findet nach wie vor, dass nichts gegen die Verwendung des Begriffes „Neger“ spricht. Dennoch erklärt sie am Ende beiläufig, dass sie den Begriff nie verwenden würde, weil sie weiß, „dass alle das so empfinden als Beleidigung“ (P25: 2268f). Damit deutet sich an, dass die Argumente der Gruppenmehrheit gegen den Begriff „Neger“ nicht deshalb wirken, weil sie überzeugen, sondern weil der Widerspruch langfristig bestimmte Handlungen als deviant erscheinen lässt, also die Minderheit zu normkonformem angepasstem Verhalten bewegt.

Die Brisanz von Moscovicis Untersuchungen bestand aber gerade darin, dass er zeigen konnte, wie sich Minderheitenmeinungen auch dann durchsetzen, wenn die Minderheit nicht mächtig ist und daher keine Möglichkeit hat, Anpassungsdruck auszuüben. Auch hierzu findet sich in der stadtpolitischen Gruppe ein einschlägiges Beispiel. Anhand von zahlreichen alltäglichen Situationen wurde darüber gesprochen, welche Verhaltensweisen rassismusrelevant sind und welche nicht. Dabei arbeitete die Gruppenmehrheit wiederholt heraus, dass scheinbar unproblematische Situationen, wie die auffällige Freundlichkeit gegenüber einem schwarzen Philharmoniebesucher (vgl. Sequenz „Philharmonie“) rassismusrelevant sein könnten, während die Minderheit diese Situationen mit weniger anstößigen Ursachen erklärt. Am Ende des Reflexionstages schließen sich aber drei Anhängerinnen der Mehrheitsmeinung (Inge, Irina und Sigrid) der Minderheitenmeinung an und ziehen den Schluss, dass sie toleranter werden müssen und sie sich nicht so sicher sein können, ob bestimmte Situationen wirklich als rassismusrelevant gedeutet werden sollten. Dieser auffällige Gesinnungswandel markiert offensichtlich eine Konversion: Er widerspricht vorher geäußerten Meinungen und wird von den Sprecherinnen als eine zentrale Erkenntnis des Reflexionstages bezeichnet.

Moscovici erklärt Konversionsprozesse mit dem konsistenten Verhalten der Minderheit, der einfachen Meinung, die diese anbietet, und der Tatsache, dass sich die Mehrheit inhaltlich mit der Minderheit auseinander setzen muss. Marei schlägt ein Modell vor, in dem Rassismus zu einem Problem unter vielen

wird, z.B. vermutet sie, dass Doris' Tochter einfach deshalb nicht auffallen will, weil das Kindern eben unangenehm ist. Mareis Meinung entlastet also die Gruppe. Hinzu kommt ihr hoher Status in der Gruppe. Sie gehört zu den hauptberuflich in interkultureller Arbeit Beschäftigten und kommt aus einem westeuropäischen Land, das für seine fortschrittliche multikulturelle Politik bekannt ist. Mareis „neue“ Meinung erscheint in der Gruppe als progressiv. Außerdem macht sie deutlich, dass sie „diese Empfindlichkeit für solche rassistische[n] Wörter [für] typisch deutsch“ (P25: 2315ff) hält. Mareis Minderheitenmeinung ist wahrscheinlich deshalb so überzeugend, weil sie einfacher im Sinne von bequemer ist und weil sie sich dennoch als progressive Avantgardemeinung präsentieren kann, an der sich die Gruppe orientiert, um rückständige deutsche Skrupel abzuschütteln.

Fazit

Zumindest was die gebildete Mittelschicht angeht täuschen sich die VerfechterInnen inhaltsbetonter antirassistischer Strategien über die Mechanismen von deren Wirksamkeit. Die Auseinandersetzung über Inhalte wird immer von einem symbolischen Kampf über die Definitionsmacht begleitet und häufig entscheidet Letzterer, ob ein Argument „ankommt“ oder ungehört verhällt. So verfehlten in der stadtpolitischen Gruppe auch erfahrungsnahe und freundschaftlich vorgetragene Argumente ihr Ziel und am Ende übernahmen deren VertreterInnen selbst die gegnerische Meinung, weil diese als progressiver erschien. In der Debatte der linksradikalen Gruppe gingen zwei verschiedene inhaltsbetonte Zugänge – der reflexive und der faktenorientierte – aneinander vorbei, weil sie im objektiven sozialen Raum unterschiedliche Distinktionsabsichten repräsentieren: die gegenüber rassistisch Dominierten bzw. die gegenüber Rückständigen der eigenen Klasse. Dabei waren die inhaltlichen Qualitäten einer Meinung offensichtlich nicht ausschlaggebend. Differenzierte, selbst-reflexive Argumentationen riefen keine Effekte oder höchstens rassismusrelevante „Richtigstellungen“ hervor. Dagegen wiederholte Marei als typische „konsistente“ Minderheit immer wieder die gleichen Thesen und machte sich nicht die Mühe, die Argumente ihrer GegnerInnen zu widerlegen.

Empfehlung
für die
Praxis

Inhaltsbetonte antirassistische Strategien sind nicht nur unbequem. Häufig handelt es sich auch um ausgesprochen komplizierte Argumentationen, die die Bereitschaft zur Reflexion voraussetzen. Sollten AntirassistInnen nun verzweifeln, der Aufklärung absagen und sich dem Kampf um institutionelle Veränderungen widmen? Am Beispiel der stadtpolitischen Gruppe wurde deutlich, dass inhaltliche Argumente dann eine Wirkung hervorbringen, wenn sie progressiv, also in einer bestimmten Gruppe wünschenswert erscheinen. Marei bot ihrer Gruppe die Möglichkeit, toleranter und internationaler zu werden, sich also in einer Weise zu entwickeln, die in ihrem Milieu zur Distinktion geeignet ist.

Symbolische Kämpfe werden nicht auf der Inhaltsebene, sondern laut Moscovici durch den „Verhaltensstil“ der Minderheit, also durch deren beziehungspraktische Angebote gewonnen. Wenn es den Reflexiven in der linksradikalen Gruppe gelänge, sich als progressiv darzustellen und dabei ihre Gegenüber nicht hinter sich zurück zu lassen, sondern mitzureißen, könnten sie mit ihrer inhaltsbetonten Strategie vielleicht Erfolg haben. Nicht weil sie die anderen überzeugt haben, sondern weil es ihnen gelungen ist, einen akzeptablen Vorschlag zu entwickeln, der ihrem Gegenüber attraktiver erscheint als die Alternativen. Wie das gelingt, zeige ich im folgenden Kapitel.

3.3.2 Beziehungspraktische Strategien

Bei beziehungspraktischen antirassistischen Strategien geht es nicht primär um Inhalte, sondern um die Definition der Situation. Die antirassistisch Engagierten weisen das Beziehungsangebot „Lass uns über MigrantInnen reden, herziehen, bestimmen, urteilen“ zurück und machen alternative Angebote, die für ihr Gegenüber entweder attraktiver sind oder zumindest weniger unangenehm als ein Konflikt über die geteilten Voraussetzungen der Interaktion. Sie verschieben unmerklich das Thema der Diskussion, oder sie stellen den Rahmen „Diskussion/Meinungsaustausch“ grundsätzlich in Frage. Zum Beispiel können sie damit drohen, die Ebene des freundschaftlichen konsensorientierten Beisammenseins zu sprengen. Bei beziehungspraktischen Strategien stehen nicht die Inhalte des Weltbildes, das in symbolischen Kämpfen verhandelt wird, im Vordergrund, sondern die Frage, aus welcher Perspektive dieses Weltbild formuliert wird.

3.3.2.1 Sequenzanalyse „Grillparty“

Beziehungspraktische Strategien sind nur in ihrem breiteren kommunikativen Kontext verständlich. Daher beginnt dieses Kapitel mit der Sequenzanalyse „Grillparty“ (P24: 52-829). Erst danach werden beziehungspraktische Strategien systematischer dargestellt. Bei der analysierten Passage handelt es sich um ein Rollenspiel, das idealtypisch eine ganze Reihe von beziehungspraktischen Strategien enthält. Die beobachteten Strategien sind aber nicht auf Rollenspiele beschränkt, und ich werde ihren Anwendungsbereich am Ende des Kapitels diskutieren.

In einigen antirassistischen Gruppen wurde das gleiche Rollenspielplot mehrmals gespielt, um verschiedene Handlungsstrategien in Bezug auf ein Problem der Gruppe zu erproben. Die stadtpolitische Gruppe setzte sich mit der Frage auseinander, wie sie mit rassistischen Handlungen in ihrem sozialen Nahraum umgehen kann. Mehrere Gruppenmitglieder sind mit rassistisch Do-

Setting

minierten verheiratet und die Szene, für die sich die Gruppe entschied, war ihnen nicht fremd: Die deutsche Frau Anita eines Türken Ali besucht ein befreundetes Pärchen, Martina und Rolf, die gerade von einem Türkeiurlaub wiederkommen. In ihre Erzählung über den Urlaub flechten die GastgeberInnen Angriffe auf den Ehemann und sein Herkunftsland ein. Die Ehefrau steht vor dem Dilemma, ob sie ihren Mann verteidigen oder den Abend so weit noch möglich genießen soll.

Nachdem die beiden ersten Rollenspiele für die Gruppe eher frustrierend verlaufen waren (Sequenzen „Meerschweinchen“ und „Statusgerangel“), erschien das dritte Rollenspiel allen als Erfolg. Elli in der Rolle der „Ehefrau“ ist in Wirklichkeit mit einem Osteuropäer verheiratet und ihre Vorerfahrungen mögen dazu beigetragen haben, dass sie kompetent und effektiv mit den Übergriffen ihrer GastgeberInnen umgehen konnte. Die Gastgeberin wird von Sigrid und der Gastgeber wird von Udo gespielt. Der Ehemann „Ali“ ist nicht anwesend, aber Rita hat sich in seine Rolle versetzt und beobachtet das Spiel aus dessen Perspektive. Um die Verständlichkeit zu erhöhen, werden die Rollen in der Formulierenden Interpretation als „Ehefrau“, „Gastgeber“ und „Gastgeberin“ bezeichnet. Sigrid ist also die Gastgeberin, Elli die besuchende Ehefrau und Udo der Gastgeber.

Transkript

Sigrid: Sonst ist sie ja eigentlich immer ziemlich pünktlich, ne.
 Elli: Drrrrring. [Lachen]
 Udo: Tag
 Sigrid: Ach hallo hallo hallo, komm rein.
 Elli: Hallo, grüß dich [bis hier gleichzeitig]
 herzlichen Glückwunsch wollt ich dir noch sagen
 alles Gute, hier Alpenveilchen.
 Sigrid: (teilweise gleichzeitig). Danke schön. Schön
 dass wir uns mal-, och schön meine sind grad
 eingegangen.
 Udo: Hallo.
 Elli: Sieht man sich auch mal wieder. [Begrüßung
 Udo-Elli insgesamt freundlich, nicht so kurz
 angebunden wies aussieht]
 Elli: Aaaaach Leute.
 Udo: In nen Alpen warn wir diesmal nich ne
 [scherhaft]
 Elli: Kräftig einen gebechert?

Sigrid: Nö wir noch ham auf dich gewartet.
 Elli: / Das is aber nett. Na dann-
 Sigrid: Mit dir kann man immer so gut trinken.
 Elli: Na dann, Leute hoch die Tassen, Prost.
 Udo [gleichzeitig]: Wir müssen uns hier nichts
 eingleßen, ne.

Formulierende Interpretation auf der Spielebene

Die Ehefrau kommt zu Besuch.

Freundliche Begrüßung.

Sie bringt ein Alpenveilchen mit.

Sie haben sich lange nicht gesehen.

Der Gastgeber scherzt, dass sie diesmal nicht in den Alpen gewesen seien.
 Die Ehefrau geht nicht darauf ein, sondern fragt, ob sie schon kräftig einen gebechert hätten.

Die Gastgeberin erklärt, dass sie auf die Ehefrau gewartet hätten, weil man mit ihr so gut trinken könne.

Die Eröffnungssequenz ist ausgesprochen herzlich und bereitet das folgende Rollenspiel in zweifacher Hinsicht vor: Elli strukturiert das Gespräch und sie schafft eine gemeinschaftliche, nicht-hierarchische Atmosphäre. Sie knüpft nicht an den scherhaften Hinweis des Gastgebers an, dass man sich diesmal eine besondere, also eine beneidenswerte Reise leisten konnte, sondern führt stattdessen das Thema „Beichern“ ein. Im vorherigen Rollenspiel spielte schichtspezifische Distinktion eine zentrale Rolle. In diesem Rollenspiel signalisiert Elli von Anfang an, dass man der gleichen Schicht angehört. Sie bringt eine Allerweltspflanze (Alpenveilchen) mit und interessiert sich in erster Linie für das gemeinsame Trinken.

Aktives
Generieren
einer freund-
schaftlichen
Atmosphäre

Elli: Ja wieder ein Jahr älter geworden, und wie geht's dir so mit deinen 36 Jahren?

Die Ehefrau fragt, wie es der Gastgeberin mit ihrem Alter gehe.

Sigrid: Och was soll ich sagen, auch nicht so sehr anders. Aber wie geht's DIR denn mit deinem Mustafa, ach ne Ali heißt der ja. / ich verwechsel das IMMER

Die Gastgeberin antwortet kurz und fragt dann, wie es der Ehefrau mit Mustafa gehe. Sie korrigiert sich gleich „mit Ali“ und erklärt entschuldigend, dass sie seinen Namen immer verwechselt.

Elli: / Weeße Martina, langsam könntest's dir ja wirklich nu mal merken.

Die Ehefrau appelliert vorwurfsvoll an die Gastgeberin, dass sie sich den Namen allmählich mal merken könnte.

Sigrid: Na die heißen doch immer so.

Die Gastgeberin erklärt sich erneut, diesmal damit, dass „die“ doch immer so heißen.

Udo: (.....)

Die Ehefrau wiederholt diese Aussage bestätigend, betont dann aber, dass Ali schon immer Ali hieße.

Elli: Ja die heißen immer sooo Mensch aber Ali heißt schon immer Ali.

Der Gastgeber entschuldigt seine Partnerin und erklärt, dass sie sich auch die Namen seiner Freunde nicht merken könne.

Udo: Die hat n bissel Probleme mit Namen das ist bei ihr so. Die kann sich- / also och auch meine Freunde da das verwechselt die ständig.

Die Ehefrau akzeptiert das, verwendet aber einen falschen Namen für „Rolf“ nämlich „Dieter“.

Elli: / Ja Ok Dieter is alles klar
[Lachen Sigrid u.a.]

Gleich darauf korrigiert sie sich lautstark selbst. Sie erklärt, warum sie das gemacht habe: Damit die anderen merkten, wie es einem dann gehe. Direkt danach betont sie ihren guten Willen: Sie will den Gastgeber nicht „verzoxen“. Dann wechselt sie das Thema.

Elli: Och scheeße, och Mensch [Lautes Geräusch wie auf den Tisch hauen] nee wie konnt ich denn das jetzt durcheinander- Nee also siehste so geht's einem dann nämlich, naja aber OK ich will dich jetzt hier nicht verzoxen oder so. Habt ihr Fotos gemacht vom Urlaub?

Die GastgeberInnen machen den Themenwechsel mit, sind aber erst etwas wortkarg.

Sigrid: Jaja.
Udo: / Na Klar.
Sigrid: / Es war schön.
Elli: (Los reich mal rüber)

Die Ehefrau will die Photos sehen.

In dieser Passage bringen die Gastgeber die ersten Angriffe unter, die sich in den vorausgegangenen Rollenspielen schon bewährt hatten: Ali wird falsch benannt und die Gastgeberin erklärt die Namensverwechslung damit, dass alle Türken Mustafa heißen würden. Auch dass die erste Beleidigung in eine Frage nach dem Befinden verpackt wird, war im vorausgegangenen Rollenspiel schon vorgekommen. Dennoch sind auch Unterschiede zu den vorausgegangenen Spielen zu beobachten. Zum einen entschuldigt sich die Gastgeberin sofort

Angriffe

für die Verwechslung. Und auch ihr Partner entschuldigt sich für sie, wobei seine Erklärung, dass es der Gastgeberin auch mit seinen Freunden so geht, implizit darauf verweist, dass es Gründe dafür geben könnte, die Verwechslung auf Ali persönlich oder auf seine ethnische Zugehörigkeit zu beziehen.

Freundschaftliche Atmosphäre

Diese Veränderungen im Verhalten der GastgeberInnen könnten dadurch verursacht sein, dass die Gruppe jetzt endlich ein positives Rollenspiel erleben möchte. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die kameradschaftliche Atmosphäre, die Elli von Anfang an kreiert hat, Angriffe erschwert. Elli hat etwas Nettes mitgebracht. Sie will zusammen einen heben. Dann fragt sie, wie es der Gastgeberin denn mit ihren 36 Jahren geht. Nach all diesen Freundlichkeiten fällt es schwer, einfach wie in den vorausgegangenen Rollenspielen den falschen Namen für den Ehemann zu verwenden und sich dann noch nicht einmal zu entschuldigen. Deshalb arbeiten die GastgeberInnen zwar die Fixpunkte des zuvor ausgearbeiteten Plots ab, nehmen ihre Angriffe aber in der nachfolgenden Interaktion selbst zurück.

Persönliche Positionierung

Diese Hypothese ist gut belegbar, denn das Entgegenkommen der GastgeberInnen folgt meist unmittelbar auf Aktionen der Ehefrau, in denen diese ihren Ärger über den Angriff zeigt, dabei aber freundlich bleibt und nicht wie in den vorausgegangenen Rollenspielen moralisierend argumentiert. Als die Gastgeberin pauschal behauptet, dass alle Türken Mustafa hießen, widerspricht die Ehefrau dem Vorurteil nicht, sie wiederholt es sogar „die heißen immer so“, nimmt dann aber Ali aus der homogenen Masse aus, denn Ali, also die konkrete Person, heißt schon immer Ali. Zugleich appelliert sie an die Merkfähigkeit der Gastgeberin. Eigentlich müsste sie nach Jahren doch wissen, wie der Mann ihrer Freundin heißt.

Provokationen Überhören

Auch im ersten Rollenspiel hatte die Ehefrau diese pauschale Behauptung, alle Türken hießen Mustafa, überhört, allerdings weil sie sie so lächerlich fand, dass sich eine Antwort erübrigte. Elli in der Rolle der Ehefrau ignoriert zwar das Vorurteil, nimmt aber die in ihm enthaltene Missachtung von Ali ernst. Auf diese reagiert sie sofort, indem sie die Person Ali aus der anonymen Masse ausnimmt und deren Individualität betont. Die Ehefrau verwendet in der Folge häufiger die beziehungspraktische Strategie des Andeutungen oder Provokationen Überhörens. Sie verbindet sie mit einem wohldosierten Maß an Konfrontation, erhält aber trotzdem eine freundschaftliche Ebene aufrecht.

Beziehungs-pflegende Konfrontation

Die Auseinandersetzung, die der Namensverwechslung folgt, bietet hierfür ein gutes Beispiel. Elli karikiert die Verwechslung und die nachfolgenden Entschuldigungen. Es ist nicht ganz klar, ob ihr Scherz lustig gemeint ist oder ob sie ihre GastgeberInnen ernstlich angreift. Deutlich wird aber, dass es ihr um sich selbst und um ihre Gefühle geht, nicht um Aufklärung oder moralische Imperative. Obwohl sie ihre GastgeberInnen angegriffen hat, betont sie ihren guten Willen und pflegt dadurch die Beziehung. Mit dieser doppelbödigen Strategie ist sie ausgesprochen erfolgreich. Zum einen unterbindet sie für eine ganze Weile harte Angriffe. Ihre GastgeberInnen stellen jetzt offene Fragen

und erscheinen sehr viel interessanter an Ellis Situation.

Zum anderen lassen sie sich auf den Themenwechsel ein. Sie wirken erst etwas verdattert. Man bemüht sich dann aber gemeinsam, die Konfrontation zu überwinden. Elli hat erreicht, dass nicht sie selbst als Angegriffene die Situation alleine verdaut, sondern auch ihre GastgeberInnen müssen etwas schlucken und gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn sie nicht wollen, dass der Abend entgleist. Hier stellt die Gruppe ein Grundproblem im Umgang mit symbolischer Gewalt dar: Rassistische und sexistische Anspielungen und Witze sind in der dominanten Kultur so „normal“, dass sie den Rahmen einer geselligen Konversation nicht verletzen, sondern beiläufig und mit der Hoffnung auf Beifall platziert werden können. Demgegenüber würde jede Reaktion auf solche „Feinheiten“ zwangsläufig die Leichtigkeit des Beisammenseins stören, so dass die Angegriffenen vor dem Dilemma stehen, ob sie den Angriff ignorieren sollen oder durch eine Reaktion die gemeinsame Atmosphäre stören. In letzterem Fall machen sie sich schon deshalb unbeliebt, weil sie Konventionen verletzen. Gerade deshalb ist die Zweideutigkeit von Ellis Reaktion so effizient. Wenn sie konsequent ärgerlich reagiert hätte, hätte sie die Normen verletzt. Wenn sie alles überhört hätte, wären die Angriffe weitergegangen. Nur dadurch, dass sie konfrontiert *und* die Beziehung pflegt, gelingt es ihr, die Verantwortung für die Lösung des Konflikts mit den GastgeberInnen zu teilen.

Jetzt sprechen alle über den Urlaub und ich fasse diesen Abschnitt kurz zusammen. Als die Ehefrau meint, dass sie auch mal in die Türkei reisen will, wundert sich der Gastgeber, weil Ali „wohnt doch dort irgendwie“. Wie oben steigt Elli nicht auf die rassismusrelevante Unterstellung ein, ihr Ehemann würde in der Türkei wohnen, sondern sie wiederholt die These „ehm, jaa ja ja Ali wohnt dort das stimmt“ und korrigiert sie dann „Also das heißt nicht ganz genau dort [...] wir warn ja auch schon mal da, im Hotel war ich halt in der Türkei noch nich“ (P24: 147ff). Sie erklärt, dass sie zu Alis Familie fahren, dass es dort schön sei, aber anstrengend. Damit führt sie einen neuen Topos ein: den der von Schwiegerfamilie und Ehemann geplagten Ehefrau. Außerdem verstehe sie nicht alles, wenn sie bei Alis Familie zu Besuch ist. Das veranlasst die Gastgeber zu Erzählungen darüber, wie gut im Hotel und Flughafen Deutsch gesprochen wurde. In den vorausgegangenen Rollenspielen wurde den GastgeberInnen vorgehalten, dass diese nur im Hotel hockten und kein Interesse an Land und Leuten zeigten. Elli führt keinen solchen moralischen Anspruch ein, sondern sie behandelt auch das Thema Sprachen Lernen als Frage von Faulheit, also als alltägliches und „normales“ Problem von allen: „Habt ihr wenigstens gelernt wie auf türkisch ‚Danke‘ und ‚Bitte‘ heißt, oder“ (P10: 199f)? Der Gastgeber erzählt daraufhin von seinen ersten Versuchen, Türkisch zu sprechen.

Udo: Ja, des eene Mal, wo wir in der Gaststätte waren, da ham wir gedacht, wir probieren's mal. [lacht auf] [Die] ham auch n bissel gelächelt also-

Elli: Ham nischt verstanden.

Udo: Aber (bestimmt) die ham sich gefreut so-

In die
Defensive
bringen

Nächster
Abschnitt:
Normalisie-
rung

Elli: ne [beiläufig] [Lachen] (P24: 214ff)

Effekt: Offene Atmosphäre

Die Atmosphäre ist völlig frei von moralischem Druck und der Gastgeber erzählt von einer Situation, in der er sich kaum verständigen konnte und sich der Gefahr aussetzte, von seinen türkischen Gastgebern wohlwollend belächelt zu werden. Er gestattet also einen kurzen Blick hinter die Fassade des Touristen, der sich im Ausland unsicher ist. Kurz darauf erinnern sich Sigrid und Udo jedoch an ihre Rolle und an die Angriffe, die sie noch nicht abgearbeitet haben.

Sigrid: Sag mal was macht denn Ali arbeitet der nun jetzt oder?

Elli: Ach Mensch Ali hat heute wieder keene Zeit, der kleecht widder im Haus rum, ne ich mein ich bin ja nicht so sicher also, hatte so das Gefühl der hatte vielleicht auch nicht die richtige Lust (1)

Sigrid: Ja vertraust de ihm denn eigentlich sonst

Elli: / [entschieden] Ja KLAR.

Sigrid: [fortfahrend] das sind doch manchmal sonst die Algerier die und so die handeln doch dann immer mit Drogen hört man so und so.

Elli: [unterbricht durch abwehrendes Nee] Was hat denn das jetzt damit zu-

[Ende Kassette 3a – weiter mit 3b]

Elli: Du kennst ihn doch schon fünf Jahre.

Sigrid: (.....) [alle drei reden kurz parallel]

Udo: Naja so, so richtig richtig gut also ich sag ja sag ja is nen netter Kerl, eigentlich, also so weit ICH ihn kenne. Ich mein ich kenn ihn nur so vom Sehen so richtig-

Elli: Na siehste, das is ja halt das Problem, das is es eben/

Udo: ja / Das könn mer doch mal ändern ich mein /

Elli: / Ali kennt euch nicht

Sigrid: / [schließt direkt an Udo an] Wir können da doch auch mal zu euch kommen

Elli: ihr kennt Ali nicht richtig und immer sitz ich zwischen Stühlen.

Udo: Mmm.

Die Gastgeberin fragt nach, was Ali mache und konkretisiert dann, ob er Arbeit habe.

Die Ehefrau beklagt sich, dass Ali heute wieder keine Zeit habe, im Haus arbeite und dass sie vermute, dass er keine Lust habe mitzukommen.

Die Gastgeberin fragt, ob die Ehefrau Ali vertraue.

Diese bejaht das entschieden.

Die Gastgeberin erklärt ihre Frage damit, dass man höre, dass die Algerier manchmal mit Drogen handeln.

Die Ehefrau fragt, was das damit zu tun habe und führt ins Feld, dass die Gastgeberin Ali schon seit fünf Jahren kenne.

Der Gastgeber vermittelt: Einerseits hält er fest, dass Ali ein netter Kerl sei und andererseits schränkt er ein, dass er Ali nur vom Sehen kenne.

Die Ehefrau kehrt zu ihrem alten Thema in neuem Gewand zurück: Dass Ali den Gastgeber nicht kenne ist eben ihr Problem.

Die Gastgeberin macht den Vorschlag, die beiden mal bei sich zu Hause zu besuchen. Die Ehefrau fährt fort, dass umgekehrt auch die GastgeberInnen Ali nicht kennen würden, und dass sie immer zwischen den Stühlen säße.

Distinktionsverschiebung

Dieser Abschnitt ist wieder von harten Angriffen gekennzeichnet, die aus den vorausgegangenen Rollenspielen schon bekannt sind und die Elli gekonnt paart. Zum Beispiel hatte sich die Frage nach Alis Arbeit vorher immer als Einleitung für den Topos „Ausländer erhöhen die Arbeitslosigkeit“ entpuppt. Elli nutzt diese Frage aber dazu, ihre Probleme mit ihrem Ehemann in den Vordergrund zu stellen. Ali bastelt lieber zu Hause rum, statt mit ihr gemeinsam ihre FreundInnen zu besuchen. Damit wechselt Elli die Grenzziehung, auf die es in der Situation ankommt: Es geht nicht mehr um den armen abwesenden Ausländer, gegen den nichts Böses gesagt werden darf, sondern um die arme anwesende Ehefrau, deren Mann lieber bastelt als sie zu geselligen Anlässen zu begleiten.

Diese Strategie hat gleich mehrere Vorteile: Zum einen vermeidet Elli damit das Sprechen, Phantasieren und Debattieren über abwesende Dominante, an dem ihr schon deshalb nicht gelegen sein kann, weil es immer ein dominantes Sprechen und Spekulieren über diese mit sich bringt. Konsequent und fast egozentrisch bezieht sie alle Äußerungen und Angriffe auf sich. Es gibt keinen Spielraum für rassistische Spekulationen, denn alle Äußerungen müssen sich daran messen, ob sie Elli kränken, bzw. ob sie Ellis Blick auf die Welt („Ali heißt schon immer Ali“) standhalten können.

Weiterhin bedient Elli konventionelle und vertraute Topoi des traditionellen Geschlechterverhältnisses: die anstrengende Verwandtschaft, der bastelnde ungesellige Ehemann, die Ehefrau, die zwischen allen Stühlen sitzt, sind allen, wenn nicht aus dem eigenen Leben, so doch aus der Lindenstraße vertraut. Elli normalisiert Ali und ihr Verhältnis zu ihm, und sie fordert zu praktischen Routinen auf, die diesem Verhältnis entsprechen und ihrem Interesse entgegenkommen. Die GastgeberInnen können problemlos anknüpfen. Es ist klar, was von ihnen erwartet wird, nämlich Mitleid und Unterstützung für die geplagte Freundin.

Jetzt versucht die Gastgeberin noch ein letztes Mal, ihr Bild von Ali als Problem durchzusetzen. Ein Zeichen für den Erfolg der neuen Distinktionsstrategie ist allerdings, dass sie ein geschlechtsspezifisches Stereotyp wählt: Kann die Ehefrau ihrem Mann vertrauen? Hier wie oben ignoriert Elli den rassistischen Gehalt der Unterstellung und sogar, dass Ali unter die Algerier gerechnet wird. Sie steht deutlich für ihren Mann ein und versucht erneut, die Gastgeberin in die Defensive zu bringen: Diese soll erklären, was das damit zu tun hätte und wie sie so etwas nach fünf Jahren noch von Ali denken könne. Ellis Gegenangriff löst erneut einen Vermittlungsversuch des Gastgebers zwischen den beiden Freundinnen aus, bei dem dieser sich jedoch einen Restverdacht gegen Ali vorbehält. Das gibt Elli die Gelegenheit, wieder zu ihrer Definition des Problems zurückzufinden: Ihre Freunde und ihr Mann kennen sich nicht und sie Ärmste sitzt zwischen allen Stühlen.

Ellis Kunstfertigkeit in dieser Passage besteht darin, immer wieder ihre eigenen Anliegen zu fokussieren, ohne für Ali zu sprechen und auch ohne diesen selbst wieder auszugrenzen. Sie verteidigt Ali nicht, sie widerspricht Rassisten nicht, sondern sie stellt ihre Perspektive auf Ali dar und bezieht Äußerungen konsequent auf diesen Blickwinkel. Außerdem gelingt es der Ehefrau, ihr Problem mit ihrem Mann ohne explizite Schuldzuweisungen darzustellen. Sie stellt das wechselseitige Nichtkennen auch sprachlich symmetrisch dar. Berührungsängste auf Alis Seite und deren Gründe werden nur angedeutet. An diesem Punkt – der ja auch negative Erfahrungen mit den GastgeberInnen zu Tage fördern könnte – geht niemand in die Tiefe.

Ellis Rahmung des Problems ermuntert zur kooperativen Problemlösung: In der Folge befassen sich alle drei damit, wie sie Ali zu einer gemeinsamen Veranstaltung bewegen könnten. Damit hat sich der exkludierende Diskurs kom-

Persönliche Positionierung

Konventionelle Routinen

Neuer Angriff

Ellis Kompetenz

Effekt: Kooperative Problemlösung

plett verkehrt: Es geht nicht mehr um Gründe für die Ausgrenzung, sondern um die Frage, wie man den Exkludierten kennen lernen kann.

Sigrid: Kannst uns doch auch mal zu dir einladen wenn Ali zu Hause ist.
 Elli: Na würdet ihr mal kommen?
 Sigrid: Na phh.
 Udo: Na da mach mer mal was zusammen oder am Wochenende
 Sigrid: Da kann der mal für uns kochen oder so, ja.
 Me: [Lachen]
 Elli: Ja klar, also das könn mer auch mal machen / also oder ihr, immer abwechselnd
 Udo: / Oder dass mer mal im Garten-
 Sigrid: / Im Garten mal Grillen.
 Udo: Dass mer im Garten mal grillen.
 Elli: Ja, könn mer auch machen.
 Udo: / Mag er das?
 Elli: Na klar, also ich mein, klar könn mer machen, also wir könn ja auch immer mal abwechselnd kochen oder so. Können überhaupt mal öfters was zusammen machen zu VIERT, [Sigrid: ja] nicht immer bloß wir drei zusammen.
 Udo: Mmmh. Naja klar.
 Sigrid: Ne aber du meinst ihm ist das recht?
 Elli: Na müssen wir Ali FRAGEN also ich mein, ich muss n- ich würd ihn erst mal fragen, ne, ob also ihm das ob er das möchte weil er hält sich ja immer son bisschen zurück aber also ICH würd mich freuen.
 Udo: Nu klar.
 Elli: Und wenn ihr euch auch freut das zählt ja auch
 Udo: Nu ja [zustimmend].
 Elli: Ja. [Ende des Rollenspiels]

Die Gastgeberin lädt sich erneut bei der Ehefrau ein.
 Die Ehefrau fragt, ob ihre Freunde denn auch kommen würden.
 Der Gastgeber schlägt vor, am Wochenende etwas zusammen zu machen.
 Die Gastgeberin schlägt vor, dass Ali für sie kochen könne. Die Gruppe lacht. Die Ehefrau stimmt zu, konkretisiert die Idee aber als abwechselndes Kochen.
 Der Gastgeber schlägt ein Treffen im Garten vor und wird von seiner Freundin ergänzt, dass man Grillen könnte.
 Das findet die Ehefrau auch gut.
 Der Gastgeber fragt, ob Ali das möge.
 Elli antwortet „na klar“, bezieht das auf die allgemeine Feststellung, dass wir das machen könnten, und fasst die Pläne noch einmal zusammen.

Die Gastgeberin fragt erneut, ob das Ali recht sei.
 Jetzt beantwortet die Ehefrau die Frage, indem sie darauf verweist, dass sie nicht für Ali antworten könne. Sie ergänzt, dass sie sich freuen würde und wenn sich ihre FreundInnen auch freuten, zähle das ja auch.
 Dem können alle nur zustimmen.

Effekt:
 Männer-
 solidarität

In der Frage, ob ihre FreundInnen denn auch einmal zu ihr kommen würden, erkennt die Ehefrau deren Bemühungen an. Ihre FreundInnen sind ihr wirklich eine Hilfe und sie unterstützen sie gegen ihren muffeligen Ehemann. An dieser Stelle schiebt die Gastgeberin noch ein Stereotyp nach: Ali könnte für „uns“ kochen. Damit definiert sie den Status des türkischen Ehemannes als tendenziell weiblich und bekundet ihr Interesse am Konsum des multikulturellen Zusammenlebens. Daraufhin wendet sich der Gastgeber gegen diese Funktionalisierung und Verweiblichung von Ali. Er schlägt ein Treffen im Garten vor, wahrscheinlich mit dem Gedanken an Grillen, den ihm seine Partnerin aber aus dem Mund nimmt. Außerdem fragt er nach Alis Wünschen. Jetzt gerät die Ehefrau in die Rolle derjenigen, die die Perspektive von Ali ignoriert und allgemeine Lippenbekenntnisse abgibt, während der Gastgeber sich als Mann mit Ali solidarisiert. Er zeigt an Alis Perspektive Interesse und schützt ihn vor den Funktionalisierungsversuchen der Gastgeberin.

Geschlechter-
 solidarität als
 neue Distink-
 tionslinie

Die Definitionsmacht des Gastgebers kann sich konsolidieren, als sich seine Freundin auf seine Seite schlägt und noch einmal nach Alis Wünschen fragt. Diesmal beantwortet die Ehefrau die Frage und macht zugleich deutlich, dass

besser sie alleine Ali fragen sollte, weil dieser vielleicht noch etwas Überredung braucht. Damit betont sie ihren privilegierten Zugang zu Ali. Beide Frauen beziehen sich jetzt auf ihre Männer. Die Solidarisierung unter Frauen ist vom Tisch. Zugleich affirmsiert Elli erneut ihre Ich-bezogene Rahmung des Problems: Es gehe nicht nur um Ali, sondern auch darum, dass sie und ihre FreundInnen Freude an einem gemeinsamen Treffen haben.

Den Rollenspielen folgte eine erste Auswertung gemeinsam mit der Gruppe. In diesem Gespräch bestätigte sich die These, dass Elli aktiv geschlechtsspezifische Solidarität einforderte. Elli erklärte im Nachhinein, dass sie wollte, „dass Martina MICH irgendwie als Freundin und als Frau besser versteht“ (P24: 434f). Daraufhin fragte ich, ob Ellis Verhalten etwas mit Frauensolidarität zu tun haben könnte. Elli kann mit dieser Hypothese sofort etwas anfangen und erklärt, dass sie sich als unloyal gegenüber ihrem Ehemann empfunden hat.

Elli: Das war so für mich so ne Rollenentgleisung. Da dacht' ich: ‚Scheiße.‘ Da hab ich och zu Rita [die Ali repräsentiert, A.W.] rübergeguckt. Da dacht ich: ‚Oh nee. [Ich] bin aufm völlig falschen Dampfer, ja. [Anja: Wieso?] Weil ich dachte: [...] ,Das geht doch also jetzt irgendwie schon fast gegen Ali, ja. So als wenn Ali der [...] is, der [ewig] nich WILL (P24: 758ff).

Es ist interessant, dass Elli ihr Verhalten als Rollenentgleisung empfand, weil es sich „irgendwie schon fast gegen Ali“ richtete. D.h. sie verstand ihren Auftrag als unbedingte Loyalität mit Ali und diese hat sie verletzt. Tatsächlich wurde sie aber dadurch glaubwürdig. Sie verteidigte nicht blind ihren Ehemann, sondern stellte ihr „normales“ Verhältnis zu ihm in den Mittelpunkt.

Sigrid: Einen Moment dacht ich auch so: ‚Na was will se denn jetzt? Also jetzt redet se ja selber schlecht über ihn.‘ [...] Aber eigentlich hat das die ganze Situation eben dazu gemacht, dass es ne persönliche, also, dass das irgendwas Persönliches war (P24: 774ff).

Der Plot, wie ihn die Gruppe verstand, war simpel: Die GastgeberInnen sollten schlecht über Ali reden und Elli sollte ihn verteidigen. Dennoch fand es Sigrid gut, dass Elli diese Rollendefinition nicht akzeptierte: Indem sie auch etwas Negatives über ihren Ehemann sagte, durchbrach sie das simple Plot und das ganze Spiel wurde persönlicher. Außerdem löste sie damit die Solidarisierung des Gastgebers mit Ali aus:

Udo: [lacht] Ich wollte sagen, dass das aber eigentlich gerade ganz gut war, weil ich hab dann das [Me: Lachen] Zepter der Familie in die Hand genommen. Und weil ich merkte, meine Frau, die is auch n bisschen uneschlüssig, [dachte ich], da müssen wir doch mal was machen, das geht doch nicht so. [...] Und du [Elli] hast zwar sie [Sigrid] angesprochen, aber ich hab geantwortet. [...] Das passiert ja oft so was. [Me: Lachen]

Elli: Es hat geklappt über die unentschlossene Frauensolidarität (kam der) Mann (wieder was).
Me: / [lautes Lachen]

Anja: War das dann auch Männersolidarität? Hast du dir gedacht, der Ali wird son bisschen-

Udo: Ja [Me: / [Lachen]] jaja, ja klar. Ich dachte dann mal so, (jetzt) son Bier zusammen trinken und dann wird das schon alles wieder [lacht] (1) (P24: 794ff).

Elli forderte als „verlassene“ Ehefrau Unterstützung von ihrer Freundin. Auf dieses Angebot stieg Sigrid nicht ein. Vielmehr griff Sigrid, getreu ihrer Rollenbeschreibung, immer wieder Ali und damit auch seine Ehefrau an. In der Auswertung erklärt Udo, dass das für ihn auch Vorteile mit sich brachte. Er

Auswertung mit der Gruppe

Nicht-intendierter antirassistischer Effekt

nahm das „Zepter der Familie“ in die Hand, kümmerte sich entschlossen um die „arme Frau“ und wird mit Ali Verstärkung für das männliche Lager gewinnen.

Fazit

Was sich im Rollenspiel nur andeutete, wird durch die Auswertung expliziert und betätigt. Auch die Spielenden empfanden deutlich, dass Elli die Loyalitäten zu verschieben suchte. Damit funktionierte das simple Plot „Rassisten greifen an – Ausländerfreunde verteidigen“ nicht mehr und eine neue Dynamik entstand: Diese ist nicht weniger konventionell als die rassistische, hat in der gegebenen Situation aber den Vorteil, dass der abwesende Ali vom anwesenden Gastgeber aktiv als Mann inkludiert wird, weil dies seinen Interessen entspricht. Aus einer eindeutig asymmetrischen sowie symbolisch und faktisch exkludierenden Interaktionssituation wird ein relativ ausgewogenes Ringen zwischen den Geschlechtern. Das heißt nicht, dass diese Strategie immer antirassistische Effekte hat. In der Sequenz „Grillparty“ gelingt es der „Ehefrau“ aber, Distinktionslinien aktiv so zu verschieben, dass das Kräfteverhältnis zwischen den Beteiligten ausgewogener wird und sie den abwesenden Ehemann aktiv inkludieren.

3.3.2.2 Beziehungspraktische Strategien im Überblick

Soziologische Handlungstheorien verweisen immer wieder auf die Bedeutung, die der Definition der Situation (Esser 1996a) oder dem Rahmen der Situation (Goffman 1980) zukommt. Beziehungspraktische Strategien verschieben diese Definition *praktisch*, also nicht nur über kognitive Frames, sondern auch, indem sie Handlungsrouterien anstoßen oder verändern. Mit der Interpretation der Situation sind zugleich die Routinen umstritten, zu denen diese herausfordert. Bei einem Überblick über beziehungspraktische Strategien können konfliktverschiebende Strategien von der persönlichen Positionierung und konfrontativen Strategien unterschieden werden. Neben einer solchen heuristischen Gliederung geht es im Folgenden v.a. darum, die Anwendbarkeit der Strategien, die anhand einer Rollenspielsequenz beschrieben wurden, auch für realistische Interaktionen zu belegen.

3.3.2.2.1 Konfliktverschiebende Strategien

Andeutungen
Umverstehen

Konflikte über rassismusrelevante Äußerungen verlaufen meist relativ stereotyp. Jemand sagt etwas Rassismusrelevantes und jemand anderes findet das politisch, moralisch oder persönlich nicht tragbar und widerspricht, verulkt, klärt auf oder überzeugt, reagiert also auf das Thema Rassismus. Wie für die inhaltsbetonten Strategien gezeigt, wird dann aus der Diskussion ein symbolischer Kampf um die Rassismusrelevanz einer Aussage, man debattiert über die

Richtigkeit dieser oder jener Behauptung und im Verlauf der Diskussion werden rassistische Klassifikationen affiniert. Demgegenüber verändern konfliktverschiebende Strategien den kommunikativen Rahmen unmerklich. Elli reagierte auf rassistische Äußerungen nicht oder sie lenkte von Konflikten über Rassismus ab. Ihrer Freundin, die nach Jahren den Ehemann immer noch Mustafa nennt, unterstellte sie nicht Böswilligkeit, sondern Vergesslichkeit oder Nachlässigkeit. Wesentlich an dieser Strategie des Andeutungen Umverstehens ist, dass unter mehreren möglichen Bedeutungen einer Äußerung eine herausgegriffen wird, die sich nicht auf ineffiziente Diskussionen über die Vorurteilshaftigkeit einer Behauptung einlässt, die also die bewährten Muster von Diskussionen über Rassismus vermeidet.

Diese Strategie war nicht auf Rollenspiele beschränkt. In der linksradikalen Gruppe ließ Hanna die von Bernd aufgestellte Defizithypothese dadurch un-sinnig erscheinen, dass sie sie noch einmal wiederholte. Bernd hatte MigrantInnen pauschal des Reformismus bezichtigt:

Bernd: [...] Wir gehen dann natürlich erst mal mit so ner (1) losgelösteren, politischen, individuellen, nich so direkt betroffenen Sicht dran und halten es dafür für wichtig, grundsätzlichere Forderungen zu stellen. Das ist aus unserer Sicht auch ganz konsequent und klar. Wenn ich aber irgendwie als Migrant davon betroffen bin, sag ich jetzt einfach mal, dann ist das deswegen nich falsch, aber natürlich habe ich trotzdem irgendwie sehr viel eher ein Interesse auch an irgendwie kleineren Schritten und so genannten reformistischeren Forderungen. Die kann ich halt möglicherweise, könnt ich mir gut vorstellen, irgendwie bei den Grünen sehr viel eher durchsetzen als hier (P1: 547ff).

Beispiel aus Diskussion

Hanna widerspricht Bernds Selbstaufwertung nicht, sondern sie buchstabiert im Detail aus, was diese These heißen würde:

Hanna: Ich denk, da gibt's wahrscheinlich alle Sorten von MigrantInnen, die alle Sorten von Forderungen haben.

Bernd: Klar, es gibt auch alle Sorten von Deutschen.

Hanna: Von Grauen Wölfen bis so. Und es leuchtet mir eigentlich trotzdem nicht ein, warum die jetzt alle zu den Grünen gehen sollen, das kann ich mir

Bernd: Nein

Hanna: Nein. Ich weiß [Birgit: nein (...)], du hast das nich gesagt. Das is ja jetzt nur mal so. Also irgendwie versteh ich das nicht ganz, weil ich denk da müsste doch ein bestimmter Prozentsatz [bei uns] [Wiebke: [lacht]] hängen bleiben [lacht] oder so (1) (P1:594ff).

Mit diesen Implikationen seiner These hatte Bernd tatsächlich nicht gerechnet, als er die These aufstellte, dass MigrantInnen eher Reformpolitik machen und deshalb zu den Grünen gehen. Zuerst schlägt Hanna eine antirassistische Platte vor: Es gibt alle Sorten von MigrantInnen. In diesen Chor stimmt Bernd sofort ein, denn das ist ja „klar“. Dann konkretisiert Hanna Bernds These und sie erscheint ähnlich komisch wie der Gedanke, alle Türken hießen Mustafa, so dass es kein Wunder ist, dass Bernd sich sofort distanziert. Obwohl Bernd aber genau das behauptet hatte, was Hanna kritisiert, beharrt Hanna nicht darauf, sondern sie bescheinigt Bernd augenblicklich, dass er so etwas (Absurdes) natürlich überhaupt nicht gesagt hätte. Dann wiederholt Hanna noch einmal ihre These: Von allen diesen vielen unterschiedlichen MigrantInnen sollten eigentlich auch einige an der linksradikalen Gruppe Interesse haben. Hanna lässt

Bernd erkennen, dass er etwas Unhaltbares gesagt hat, und nach seinem Dementi gibt *sie ihm* Recht, nicht umgekehrt.

Distinktionsverschiebung Die Verschiebung von Konflikten kann sich auch auf substanzellere Fragen beziehen, z.B. die zentralen Distinktionslinien und Konfliktthemen in einer Situation. Nun würde man meinen, dass der Wechsel von einem symbolisch gewaltsamen Klassifikationsprinzip zu einem anderen keinen wirklichen Erfolg darstellt. In der Sequenz „Grillparty“ wirkt eine solche Distinktionsverschiebung deshalb antirassistisch, weil die Distinktion Geschlecht in dieser Interaktionssituation inkludierende Handlungsrouterien auslöst, während rassistische Klassifikationen hier Exklusion legitimieren. Das Verschieben der Distinktionslinien kann also in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation durchaus antirassistische Effekte hervorbringen. Wie die meisten symbolischen Strategien revolutioniert es den symbolischen Markt aber nicht, sondern es nutzt und affirmsiert seine Prinzipien.

3.3.2.2.2 Die eigene Position deutlich machen

Elli argumentierte nicht allgemein moralisch oder als Stellvertreterin ihres Mannes, sondern sie bezog alle Angriffe auf sich persönlich. Für sie war nicht wichtig, ob die Gastgeberin alle Türken Mustafa nennt. Wichtig ist, dass ihre Freundin sich nach Jahren immer noch nicht den Namen ihres Mannes merken kann. Hier verschiebt Elli nicht mehr unmerklich das Thema der Debatte, sondern sie macht etwas konfrontativer deutlich, dass man mit ihr nicht abstrakt über Rassismus theoretisieren kann, sondern dass sie persönlich involviert ist und für ihre Position einsteht. An die Stelle des interaktiven Settings „Meinungsaustausch“, das das Beziehungsangebot „Es geht um Inhalte“ voraussetzt, tritt das Beziehungsangebot „Du kränkst mich“ oder „Du gehst an meinem Interesse vorbei.“ Elli setzt dabei um, was die Trainergruppe in ihrer Diskussion forderte. Sie waren es leid, „Moral in so nem verstaubten Sinne“ (P33:2303ff) zu predigen und wollten stattdessen auf „Verletzung[en]“ reagieren. Auch ihnen ging es darum, antirassistische Handlungen an der eigenen Person festzumachen und nicht an übergeordneten Normen, bei denen nicht mehr erkennbar ist, warum sich die Sprechenden für diese einsetzen.

Einfaches Wider-sprechen Allerdings existieren nicht immer persönliche Bezüge, mit denen das Engagement gegen Rassismus begründet werden kann. Sich als Person zu positionieren, kann auch bedeuten, einer These *einfach zu widersprechen*. In der Sequenz „Doktorarbeiten“ hatte Hanna einmal ohne Begründung gesagt „ne du das ist so auch nicht“ (P1: 1117). Als Dorothea in der feministischen Gruppe von Anne und dem Rest der Gruppe angegriffen wird, widerspricht sie, ohne zum Gegenangriff auszuholen. Sie macht ihre Perspektive klar „ich fühl mich jetzt gezwungen“ (P35:552) oder sie verneint die Thesen der Angreifenden ohne weitere Erklärung:

(): das ist doch ne reine Informationsfrage
Dorothea: das ist keine reine Informationsfrage (P35: 556ff)

Rhetorisch hat diese Vorgehensweise den Vorteil, dass sie wenig Ansatzpunkte für fortgesetzte Argumentationen und neue Klassifikationsversuche bietet. Insbesondere dann, wenn die Sprechenden ihr persönliches Empfinden einbringen, wird es außerdem schwierig, ihre Perspektive zu ignorieren und weiterhin die eigenen Überzeugungen zu predigen. Es geht dann nicht länger um abstrakte Thesen, sondern um eine Freundin oder um Bekannte, die eine andere Position haben. Das erschwert es, weiter allgemein über die Probleme, „die wir alle mit Ausländern haben“, zu sprechen.

Kompetenz: Intuitive Wahrnehmung für Rassismusrelevanz

An den persönlichen Positionierungen lässt sich eine Kompetenz erkennen, die in den antirassistischen Gruppen deutlich ausgeprägter ist als in den Kontrastgruppen. Bei rassismusrelevanten Äußerungen überkommt die antirassistisch Engagierten ein diffus unangenehmes Gefühl, das sie benennen, ohne es theoretisch explizieren zu können. Wie schon erwähnt wird Birgit bei bestimmten Beschreibungen von ImmigrantInnen „irgendwie komisch“ (P1: 483ff). Dieses Unwohlsein wird häufig im Zusammenhang mit einer klaren und persönlichen Positionierung erwähnt:

Doris: / Ich stelle gerade fest, dass mir die Diskussion jetzt unangenehm wird, weil ich, ja, ich weiß auch nicht, ich hab n ganz ungutes Gefühl dabei. [...] [(): Warum?] [Elli: (sach doch mal warum)] Ja, weil ich das täglich auch erlebe. Das sind einfach Sachen, die eigentlich für mich unbedeutend sind, ob das Kind schwarz braun weiß rot grün ist. Das ist scheißegal, aber so wird meine Tochter immer wieder gesehen (P25: 1449ff).

Dass Doris die Diskussion unangenehm wird, ist kein Wunder, denn die Gruppe hatte das Beispiel eines kleinen Kindes, das ein anderes als „schwarz“ oder „braun“ bezeichnet, zum Anlass für eine längere Debatte genommen, die im wesentlichen die Erziehungsprobleme und die Assoziationen der rassistisch Dominanten behandelte. Was es für das schwarze Kind bedeutet, überall aufzufallen, war nicht Thema. Als Mutter eines schwarzen Kindes fühlt sich Doris aber dieser Perspektive nahe. Sie kann nicht genau benennen, was „falsch“ ist, aber bei so einer Diskussion hat sie langsam ein „ganz ungutes Gefühl“. Dieses Gefühl für subtile Ausgrenzung und Abwertung beschränkt sich nicht auf die Mütter schwarzer Kinder, sondern unterscheidet die antirassistisch Engagierten insgesamt von den Kontrastgruppen. Ich werde in 4.1 zeigen, dass es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine internalisierte Kompetenz handelt, die sich die Gruppen mit der Zeit durch die Auseinandersetzung mit Rassismus erarbeiten.

3.3.2.2.3 Konfrontation

Wenn man seine eigene Position verdeutlicht, muss man auch bereit sein, diese in einer Konfrontation durchzusetzen. „[I]nnovation as a modality of influence (...) is centred on the virtual or actual creation of conflicts, just as normalisation is centred on their avoidance and conformity upon the control or reduction of conflict“ (Moscovici 1985: 21). Allerdings untergraben zu häufige oder zu intensive Konfrontationen Beziehungen und damit die Möglichkeit beziehungspraktischer Strategien. Hätte Elli Provokationen nicht meistens überhört, sondern stattdessen auf jeden Angriff reagiert, wäre das Rollenspiel wahrscheinlich so wie die vorausgegangenen Versuche verlaufen. Mit Sicherheit hätten am Ende nicht alle gemeinsam etwas mit Ali unternehmen wollen. Konfrontative antirassistische Strategien sollten also eine Balance zwischen der Drohung des Beziehungsabbruchs und der Beziehungspflege schaffen. Im Vergleich mit den Kontrastgruppen scheint es so, wie wenn die antirassistisch Engagierten diese Balance besser kontrollieren können als diejenigen, die mit Diskussionen über Rassismus keine Erfahrung haben und die dabei eher zu ausgrenzenden Konfrontationen neigen.

Beziehungspflegende Konfrontation

Elli lässt es zweimal zu einer Konfrontation kommen. Als sie ihren Gastgeber als „Dieter“ bezeichnet, obwohl er Rolf heißt, ist das ein scharfer Angriff, den sie aber selbst sofort abschwächt, indem sie einerseits herausstreicht, dass sie Rolf zeigen wollte, wie es einem dann geht, und andererseits betont, dass sie Rolf nicht „verzoxen“ will. Sie verbindet also eine klare Konfrontation mit einer persönlichen Positionierung und der Zusicherung, dass sie die Beziehung erhalten will.

Sequenz
„Ecke“

In der Sequenz „Ecke“ ist die Strategie der beziehungspflegenden Konfrontation auch in einer Diskussion zu beobachten. Die feministische Gruppe hatte sich ursprünglich zum Thema „Antisemitismus“ zusammengefunden. Später kam das Thema „Rassismus“ hinzu, u.a. um rassistisch dominierte Neumitglieder an die Gruppe zu binden. Nach der Diskussion bat ich die Teilnehmerinnen um eine Entscheidung, ob das Rollenspiel sich überwiegend mit Rassismus, überwiegend mit Antisemitismus oder mit beiden Themen auseinander setzen sollte. Anne begründete ihre Präferenz für den Themenschwerpunkt „Antisemitismus“ folgendermaßen:

Anne: Ich behaupte ziemlich mutig von mir, dass ich in keiner Weise rassistisch bin, und dass es da auch heute nichts zu entlarven gibt. Ich befürchte und vermute, dass ich [mich] aber immer mal wieder [...] aufgrund meiner eigenen christlichen Prägung gegenüber Jüdinnen und Juden ungewollt und unbewusst semitisch verhalte [():antisemitisch] antisemitisch und da gäbe es was zu entlarven. (P36: 1534ff).

Anne hat sich bisher vor allem mit Antisemitismus befasst. Obwohl sie bei Antisemitismus annimmt, dass sie sich antisemitisch verhalten kann, ohne das zu merken, ist sie sich bei Rassismus sicher, dass sie in „keinster Weise rassis-

tisch“ ist. Sie überträgt also ihre Erkenntnisse aus der Auseinandersetzung mit Antisemitismus nicht auf Rassismus. In der Passage „Ecke“ ist Annes Sicherheit aber ausgesprochen trügerisch, denn kurz nach der oben zitierten Äußerung unterläuft ihr ein Fehler, der in der deutschen Diskussion über Rassismus mittlerweile so bekannt ist, dass er sofort als rassismusrelevant erkannt wird: Sie rechnet die schwarze Deutsche Dorothea aufgrund ihrer Hautfarbe zu den Ausländerinnen.

Ich hatte gefragt, womit sich das Rollenspiel befassen sollte. Die meisten Gruppenmitglieder entschieden sich mit der Begründung, dass „bei beidem der Stoff das gleiche ist“ (Lisa, P36: 1521f) dafür, zugleich zu Rassismus und Antisemitismus zu arbeiten. Neben Lisa, Sonja und Monika umfasste diese Gruppe auch Zeynep und Dorothea. Anne strich daraufhin heraus, dass „ihr beiden ausländischen Frauen natürlich bei Rassismus steht“ (P36: 1559ff). Abgesehen davon, dass die Gruppe für *beide* Themen votiert hatte, unterstellt sie Dorothea auch noch die falsche Zugehörigkeit. Das löst vehementen Widerspruch aus.

Dorothea: / Also dagegen müsste ich mich verWAHRen.

Zeynep: Wir stehn gar nicht bei Rassismus. Da ist Rassismus.

Anne: Ach, ihr steht bei beidem. // Entschuldigung.

Dorothea: // Also ich weiß nicht, wen du jetzt mit ausländischen Frauen meintest. Kann ja sein, dass ich damit nicht gemeint war, aber ich nehm des mal an.

Me: / [Parallelsprechen]

Zeynep: [lacht]

Anne: Doch, (das) war damit gemeint.

Erika: (...) War damit gemeint (1)[...].

Dorothea: Also, das war ja (...). Und du hast GRADE noch gesagt, du seist nicht rassistisch. Also gleich da in die Ecke. [Me: lachen]

(Anne): (...)[will vermutlich Erklärung abgeben, A.W.].....)

Dorothea: Ich weiß nicht, welche Frau hier die Ausländerin ist.

Anne: Ja, ich SAGS doch. Ich hab grade, wir sind doch hier in einem geschützten Raum. Ich halte dich für eine Ausländerin und ich halte dich für ne Ausländerin, und das kann ich doch jetzt hier in diesem geschützten / Raum sagen.

Dorothea: / Siehste und das war ein plattes rassistisches [Anne: (...)] Vorurteil. Ich nehme an, du hast von meiner Hautfarbe auf meine Nationalität geschlossen.

Anne: Aber ich gehe deshalb nicht in die Ecke, weil ich es pädagogisch ablehne, in Ecken gestellt zu werden.

Me: [beschwichtigen]

(Dorothea): (...) angegriffen zu fühlen, aber ich wollt ja

Anne: Offensichtlich hab ich DICH ja angegriffen und das tut mir // leid (...).

Dorothea: // Nein, ich wollte nur anmerken, dass du von meiner Hautfarbe auf meine Nationalität geschlossen hast, was das KLASSISCHE rassistische Vorurteil schlechthin ist, und deshalb, weil du eben gerade da so eine Art Bemerkung gemacht hast, so in die Richtung, es war wirklich nur flapsig gemeint, vergiss es.

Anja: Es war ja auch so, [Anne: ja] du hast ja auch dazu ermuntert: [Anne: ja ja] „Ich möcht jetzt entlarvt werden“ [Anne: ja ja] [lacht] Und das ist ja jetzt auch passiert (P36: 1568ff).

An diesem Konflikt ist auffallend, dass Dorothea und die Gruppe einerseits deutlich benennen, was nicht hingenommen werden kann und dass sich andererseits alle Beteiligten darum bemühen, den Konflikt nicht eskalieren zu lassen. Anne entschuldigt sich sofort. Mehrere unbeteiligte Gruppenmitglieder beschwichtigen, was leider auf Band nicht mehr wörtlich zu verstehen war.

Auch kann das Transkript nur begrenzt wiedergeben, dass Dorotheas Widerspruch zwar deutlich ausfiel, jedoch einer scherhaften Versöhnlichkeit nicht entbehrte. Sie verbalisiert die Peinlichkeit, an die sich alle erinnern, und geht ironisierend mit ihr um: „Du hast GRADE noch gesagt, du seist nicht rassistisch. Also gleich da in die Ecke [Me: lachen].“ Eine Blamage lässt die Befremdende isoliert zurück. Dorotheas Bemerkung baute Anne eine goldene Brücke, d.h. sie eröffnete ihr die Möglichkeit, gemeinsam über die Absurdität der Situation zu lachen. Anne ist allerdings so beschämt, dass sie das Angebot in der Bemerkung überhört. Sie hatte ohnehin keinen leichten Stand in der Gruppe und es verwundert daher nicht, dass sie Dorotheas Bemühungen kaum als hilfreich empfand. Dennoch ist zu beobachten, dass Dorothea in einer Situation, in der sie selbst rassistisch konstruiert wurde, diese Konstruktion in einer Weise zurückweist, die zumindest den Versuch enthält, es ihrem beschämten Gegenüber leichter zu machen.

Ausgrenzende Konfrontation

Die obige Analyse bezieht sich auf die deutlichste Auseinandersetzung über Rassismus, die innerhalb der antirassistischen Gruppen zu beobachten war. Demgegenüber kam es in beiden Kontrastgruppen bei diesem Thema zu massiven Ausgrenzungsprozessen. In der feministischen Kontrastgruppe hatte sich Miriam dafür eingesetzt, differenzierter an die Realität afrikanischer Gesellschaften heranzugehen, nicht alle beschnittenen Frauen zu pathologisieren und deren Mittäterschaft bei der Tradierung von Genitalverstümmelung anzuerkennen. Sie formulierte ihre Thesen inhaltlich durchdacht, war aber der rhetorischen Macht mehrerer Meinungsführerinnen überhaupt nicht gewachsen und wurde teilweise auch persönlich diffamiert. Nach einem Tag verließ sie das Wochenendtreffen. Im Nachhinein kam es zwar zu einer gruppeninternen Diskussion, warum Miriam gegangen sei, bei der einige Gruppenmitglieder Miriams persönliche Integrität verteidigten. Inhaltlich unterstützten sie sie aber kaum, so dass der Ausschluss ihrer Perspektive auch im Nachhinein vollkommen war.

Dabei könnte es sich um einen Zufall handeln. Da es auch im Rollenspiel der anderen Kontrastgruppe, die sich im Gegensatz zur feministischen Kontrastgruppe schon länger kannte, zu einem Ausgrenzungsprozess kam, verstärkt sich aber der Verdacht, dass die nicht antirassistisch engagierten Gruppen keine Erfahrung damit haben, Konflikte über Rassismus konfrontativ auszutragen, ohne deren ProtagonistInnen auszugrenzen. In dieser Gruppe hatte Evelin im Rollenspiel die Rolle der „rassistischen Lehrerkollegin“ übernommen. Am Ende fühlte sie sich ausgegrenzt und sie meinte, dass sie „nur spüren konnte, also hier werden jetzt nur Argumente gesammelt, um mich niederzuknüppeln“ (P42: 719ff). Dabei hat Evelin überhört, dass ihr die anderen Spiele-

rinnen durchaus auch zugestimmt hatten. Dennoch ergibt die genauere Analyse, dass das Rollenspiel einer Gruppe, die sich selbst beim Thema „Rassismus“ unsicher ist, die Möglichkeit bot, sich als besonders antirassistisch hervorzu- tun. Im Rollenspiel zogen alle über die eine her, die die Rolle der „Rassistin“ übernommen hatte, und diese war hinterher noch ganz verdattert darüber, dass sie so massiv angegangen worden war. In beiden Kontrastgruppen hat die Auseinandersetzung mit Rassismus also polarisierende und exkludierende Effekte.

Trotzdem hat auch diese Strategie antirassistische Effekte. In der Rollenspielauswertung gibt Evelin auf Nachfrage an, dass sie das Verhalten der anderen als „Vertrauensbruch“ empfand, ihre Ansichten aber in Zukunft für sich behalten würde (P42: 767). Wenn Lehrerkollegien also so massiv reagieren würden wie in dem Rollenspiel, würden sich offen rassistische LehrerInnen nicht ermuntert fühlen, während der Pause über ihre ausländischen SchülerInnen herzuziehen. Damit wäre ein rassistischer Diskurs erfolgreich delegitimiert

Effizienz

Auch die antirassistischen Gruppen grenzen sich stellenweise scharf gegenüber offenem Rassismus ab. Im Rollenspiel der linksradikalen Gruppe legt Hanna bei einem rassistischen Anrufer kurzerhand das Telefon auf (P5: 1939). Anne in der feministischen Gruppe war von den antisemitischen Unterstellungen ihrer Kolleginnen aus einer konkurrierenden Partei „soo getroffen“, dass sie ihren „Kontakt zu diesen [...] Frauen erst einmal reduziert“ (P36: 120ff) hat. Wichtig ist aber, in welchen Zusammenhängen ausgrenzende Konfrontationen riskiert werden. Die antirassistischen Gruppen entscheiden moralische Konflikte unter denjenigen, mit denen sie Beziehungen aufrechterhalten wollen, nicht oder nur ungern durch Ausgrenzung, während die Kontrastgruppen genau diese Konflikte auf die Spitze treiben – obwohl sie es wie die feministische Kontrastgruppe hinterher bedauern, dass Miriam gegangen ist.

Anwendungsbereich

Kompetenz: Konfliktbegrenzung und pluralistische Diskussionsstruktur

Worin genau besteht die Kompetenz der antirassistischen Gruppen? Ich hatte eingangs erwähnt, dass die antirassistischen Gruppen und die Kontrastgruppen über ein ähnliches Repertoire an antirassistischen Strategien verfügen. Der Unterschied muss also in der Art, wie sie diese einsetzen, zu finden sein. Die Strategie, rassistische Gerüchte durch konkretisierende Nachfragen in die Defensive zu bringen, konnte sowohl in einer antirassistischen als auch in einer Kontrastgruppe beobachtet werden. Beide Gruppen haken so nach, dass die Haltlosigkeit der jeweiligen Unterstellung deutlich wird. In der antirassistischen Gruppe hört die Konfliktinteraktion aber an diesem Punkt auf, sie begrenzt den Konflikt, während die Kontrastgruppe die einmal geschlagene Bresche für wiederholte Angriffe nutzt. Wenn die antirassistischen Gruppen Konflikte über

Kompetenz Konfliktbegrenzung

Rassismus konfrontativ austragen, lassen sie sie nicht bis zum Letzten eskalieren, sondern sie bemühen sich um eine Balance zwischen Konfrontation und Beziehungspflege.

Kompetenz
Pluralistische
Diskussions-
struktur

Außerdem bevorzugen die antirassistischen Gruppen insgesamt offene Diskussionsstrukturen, in denen heterogene Perspektiven Raum haben. Bei der Sequenz „Doktorarbeiten“ handelte es sich um das Ende dieser Gruppendiskussion. Die verschiedensten Erklärungen für die Unterrepräsentanz von MigrantInnen waren vorgetragen worden. Dennoch kam es nicht zu einer Entscheidung oder auch nur zu einer konsensfähigen Interpretation des Problems. Obwohl Hanna sogar darauf hinweist, dass sich die Diskussion im Kreise dreht, bleiben am Ende völlig widersprüchliche Meinungen nebeneinander stehen und werden weder ausdiskutiert, noch wird eine weitere Diskussion eingefordert. Gerade für politisch aktive Gruppen ist es ein handlungspraktischer Nachteil, wenn sie nicht zu einer klaren Linie finden können. In Bezug auf komplexe symbolische Kämpfe über Rassismus handelt es sich aber um eine handlungspraktische Kompetenz, da die Gruppe so die polarisierenden und exkludierenden Effekte von symbolischen Kämpfen über Rassismus vermeidet. Drei andere antirassistische Gruppen kommen zwar zum Ende der Diskussion bzw. des Tages zu harmonischeren Ergebnissen. In mehreren Fällen wird aber genau diese Situation von Individuen genutzt, um nochmals – unsanktioniert – ihre abweichende Meinung vorzutragen (vgl. 3.3.2).

Fazit

Am Beginn dieses Kapitels hatte ich theoretische Stellungnahmen zu Antirassismus zitiert, in denen dieser als Diskussionsverweigerung denunziert wurde. Nun ist festzuhalten, dass zwar die symbolischen Kämpfe über Rassismus durchaus Sprengkraft entfalten, dass sie also eine Tendenz zur moralisch polarisierenden, ausgrenzenden Eskalation mit sich bringen. Gerade antirassistisch Engagierte sind aber in der Lage, diese Kämpfe so gekonnt zu steuern, dass sie weniger ausgrenzend gegen Rassismus vorgehen als die Kontrastgruppen. Es ist daher zu vermuten, dass sich die Kritik am Antirassismus auf Erfahrungen derer bezieht, die sich erstmals mit dem Thema beschäftigt haben. Diejenigen, die seit längerer Zeit symbolische Kämpfe über Rassismus austragen, sind in der Lage, diese Kämpfe so zu kontrollieren, dass Konfrontationen nicht automatisch eskalieren.

Handlungspraktische Konfrontation: Protestieren und Schutz bieten

Die bisher angeführten konfrontativen Strategien richteten sich gegen rassismusrelevante Inhalte. Rassismus äußert sich aber nicht nur in der Reproduktion eines rassistischen Diskurses, sondern auch in direkt diskriminierenden Handlungen und gewaltsaufgeladenen Angriffen. Auch da ist die Fähigkeit zur handlungspraktischen – wenngleich nicht notwendigerweise beziehungspflegenden – Konfrontation gefragt, und in manchen Situationen erfordert dies die Bereit-

schaft, ein persönliches Risiko einzugehen.

Ein Indiz dafür, dass antirassistische Gruppen in der Lage sind, rassismusrelevante Angriffe schnell zu erkennen und sofort zu reagieren, liefert Marianne in der Trainergruppe im Anschluss an eine provozierende These von Jon. Wie schon zitiert, unterbricht sie Wolfgang und erklärt, dass Jon eine differierende und keine minderwertige professionelle Zielvorstellung entwickelt hat. Sie greift also sofort – und schon zum zweiten Mal – schützend ein, als sie den Eindruck hat, dass Jons professionelle Kompetenz abgewertet wird. Marianne hat mit dieser Strategie Erfolg. Sybille unterstützt sie und Wolfgang lässt sein Argument fallen. Aus meiner Sicht hat Marianne wahrscheinlich zu früh interveniert und sie nahm Jon die Chance, für sich selbst einzustehen. Ihre frühzeitige und selbstverständliche Intervention macht aber deutlich, dass sie für Angriffe sensibel ist und sich nicht scheut, einzutreten. Dadurch, dass sich weitere Gruppenmitglieder hinter sie stellen, kreiert die Gruppe einen halböffentlichen Raum, in dem persönliche Angriffe v.a. gegenüber rassistisch Dominierten sofort unterbunden werden.

Neben der Fähigkeit, einen für rassistische Dominierte sicheren öffentlichen Raum zu garantieren, wäre zu fragen, ob die antirassistisch Engagierten auch unter Druck oder Risiko zu einer handlungspraktischen Konfrontation bereit sind. Diese Frage lässt sich mit dem hier vorliegenden Material nicht umfassend beantworten. An einem Punkt ging eine Protestierende aber eindeutig ein gewisses Risiko ein: In der stadtpolitischen Gruppe kritisierte Inge mehrmals und pointiert die Rassismusrelevanz meines Seminarsettings. Nun sind Unmutsbekundungen in einem gewissen Rahmen selbstverständlicher Bestandteil von Gruppenveranstaltungen, v.a. dann, wenn WortführerInnen mit der Leitung konkurrieren oder der Unzufriedenheit der ganzen Gruppe Ausdruck geben. In diesem Zusammenhang ist es nicht schwer, gegen die Leitung aufzugehen. Wenn Kritik den Rahmen einer Veranstaltung angreift und in einer insgesamt zufriedenen Gruppe von einem Mitglied kommt, das keine zentrale Rolle einnimmt, ist jedoch anzunehmen, dass es nicht leicht war, diese zu formulieren.

Inge: [...] Im Vorfeld dieser Einladung zu dem Seminar ist gesagt worden, dass es nicht gewünscht wird, dass Migranten an diesem Seminar teilnehmen, und ich hab das nicht so ganz verstanden. Also in zweierlei Hinsicht: Zum einen hab ich schon öfter solche Seminare mitgemacht [...] und es war immer im Westen und es war immer mit Migranten und es war SEHR SEHR interessant und sehr spannend. Das ist der eine Punkt der Frage und der andere: (1) Es gibt ja, denk ich [...] noch nicht so viele [...] Migranten die [in M-Stadt ansässig sind und] mit uns jetzt im Kontakt stehen [...]. Es war also keine große Ausschreibung, aber mich hat die Reaktion schon einigermaßen verwundert, als ich zum Beispiel vorgeschlagen habe, dass eben aus bestimmten Projekten, mit denen wir in einem engen Kontakt stehen, auch Menschen eingeladen werden, die eine nicht-deutsche Herkunft haben, mal vorsichtig ausgedrückt. Da sind welche dabei, die haben schon lange n deutschen Pass und die leben schon 20 Jahre hier und da wurde mir von Marei möglicherweise in deinem Auftrag strikt gesagt: ,[Das ist] also absolut unmöglich [...] (P28: 1806ff).

Dass meine Präferenz, mit überwiegend weißen deutschen Gruppen zu arbeiten, bei Inge als „absolute“ Unmöglichkeit ankam, mag dem „Stille-Post-

Effekt“ zuzuschreiben sein. Dennoch traf mich Inges Kritik natürlich. Sie enthielt nicht nur einen Rassismusvorwurf, sondern auch ein Missverständnis, das ich aufklären wollte, und so unterbrach ich die Feedbackrunde und begründete meine Vorgehensweise. Durch diese Erklärungen war Inge nicht zu überzeugen und sie hakte noch einmal nach:

Inge: Und die zweite Sache ist, dass ich einfach noch mal sagen möchte, dass deine Mitteilung oder Erklärung vorhin zu der Frage Migranten mich nicht überzeugt hat, absolut nicht und dass ich des auch nich so sehe. /

Anja: / Was siehst du nich so?

Inge: Viele Punkte, die du genannt hast, kann ich nicht nachvollziehen. Dass man dann anders reagieren müsste oder das anders strukturieren müsste oder anders sprechen müsste. Das liegt aber vielleicht daran, ich hab einige solcher Seminare schon mitgemacht, wo die Anzahl ganz gemischt war, also von allen möglichen Nationalitäten, und es war UNHEIMLICH bereichernd und es kamen Gedanken auf, die die mir sonst nie gekommen wären, und Blickwinkel aus denen ich sonst / nie.

Anja: / War es auch bereichernd für die Migranten?

Inge: Ja

Anja: Weil ihr habt ja vorhin dieses Beispiel genannt von denen, die dann [als „Ausländer zum Anfassen“, A.W.] in die Schulen gehen und so.

Inge: Nein, nein, in dieser Richtung hab ich jetzt aber überhaupt nicht gedacht. Ich hab als gleichberechtigten Partner dieses Seminars oder gleichberechtigten wie heißt das Seminarteilnehmer / so hab ich das verstanden (P28: 1980ff).

Wieder folgen längere Erklärungen und Gegenargumente meinerseits. Was Inges Strategie angeht, bleibt jedoch festzuhalten, dass sie sich nicht mit schönen Worten abspeisen lässt, wenn diese ihren positiven Erfahrungen und ihren politischen Überzeugungen widersprechen. Außerdem lässt sie sich nicht unterbieten, obwohl ich als Gruppenleiterin und Wissenschaftlerin aus Berlin über eine gewisse Autorität verfügte und diese geltend machte. Inge wiederholt, dass ich sie „absolut nicht“ überzeugt habe.

Effekt auf mich

Beobachte ich die Effekte von Inges Strategie auf mich, so gibt dies möglicherweise Anlass zu Hoffnung für die langfristige Effizienz inhaltsbetonter Strategien, wenn diese mit beziehungspraktischer Konfrontation verknüpft sind. Auch wenn ich in der Situation alles abstritt, beschäftigte mich Inges Widersprechen doch noch lange. Mir wurde deutlich, dass das von mir durchgesetzte Forschungssetting auf einer anderen Ebene (der seminarpraktischen) und aus einer anderen Perspektive (der objektiven Wirkung) rassistisch diskriminiert. Diese Einsicht ist durchaus inhaltlich. Andererseits setzte der Prozess der nachträglichen inhaltlichen Auseinandersetzung nur deshalb ein, weil Inge mich konfrontiert hatte. Die beziehungspraktische Machtstrategie gibt Inges Argumenten Gewicht und ist damit die zentrale Voraussetzung für eine inhaltliche Konfliktuhragung zwischen verschiedenen politischen Positionen.

3.3.3 Effekte und Wirkungsweise interaktiver antirassistischer Strategien

Zusammenfassung

Ich hatte beziehungspraktische antirassistische Strategien so systematisiert, dass ein Kontinuum von der *unmerklichen* Verschiebung des Konfliktthemas

über die *personalisierende* Positionierung bis hin zur beziehungspflegenden und ausgrenzenden *Konfrontation* reichte. Bei allen diesen Strategien strukturieren die antirassistisch Engagierten aktiv die gemeinsame Situationsdeutung. Sie bringen ihre Sicht der Dinge deutlich ein, steuern aber einer Eskalation moralischer Konflikte entgegen. Manchmal genügt dafür die freundliche Atmosphäre, an der sie gearbeitet haben. Teilweise normalisieren sie den Konflikt, lenken also von moralisch polarisierten Konfliktthemen hin zu persönlichen und konventionellen Auseinandersetzungen. Schließlich tragen klare Konfrontationen, die es dem Gegenüber dennoch erlauben, sein Gesicht zu wahren, zum Erfolg beziehungspraktischer Strategien bei.

Im Gegensatz zu den inhaltsbetonten Strategien haben beziehungspraktische Strategien beobachtbare Effekte, die mittelbar auch die „inhaltlich falschen“ Klassifikationen an Bedeutung verlieren lassen. Sei es, dass sie unwichtig werden, wie bei der Distinktionsverschiebung in der Sequenz „Grillparty“. Sei es, dass die ProtagonistInnen neue Motivationen entdecken, z.B. die, sich nicht blamieren zu wollen, oder den netten Abend nicht in einen Streit münden zu lassen. Es kann vorkommen, dass rassismusrelevante Äußerungen durch Konfrontationen einfach tabuisiert werden. Kunstvoller erscheint es jedoch, wenn sie langsam und stetig durch meinungsbildende, aber nicht polarisierte Auseinandersetzungen abgeschliffen werden.

Bisher wurde die unterschiedliche Effizienz von beziehungspraktischen und inhaltsbetonten Strategien v.a. unter Bezug auf Moscovici erklärt. Er konzentriert sich auf psychologische Variablen, wie den Verhaltensstil der Minderheit, wenn er nach Erklärungen für erfolgreiche Beeinflussungsprozesse sucht. In der theoretischen Einführung dieses Kapitels hatte ich Antirassismus jedoch etwas spezifischer und soziologischer modelliert. Er wurde als symbolischer Kampf bestimmt, in dem rassistisches symbolisches Kapital entwertet wird. In diesem soziologischen Paradigma lässt sich noch etwas genauer sagen, warum inhaltsbetonte Strategien im Vergleich zu beziehungspraktischen Interventionen weniger effizient erscheinen.

In symbolischen Kämpfen führt die Logik des symbolischen Tausches dazu, dass eine langwierige Debatte über die Legitimität einer Klassifikation diese nicht untergräbt, sondern ihr erst einen bedeutsamen Stellenwert im öffentlichen Diskurs verschafft. Würde man über die These, dass alle MigrantInnen bei den Grünen Reformpolitik machen, spontan lachen, so könnte sie nicht mehr zur Distinktion eingesetzt werden. Solange aber ernsthaft und langwierig nach Belegen dafür gesucht wird, dass auch Ausländer Deutsch können, bleibt ein Diskurs, in dem Deutsche die Kompetenz der Ausländer abschätzen (vgl. Balibar 1990), erhalten. Außerdem hatte ich eingangs gezeigt, dass die besondere Logik des symbolischen Tauschs dazu ermuntert, zwischen verschiedenen Distinktionsdimensionen hin und her zu springen. Wenn eine inhaltlich überzeugende Argumentation also eine bestimmte Zuschreibung widerlegt, so wird es in symbolischen Kämpfen nicht schwierig sein, eine alternative Distinkti-

Effekte

Bezug zur Theorie symbolischer Kämpfe

Nachteile inhalts-betonter Strategien

onslinie zu finden. Inhaltsbetonte Strategien konzentrieren sich auf die Ergebnisse und Epiphänomene symbolischer Kämpfe. Wenn man ihre Wirkung genauer einschätzen wollte, müsste man sich aber über ihre machtstrategische Bedeutung verständigen. Nicht die inhaltliche Überzeugungskraft, sondern die beziehungspraktischen Begleitumstände sind für die Effizienz inhaltsbetonter Strategien ausschlaggebend.

Wirkungsweise von beziehungspraktischen Strategien

Beziehungspraktische Strategien beeinflussen die strategischen Optionen, die das symbolische Kampffeld seinen ProtagonistInnen bietet, unmittelbar. Sie lassen nicht-rassistisches Verhalten als unproblematischer oder sogar für die eigenen Interessen förderlicher erscheinen als die rassistische Distinktion und stellen damit die Logik rassistischen symbolischen Kapitals etwas wirksamer in Frage als inhaltliche Aufklärung. Wenn man mit einer rassistischen Platte im Gespräch einfach nicht weiterkommt, weil das Gegenüber über ein anderes Thema redet, einen auflaufen lässt, das persönliche Interesse am Gegensatz absolut setzt oder sogar sauer wird, ist die normale Routine unterbrochen. Es wird mühsam, rassistische Delegitimierung immer neu durchzusetzen, und man wird auf andere Gegenstandsbereiche ausweichen.

Dauerhaftigkeit der Effekte

Man könnte nun fragen, ob die möglicherweise vorübergehende Veränderung des Rahmens, die durch beziehungspraktische Strategien bewirkt wird, wirklich als antirassistischer Effekt gewertet werden kann: Wo bleibt die Einsicht, dass Rassismus moralisch falsch ist, die bleibende Veränderung, die gegen rassistische Distinktion resistent macht? Eine solche Frage überschätzt die Stabilität individueller Einstellungen und wird der Bedeutung sozialer Konventionen nicht gerecht. Wenn man in einer Gruppe rassistisch Dominierte nicht einfach persönlich attackieren kann, hat sich der halböffentliche Raum geändert und diejenigen, die das aus Gewohnheit versuchen, werden sich mit der Zeit neue Gewohnheiten zulegen. Der Erfolg einer antirassistischen Strategie ist also nicht an der Einsicht zu bemessen, die sie in den Subjekten hervorruft, sondern an der Strukturveränderung sozialer Räume, die in dem Moment einsetzt, in dem in diesen anderen Selbstverständlichkeiten gelten.

Nachteile beziehungspraktischer Strategien

Obwohl beziehungspraktische Strategien als die Methode der Wahl des interaktiven Antirassismus erscheinen, haben sie einen Nachteil: Sie sind voraussetzungsreicher als inhaltsbetonte Ansätze, d.h. sie beruhen auf praktischen Kompetenzen und Wissen, die möglicherweise nur in der spezifischen Situation und mit konkreten InteraktionspartnerInnen wirksam sind. Eine neue Motivation kann man nur fördern, wenn man ahnt, was das Gegenüber motiviert. Widerspruch, der nicht an abstrakte Normen, sondern die eigene Person gekoppelt ist, ist nur bei Konflikten überzeugend, zu denen man einen persönlichen Bezug herstellen kann.⁶⁸ Die Effizienz beziehungspraktischer Strategien hängt von den strategischen Möglichkeiten der jeweiligen Interaktionssituation ab und auch wenn die hier beschriebenen Prinzipien beziehungspraktischer

68 Allerdings kann ein solcher auch dadurch hergestellt werden, dass man sich persönlich für die Menschenrechte und eine pluralistische Konfliktkultur einsetzt.

Strategien breite Wirksamkeit für sich beanspruchen können, werden sie doch in jeder Situation ganz unterschiedliche Formen annehmen.

Es wäre daher denkbar, dass beziehungspraktische Strategien nur bei Face-to-Face-Interaktionen passend sind, während inhaltsbetonte Strategien auch in den Medien oder dem öffentlichen Diskurs Anwendung finden können. Für diese Annahme spricht, dass beziehungspraktische Strategien in den handlungsentlasteten Diskussionen seltener sind als in den Rollenspielen. Da die empirische Verteilung der dargestellten Strategien in einer qualitativen Studie nicht geprüft werden kann, und sich zeigen ließ, dass beziehungspraktische Strategien *auch* in den Diskussionen Anwendung fanden, soll hier dennoch ein Versuch unternommen werden, die Prinzipien, durch die beziehungspraktische Strategien wirken, vorsichtig zu verallgemeinern.

Anwendungsbereich

Ein zentrales Merkmal beziehungspraktischer Strategien ist ihre Situationsadäquatheit. Antirassistische Strategien müssen sich mit den spezifischen Möglichkeiten des Feldes und der Situation auseinander setzen, in denen sie operieren. Dynamiken, die für symbolische Kämpfe typisch sind, können nicht unabhängig vom situativen Rahmen beeinflusst werden. Außerdem könnte die Zweideutigkeit antirassistischer Strategien verallgemeinert werden. Meist geht eine Drohung in antirassistischen symbolischen Kämpfen mit einem Entgegenkommen in einer positiven interpersonalen Beziehung Hand in Hand. Diese Verknüpfung von Drohung und Angebot ist aus der Theorie der Konfliktbearbeitung als Verteilen von „sticks and carrots“ bekannt. Sie trägt auch in der internationalen Politik zur konstruktiven Lösung komplexer Konflikte bei.

3.4 Ergebnisse

AntirassistInnen wird immer wieder vorgehalten, dass sie das Problem des Rassismus nicht befriedigend bewältigen könnten, dass sie zur Erstarrung rassistischer Argumentationen beitragen, indem sie Rassismus tabuisierten, oder dass sie selbst rassistisch seien. Ich hatte diese Auseinandersetzung zum Anlass für eine theoretische Rekonstruktion des Antirassismus als symbolischen Kampf genommen. Antirassistische symbolische Kämpfe zielen darauf ab, den Wert von rassistischem symbolischem Kapital zu vermindern, indem sie die Klassifikationen, auf denen es beruht, flexibilisieren und ausweiten, indem sie seinen Wert im Verhältnis zu anderen Kapitalien vermindern oder negatives rassistisches Kapital positiv umdeuten. Antirassistische Strategien, die sich gegen ein Verhältnis symbolisch vermittelter sozialer Ungleichheit richten, operieren also in einem widersprüchlichen und komplexen Feld: Sie müssen sich der Logik symbolischer Kämpfe bedienen, obwohl sie eine spezifische Form dieser Kämpfe in ihren Grundfesten erschüttern wollen.

Antirassismus als symbolischer Kampf
3.1

Handlungs-
praktische
Probleme
3.2

Neben der inhärenten Zweideutigkeit symbolischer Kämpfe führt eine weitere Besonderheit des Antirassismus zu Komplikationen. Wenn eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit in Interaktionen bearbeitet wird, kommt es zwangsläufig zu Gegenläufigkeiten zwischen dem intendierten Effekt einer Handlung und ihrer Wirkung auf die sozialen Strukturen. Interaktionen in symbolischen Kämpfen sind zweideutig und in ihnen werden verschiedene Dimensionen symbolischer Gewalt gegeneinander ausgespielt. Deshalb muss die antirassistische Praxis viel Mühe darauf verwenden, Rassismus zu erkennen (vgl. 4.1). Außerdem können sich Konflikte über Rassismus dadurch verschärfen, dass sie in der Praxis stets mit anderen Konflikten verflochten sind. Antirassistische Interventionen auf der Mikroebene haben es daher immer mit einem komplexen Gefüge verschiedener Konflikte zu tun. Dass sich die Rassismusrelevanz einer Praxis über ihre Effekte herstellt, während interaktiver Antirassismus nur antirassistische Handlungsziele entwerfen kann, verweist auf einen prinzipiellen Bruch zwischen Intention und Effekt. Dieser wird dadurch verschärft, dass normativ gesteuerte Handlungen habitualisierte Alltagspraktiken und makrosoziale Strukturen nur sehr mittelbar beeinflussen können. Interaktiver Antirassismus muss also eine Reihe von handlungspraktischen Schwierigkeiten überwinden, die für sich genommen schon erklären, warum antirassistisches Engagement keine einfachen Ergebnisse und Erfolge vorweisen kann.

Inhaltsbeton-
te antirassis-
tische Stra-
tegien
3.3.1

Man könnte inhaltsbetonte und beziehungspraktische antirassistische Strategien als zwei entgegengesetzte Antworten auf diese handlungspraktischen Probleme sehen. Inhaltsbetonte antirassistische Strategien wechseln auf die Metaebene. Sie werden der Komplexität des Themas durch gesteigerte Reflexion gerecht, versagen aber in der Handlungspraxis. Es ist leicht, sie zu ignorieren. Wenn das Gegenüber nicht auf reflexive Argumentationen eingestellt ist, wird es sich zu rassismusrelevanten Korrekturen ermuntert fühlen. Und selbst wenn man mit den besten Absichten versucht, antirassistische Argumentationen nachzuvollziehen, ist es schwer, einen gangbaren Pfad durch das Dickicht symbolischer Kämpfe zu finden.

Beziehungs-
praktische
anti-
rassistische
Strategien
3.3.2

Auf der anderen Seite nutzen beziehungspraktische Strategien die handlungspraktischen Lücken, die ich in 3.2. beschrieben hatte. Zum Beispiel kann die Zweideutigkeit rassismusrelevanter Handlungen auch als Chance genutzt werden. Elli versteht rassistische Praktiken selektiv so, dass sie gemäß ihres antirassistischen Interesses anknüpfen kann. Wenn sich im Normalfall mehrere Konflikte überlagern, heißt das auch, dass antirassistisch Engagierte gezielt auf eine andere Konfliktdimension ausweichen können, wenn sie mit der einen nicht mehr weiterkommen. Die Verquickung von Konflikten über Rassismus mit interpersonalen Auseinandersetzungen erweist sich häufig als Konflikt eskalierend. Man kann sie aber auch so steuern, dass das Gegenüber eine rassismusrelevante Äußerung unterlässt, um eine interpersonale Konfrontation zu vermeiden. Schließlich entzieht sich die Selbstläufigkeit alltäglicher Routinen

zwar der normenorientierten Selbstkontrolle. Damit ist aber nicht gesagt, dass erfahrene AntirassistInnen nicht Routinen verinnerlichen, die die selbstverständliche Reproduktion von Rassismus durchbrechen. Ich hatte gezeigt, dass sie empfindlich auf subtile Ausgrenzung reagieren, dass sie bei Konflikten über Rassismus keine eindeutigen Beschlüsse erzwingen und so eine Balance zwischen Konfrontation und Beziehungspflege finden.

Der Inhalts- und der Beziehungsaspekt sind bei Kommunikationsakten stets verflochten und lassen sich nur analytisch unterscheiden. Inhaltsbetonte Strategien enthalten eine Beziehungsbotschaft und beziehungspraktische Strategien eine inhaltliche Aussage. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich des Dissens, den sie erzeugen und der zur Veränderung führen soll: Inhaltsbetonte Strategien stellen Inhalte in Frage und beziehungspraktische verschieben die Definition der Situation. Der zentrale Gegenstand symbolischer Kämpfe ist die Deutungsmacht, also die Frage, *wer* eine bestimmte Weltsicht als objektiv und *selbstverständlich richtig* darstellen kann. Die argumentative Absicherung und inhaltliche Richtigkeit eines Arguments ist in symbolischen Kämpfen also Mittel zum Zweck. Auch dadurch erklärt sich, warum sich die Effizienz inhaltsbetonter Strategien besser vorhersagen lässt, wenn man den Beziehungsaspekt berücksichtigt, der für sie vordergründig unwichtig ist.

Es ist unwahrscheinlich, dass eine Praxis auf Dauer funktioniert, wenn sie völlig sinnlos ist. Wenn antirassistisch Engagierte immer wieder inhaltsbetonte Strategien einsetzen, heißt das entweder, dass die inhaltsbetonten Strategien langfristige Effekte haben, die sich in der Situation selbst nicht beobachten ließen. Dieser Hypothese geht das nächste Kapitel nach. Oder inhaltsbetonte Strategien geben zwar vor, dass sie der Aufklärung dienen, erfüllen aber tatsächlich eine ganz andere Intention. Zum Beispiel könnte man sich vorstellen, dass die AufklärerInnen einen Anspruch auf Definitionsmacht erheben, dass inhaltsbetonte Strategien also der Stabilisierung von kulturellem Kapital und damit der Distinktion dienen. Dann könnte sich ihre Verwendung trotz ihrer fehlenden antirassistischen Effekte als lohnend erweisen. Diese Annahme ist Gegenstand des sechsten Kapitels.

Fazit

4. Rassistische Effekte trotz antirassistischer Selbstkontrolle?

Langfristige Perspektive

Die interaktive Praxis, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in den antirassistischen Gruppen beobachten lässt, kann zugleich als Ergebnis langjähriger symbolischer Kämpfe interpretiert werden. Im letzten Kapitel ging es in erster Linie um kurzfristige, unmittelbar in der nachfolgenden Interaktion beobachtbare Effekte. Nun sollen durch den Vergleich mit den nicht antirassistisch engagierten Kontrastgruppen die Ergebnisse mehrjährigen antirassistischen Engagements erkennbar werden.⁶⁹ Dabei geht es einerseits darum, wie AntirassistenInnen situationsübergreifend mit dem sozialen Problem des Rassismus umgehen, und andererseits um die Frage, wo trotz dieses langfristigen Bemühens rassistische „Reste“ zurückbleiben, die ich als Ausdruck rassistischer Strukturen begreifen würde.

Inkorporierte (Selbst-) Kontrolle 4.1

Wenn man antirassistische symbolische Kämpfe als langfristig angelegte Handlungspraxis betrachtet, so lassen sie sich am treffendsten als Prozess sozialer (Selbst-)Kontrolle beschreiben. Die Gruppenmitglieder erarbeiten gemeinsam, was als rassismusrelevant gelten soll. Sie begründen eine neue Norm, die dann konsensorientiert umgesetzt und verinnerlicht wird. Nach einer Weile erkennen sie Rassismusrelevanz intuitiv und entwickeln eine situationsübergreifend selbstkritische und vorsichtige Haltung.

Rassistische Effekte 4.2

Wenn die Gruppen dennoch rassismusrelevante Praktiken und Diskurse reproduzieren, so verweist das darauf, dass Verhältnisse symbolischer Gewalt, solange sie selbstverständlich sind, schwer zu erkennen sind. Ihre Ergebnisse entziehen sich zum Teil der handlungspraktischen Kontrolle (3.2). Dass es den Gruppen in erster Linie gelingt, diejenigen rassismusrelevanten Diskurse zu vermeiden, die leicht als solche erkennbar sind, bestätigt, dass sich antirassistische Praktiken innerhalb der Gruppen als normenorientierte Selbstkontrolle kennzeichnen lassen. Übrig bleiben v.a. komplexe und subtile Formen, deren Rassismusrelevanz entweder wie beim idealisierenden Rassismus (4.2.3.3) noch nicht bekannt ist, die wie beim Rassismus im emanzipatorischen Gewand (4.2.4.4) umstritten sind oder die als Kontrollansprüche (4.2.4) unabhängig von Inhalten die Definitionsmacht der rassistisch Dominanten stabilisieren.

⁶⁹ Langfristige Effekte leiten sich aus einer Vielzahl von Einflussfaktoren ab (z.B. öffentliche Debatten, persönliche Entwicklungsprozesse, strukturelle Veränderungen), die jedoch die antirassistisch Engagierten in gleicher Weise wie die nicht engagierten Kontrastgruppen erreichen. Insofern sich Unterschiede zwischen Ziel- und Kontrollgruppen beobachten lassen, sollten sich diese auf das antirassistische Engagement der Zielgruppen zurückführen lassen.

4.1 Inkorporierte (Selbst-)Kontrolle

Praktiken und Diskurse sind im Hinblick auf ihre Rassismusrelevanz zweideutig, und wenn man eine spezifische Praxis als rassismusrelevant erkannt hat, kann man nie sicher sein, dass eine alternative Handlung den gewünschten Effekt hervorbringt. Was tun, wenn man sich selbst nicht sicher ist, ob eine Praxis rassistisch ist oder nicht, oder wenn man einem Gegenüber nicht genau erklären kann, warum man dessen Handlungen als rassismusrelevant kritisiert? Bevor in symbolischen Kämpfen eine neue Weltsicht durchgesetzt werden kann, muss diese erst entwickelt werden. Man muss für sich selbst wissen, warum eine „normale“ Handlung symbolisch gewaltsam ist und sollte über glaubwürdige Alternativen verfügen. Angesichts der handlungspraktischen Schwierigkeiten des interaktiven Antirassismus, die ich zu Beginn des dritten Kapitels diskutiert habe, ist das keine leichte Aufgabe.

4.1.1 Rassismus erkennen

Hin und wieder erzählen die antirassistischen Gruppen über ihre Erlebnisse mit Rassismus. An diesen Erzählungen wird deutlich, dass ihr Bezug zum Thema nicht abstrakt ist, sondern dass sie Rassismus in ihrem sozialen Nahraum erleben. Das gilt in besonderem Maße für diejenigen, die eng mit rassistisch Dominierten zusammenleben. Zum Beispiel berichtete eine mit einem Afrikaner verheiratete weiße Frau, dass ihre Kinder aus erster Ehe nicht wollen, dass ihr Mann zu einem Schulfest mitkommt (P25: 2649ff). Aber auch die, die sich „nur“ aus politischen Gründen gegen Rassismus engagieren, erleben rassistische Äußerungen und Angriffe in ihrem sozialen Umfeld als belastend. Sie fühlen sich hilflos und berichteten von Konflikten. Die Auseinandersetzung mit Rassismus fließt also in die Lebenspraxis der Gruppen ein (vgl. auch Heß und Linder 1997). In manchen Situationen müssen sie spontan handeln und können erst im Nachhinein prüfen, ob sie sich anders hätten verhalten sollen, bzw. wie sich ihr Handeln begründen lässt.

Wenn die Gruppen von Erlebnissen mit Rassismus erzählen, bewältigen sie nicht nur ihre persönliche Betroffenheit. Sie vertiefen auch ihr Wissen über Rassismus und bereiten sich auf die nächste Auseinandersetzung vor. Angesichts der Vieldeutigkeit rassismusrelevanter Handlungen müssen sie nicht nur sich selbst erklären, warum sie eine bestimmte Handlung rassistisch finden, sondern sie benötigen auch Argumente, die in den symbolischen Kämpfen über Rassismus Bestand haben, die also Rassismus überzeugend enttarnen können.

„Because many of the [racist, A.W.] arguments are, at first sight, rather plausible, they can be very persuasive. The experiences people tell about seem real and the conclusions they draw are based on principles of reasonableness and generally accepted norms. (...) It, therefore, is often difficult for recipients of such arguments to produce counterarguments. (...) We shall see later

Rassismus
als
alltägliches
Problem

Rassismus-
erzählungen
als kollekti-
ves Lernen

that such counterargumentation must be socially acquired, just as prejudices are acquired“ (Van Dijk 1987: 85f).

Schließlich können Diskussionen über die rassistischen Handlungen anderer Menschen als eine Art Lernen-am-Modell betrachtet werden. Man vermeidet es, Anwesende zu kritisieren, kann sich aber trotzdem an konkreten Beispielen darüber verständigen, welche Handlungen antirassistisch Engagierte besser vermeiden sollten.

Sequenz
„Unter-
wanderung“

In der nun folgenden Sequenz „Unterwanderung“ expliziert die feministische Gruppe im Nachhinein, warum sich Anne nicht täuschte, als sie eine Äußerung als rassismusrelevant empfand. Dann sucht sie nach Strategien, die bei ähnlichen Auseinandersetzungen Erfolg haben könnten. Es geht um eine Auseinandersetzung mit politischen Freundinnen aus einer anderen Partei. Diese konnten nicht nachvollziehen, warum sich Anne in ihrer parteipolitischen Arbeit gegen Antisemitismus positioniert.

Anne: [...] Und dann ham se immer so gefragt: Na Anne, was macht denn eure Partei? Biste denn wirklich in der besseren Partei? und [als ich von einer Veranstaltung zu Antisemitismus erzählte, A.W.] [...]ging's los: „Also, was denn, das ist euer Thema?“ [...] Und warum ist das denn grad wichtig? Wir ham doch grad realpolitisch ganz andere Themen. Und dann sachte irgendwann eine so: „Na ja, is doch gar kein Wunder bei DIESER Frau [an der Spitze].“ und da war Barbara Wildauer noch [im Amt]. //

Erika: // Dabei // hat diese Frau [in einem hohen Amt, A.W.] in Anführungszeichen das [Engagement gegen Antisemitismus, A.W.] gar nicht initiiert.

Zeynep: Das is ja // immer das Ding // ja.

(eine): // [lacht etwas] //

eine: // ja. //

Anne: Es ging ja nicht drum, sich da sachlich korrekt zu äußern [Erika: mhm], sondern so die Stimmung aus/zunutzen.

Erika: / Es passte halt gut.

Zeynep: Ja.

Anne: Ja und das hat mich sehr gekränkt und... /

Zeynep: Na „Ihr seid halt unterwandert.“

Anne: Und bis heute hab ich's auch nicht geschafft, mich darin einzuüben, auf solche – das war ja ne Mischung aus sachlicher Anfrage und emotionaler Attacke – darauf dann so fundiert antworten zu können (P36: 209ff).

Sachliches
Widerlegen

Anne wird unterstellt, dass sie sich deshalb gegen Antisemitismus engagiert, weil in ihrer Partei eine Jüdin ein hohes Amt bekleidet. Sie empfindet das als antisemitisch, und später erwähnt sie, dass sie in der Folge den Kontakt zu den Angreiferinnen deutlich einschränkte. Es handelt sich also um ein einschneidendes Erlebnis, das auch in der feministischen Gruppe intensiv kommentiert wird. Zunächst streicht Erika heraus, dass die Gruppe ihr Engagement nicht auf Veranlassung dieser Frau begonnen hat. Sie versucht also, die faktische Inkorrekttheit der Unterstellung zu belegen. Demgegenüber streichen die anderen Gruppenmitgliedern heraus, dass es den Angreiferinnen nicht darum gehe, „sich da sachlich korrekt zu äußern, sondern so die Stimmung auszunutzen.“

Implizites
Explizieren

Das „Ding“, das beschrieben und widerlegt werden soll, sei nicht die Behauptung, dass die Gruppe sich im Auftrag einer Jüdin engagiert, sondern die Implikationen dieser Behauptung. Letztere expliziert Zeynep als: „Ihr seid halt unterwandert.“ Damit deutet sie die Unterstellung als bekannten antisemiti-

schen Topos: Wenn *eine* Jüdin in einem hohen Amt als Erklärung für freiwilliges Engagement ausreicht, während Annes Interesse am Thema nicht anerkannt wird, heißt das, dass einer einzelnen Jüdin überproportional viel Macht zugeschrieben wird. Die Vermutung von Annes Freundinnen spielt damit auf das antisemitische Bild der jüdischen Weltverschwörung an, und es handelt sich in der Tat um Assoziationen, die „Stimmung machen“ und einfach so „passen“, die aber kaum benennbar sind. Indem Zeynep sie expliziert, werden sie als rassismusrelevant – und obendrein unsinnig – erkennbar und können kritisiert werden.

Die Gruppe ringt also darum, eine Bemerkung, die von Anne und der Gruppe als verletzend empfunden wurde, theoretisierend so zu verarbeiten, dass ihr antisemitischer Gehalt deutlicher werden kann. Angesichts der Attributionsunsicherheiten beim Erkennen von Rassismusrelevanz reicht es allerdings nicht aus, implizite Bedeutungen herauszuarbeiten. Sie können leicht als überzogene Interpretation zurückgewiesen werden. In der Folge sucht die Gruppe nach eindeutigeren Argumenten. Zeynep fragt: „Warum soll man sich [für das eigene Engagement] rechtfertigen?“ (P36: 254ff). Und „warum hat se mich angegriffen?“ (P36: 264). Schließlich müssten sich die anderen politischen Parteien dafür rechtfertigen, dass sie sich nicht in nennenswertem Maße mit Antisemitismus auseinander gesetzt haben. Dabei entdeckt die Gruppe, dass gerade die Frage nach dem Warum des Angriffs eine Möglichkeit bietet, die Rassismusrelevanz einer Behauptung zu konkretisieren.

Ich hatte die These vertreten, dass bestimmte Praktiken und Diskurse unabhängig von der Intention der Akteure rassistische Effekte haben. Daraus sollte nicht im Umkehrschluss gefolgert werden, dass die Intention hinter einer Handlung für deren Wirkung völlig unbedeutend ist. Wenn ein Angriff gezielt und in bösartiger Absicht erfolgt, wiegt er schwerer, als wenn er sich auf Unwissenheit gründet. Wenn es jemand besser wissen könnte, aber gleichgültig ist, kränkt die Missachtung vielleicht mehr als das eigentliche Ärgernis. Auch können Freundlichkeit und Respekt Grenzverletzungen unproblematisch erscheinen lassen, die in einem anderen Kontext anstößig wären. Motivationen und Intentionen mögen für die theoretische Bestimmung von Rassismus nicht zentral sein. Sie sind aber ein wesentlicher Faktor, wenn man erfolgreiche antirassistische Interventionen vorbereitet (Applebaum 1997).

Der feministischen Gruppe gelingt es nun, an einem weiteren Beispiel zu zeigen, dass antisemitische Unterstellungen dann eindeutig als solche zu erkennen sind, wenn man keine andere Erklärung für sie finden kann. Sonja wurde schon mehrmals gefragt, wie sie sich als Mitglied einer feministischen Gruppe mit Antijudaismus und Rassismus beschäftigen kann, obwohl die jüdische Religion so frauenfeindlich sei (vgl. P36: 324ff). Auch bei dieser Erzählung arbeitet die Gruppe zuerst inhaltliche Gegenargumente ab: „Also die meinen dann, unsere AG beschäftigt sich mit der Verteidigung des jüdischen Glaubens?“ (Lisa P36: 508ff). Zeynep ironisiert implizite Vorannahmen: „Im

Attributions-
unsicherheit

Intentionalität
als
Anhaltspunkt

Christentum werden Frauen nicht unterdrückt“ (P36: 527f). Diesmal ist Sonja aber nicht mit solchen aufklärerischen Argumenten zufrieden, denn nach ihrer Erfahrung fängt dann „der Kampf“ erst richtig an (P36: 533f). An dieser Stelle hat Zeynep eine gute Idee. Sie stellt fest, dass das „ja auch wieder typisch [ist], also warum reagiert da n Mensch so drauf, dass er meint oder dass sie meint, [...] wir würden [...] jetzt anfangen, den jüdischen Glauben zu verteidigen“ (P36: 602ff). Damit greift Zeynep auf, was die Gruppe zuvor erarbeitet hat: Es geht nicht darum, sich selbst inhaltlich zu rechtfertigen, sondern das Gegenüber soll in die Defensive gebracht werden.

Erika: / Ich find das auch entlarvend, eine solche Rückfrage oder eine solche Anmerkung. [...] Ich [...] kenne vergleichbare Argumentationen [...] im Kolleginnenkreis, dass was sozusagen von hinten rum serviert wird, ne. Denn die Bemerkung ist an sich aus meiner Sicht dumm [eine hustet], denn [...] ich als wirklich atheistische Person verteidige GRUNDSÄTZLICH keine Religion, egal wie. Also wenn ich mich sozusagen mit so einem Thema beschäftige, dann geht das darum, um Diffamierung, das ist noch harmlos, und Verfolgung, Ausgrenzung, Ermordung und nicht um irgendeine Rettung eines Glaubensinhaltes, ne. Und ich find, darauf kann man kommen. Das ist also nicht so exotisch, dass man das lange erklären muss (P36: 611ff).

Wodurch sich der antisemitische Gehalt der Unterstellung wirklich „enttarnen“ lässt, ist die Überlegung, wie Erikas Gegenüber überhaupt zu dem Gedanken gelangt, dass diese sich als atheistische Feministin um die „Rettung eines Glaubensinhaltes“ bemüht. Wenn sich Erika mit dem Thema Antisemitismus beschäftigt, dann geht es um Verfolgung und „darauf kann man kommen“, ohne „dass man das lange erklären muss“. So etwas Ähnliches hat sie auch in anderen Situationen erlebt und im Vergleich wird endlich hieb- und stichfest klar, dass hinter so einer Frage „was Antisemitisches steht“.

Zusammenfassung

Bei dem Prozess, durch den die feministische Gruppe Rassismus erkannte, stand eine emotionale Reaktion im Vordergrund, die für die Beteiligten deshalb nicht ausreichte, weil sie nicht überzeugend begründet werden konnte. Daher suchte die Gruppe nach Kriterien für Rassismusrelevanz und konzentrierte sich v.a. auf solche, durch die die Komplexität der Situation verdeutigt und die Argumentation schlagkräftiger werden konnte. Zunächst prüft die Gruppe, ob rassismusrelevante Äußerungen sachlich richtig oder falsch sind. Allerdings trifft eine solche Debatte den emotionalen Übergriff nicht. Dann werden die Assoziationen, die eine rassismusrelevante Äußerung hervorrufen soll, expliziert. Dabei läuft man jedoch Gefahr, dass dann „der Kampf“ erst richtig los geht, und diese von den Sprechenden abgestritten werden. Übrig bleibt die Frage, warum überhaupt in der jeweiligen Situation so gefragt bzw. argumentiert wird. Wenn als Erklärung nur „Dummheit“ oder „Antipathie“ in Frage kommen, dann kann die Gruppe sich sicher sein, dass es sich um eine rassismusrelevante Äußerung handelt.

Ähnliche Beobachtungen

Essed (1991: 79ff) zufolge laufen bei schwarzen Frauen, die eine Handlung als rassistisch erkennen, ähnliche Prozesse ab. Für feindselige Verhaltensweisen suchen sie zunächst Erklärungen, die nicht auf Rassismus rekurren. Wenn kein einleuchtender Grund für eine Handlung zu finden ist, und sie vor

dem Hintergrund ihrer Vorerfahrungen ein rassismusrelevantes Muster erkennen, deuten sie diese als rassistisch. Im von mir untersuchten Material bietet die feministische Gruppe das einzige Beispiel für diese Vorgehensweise. Die stadtpolitische Gruppe orientiert sich z.B. nicht an Intentionen, sondern an Effekten, also daran, ob sich rassistisch Dominierte von einer Handlung gekränkt fühlen. Vermutlich sind die Kriterien, an denen Rassismus praktisch erkannt wird, ähnlich heterogen wie inhaltlich rassistische Klassifikationen. Alle antirassistischen Gruppen suchen aber intensiv nach Kriterien, an denen Rassismus erkannt werden kann.

4.1.2 *Konsensorientiertes Vermeiden von rassismusrelevanten Diskursen und Praktiken*

In einer Serie von sozialpsychologischen Experimenten kann Devine (1989) zeigen, dass Menschen, die in Vorurteilstests gut abschneiden, die jeweiligen Vorurteilsinhalte genauso gut kennen wie „Vorurteilsbeladene“. Bei rassismusrelevanten Stimuli kommt das Vorurteil beider Gruppen in den Sinn, aber diejenigen mit schwachen Vorurteilen kontrollieren diese Gedanken, indem sie sie mit ihren persönlichen Überzeugungssystemen vergleichen und ersetzen sie gezielt durch eine andere Reaktion. Wenn die Versuchsanordnung keine Zeit für bewusste Selbstkontrolle lässt, reagieren die Menschen mit schwachen Vorurteilen ähnlich wie die Vorurteilsbeladenen. Das verweist darauf, dass Vorurteilsbeladenheit nicht als Ergebnis kognitiver Fehler, sondern als Anzeichen mangelhafter Selbstkontrolle anzusehen ist. Die Kontrolle von Vorurteilen ist Devine zufolge mit dem Verlernen einer schlechten Angewohnheit vergleichbar: Am Anfang braucht es viel Mühe, um habitualisierte Reaktionen zu ändern. Irgendwann ist die alte Reaktion zwar noch bekannt, wird aber nicht mehr selbstverständlich reproduziert.

Verlernen
„schlechter“
Gewohn-
heiten

Indem die antirassistischen Gruppen die Rassismusrelevanz einer Handlung „erkennen“ und sie sich wechselseitig erklären, entwerfen sie eine antirassistische Gruppennorm, an der sie sich, meist einvernehmlich, orientieren. Wenn sie versuchen, diese in ihrer Praxis umzusetzen, gewöhnen sie sich allmählich an einen anderen Umgang mit rassismusrelevanten Handlungen, und irgendwann inkorporieren sie diesen auch. Antirassismus wird, wie Devine das nahe legt, zu einer neuen Gewohnheit, die die alte nicht eliminiert, aber doch durch neue Routinen verdrängt. Zu diesen neuen Gewohnheiten gehört der anhand der Sequenz „Doktorarbeiten“ in 3.3.1 diskutierte Wechsel der „Selbstreflexiven“ auf die Metaebene, ebenso wie das intuitive Unbehagen, das antirassistisch Engagierte angesichts von rassistischen Argumentationen empfinden (3.3.2). Das und die im Folgenden beschriebene selbstkritische Haltung und Vorsicht können als Ergebnis langfristiger wechselseitiger Sozialisationsprozesse gedeutet werden, in Verlauf derer sich die antirassistisch Engagierten

eine neue praktische und theoretische Perspektive auf die Welt erarbeitet haben, mit der sie die Reproduktion von Rassismus so weit wie möglich vermeiden.

4.1.2.1 Selbstkritische Haltung

Sprachliche Anzeichen

Bei den antirassistischen Gruppen steht das eigene Verhalten unter einem relativ pauschalen Verdacht, rassismusrelevant zu sein. „Anti-racism normally accepts the importance of the notion of ‚the anti-racist racist‘“ (Howitt und Owusu-Bempah 1994: 59). Sprachlich zeigt sich das an Disclaimern, also Ergänzungen zur eigentlichen Proposition, in denen mögliche Kritik vorweggenommen und zum Teil widerlegt wird. Bernd z.B. geht es „gar nicht da drum, dass ich finde, dass wir alle, weil wir antirassistische Arbeit machen, superfrei von Rassismen wären. [...] Ich finde nur die Frage, wo wir uns einen Kopf über unsere eigenen Rassismen machen müssten, würde ich nicht unbedingt an der Frage festmachen, warum keine MigrantInnen in der Ini oder in der Gruppe sind“ (P1: 512ff). Obwohl Bernd die Unterrepräsentanz von MigrantInnen in der linksradikalen Gruppe strukturalistisch erklärt, will er nicht als jemand, der sein eigenes Verhalten nie in Zweifel zieht, missverstanden werden. Häufig finden sich stereotype Formen der Selbstbeschuldigung, so wie bei Sigrid, die während der Eröffnung des Reflexionstages erklärte, dass es darum „gehen kann oder soll, wo wir Rassismus bei uns selbst entdecken, wenn wir mit ausländischen Mitbürgern zusammenarbeiten. Und das ist das (...), was ich auch hin und wieder bei mir entdecke und dann immer sehr betroffen bin“ (P25: 232ff). Die erklärte Bereitschaft zur Selbstkritik ist also hoch.

Generalisierte Selbstzweifel

Nun wird diese sprachliche Absichtserklärung nicht immer handlungspraktisch umgesetzt. Bei Kritik, die an den Kern des eigenen Selbstverständnisses röhrt, wechseln auch die antirassistischen Gruppen das Thema (vgl. 4.2.4.2). Weniger brisante Beanstandungen werden aber häufig diskutiert, und sie bemühen sich konstant darum, ihre Überzeugungen kritisch zu hinterfragen. Auch werden Rassismusvorwürfe, die gegenüber anderen Personen oder Gruppen formuliert wurden, von einigen sofort probeweise auf sich selbst angewandt. Hanna, ein Mitglied der linksradikalen Gruppe, hat aus der antirassistischen Diskussion in feministischen Zusammenhängen gelernt, dass die weißen Deutschen

„einfach des überhaupt nich gesehen haben, oder die einfach sich als antirassistisch begriffen haben, sich aber teilweise doch nich so verhalten haben. Und wenn ich das im Hinterkopf hab, fällt es mir natürlich schon schwer, zu sagen: ‚Na ja, mit mir und meiner Politik und meinem Verhalten is alles OK, und es muss irgendwie an anderen Sachen liegen.‘ Ich mein, wenn's an anderen Sachen liegt, ist [es] ja OK, aber wenn ich jetzt hier schon rede, dann kann ich doch eigentlich nur noch einmal beleuchten, was wir hier machen, und ob es vielleicht daran liegt“ (P1: 437ff).

Hanna überträgt die Kritik an den weißen deutschen Feministinnen auf die Praxis ihrer Gruppe und geht davon aus, dass auch sie für etwas kritisiert wer-

den könnte, das aus ihrer Sicht nicht rassismusrelevant ist.

Teilweise führt ein solches generalisiertes Misstrauen zu etwas eigenartigen Verrenkungen. So bemerkt Daniel ziemlich am Anfang der gleichen Diskussion, „dass ich mich so seltsam“ gegenüber neuen MigrantInnen „verhalte, so bemüht aufmerksam oder irgendwie so was“ (P1: 194f). Er kritisiert sich also selbst. Als Hanna etwas später die Ansicht äußert, dass zusätzliche Aufmerksamkeit nicht in jedem Fall problematisch sei, räumt Daniel ein: „Ich hab das auch als präventiven Verdacht gegen mich geäußert“ (P1: 227f). Er hat sich also vorbeugend im Verdacht, obwohl er nicht ganz sicher ist, wo genau der Fehler liegt. Er ist bereit, das eigene Verhalten in Frage zu stellen, lässt sich aber auch unschwer davon überzeugen, dass diese spezielle Selbstkritik unnötig ist.

Auch wenn Misstrauen gegenüber dem eigenen Handeln häufig pauschal und manchmal ritualisiert geäußert wird, setzt es sich doch hin und wieder in konkrete (Selbst-)Kritik um. In der Gruppe der FlüchtlingssozialarbeiterInnen fragt Christa einen ihrer migrierten Kollegen, ob ihm auch Voreingenommenheiten begegnen. Als er die Frage auf seine KlientInnen bezieht, hakt sie noch einmal nach: „Ja, oder auch persönlich, oder auch mit uns, oder wie auch immer?“ (P43: 476ff). Sie ermuntert ihren Kollegen also explizit dazu, Kritik in den eigenen Reihen anzusprechen. In diesem Zusammenhang gehen die antirassistisch Engagierten nicht zimperlich mit sich um, und das führt zu entsprechenden emotionalen Reaktionen. Anne erklärt z.B., dass sie beim Thema Antisemitismus buchstäblich ins Schwitzen kommt: „Also da muss es immer noch recht viel Ängste geben, die diffus sind, die mit dem Thema zu tun haben, und da weiß ich auch, dass ich da immer noch mal Gelegenheiten wahrnehme, da zu gucken“ (P35: 522).

Damit schließt sich der Kreis von den ritualisierten Selbstbeschuldigungen über generalisierte Selbstzweifel bis hin zu konkreter Selbstkritik. Dabei ist weniger die Kritikfähigkeit als solche auffällig, sondern die Bereitschaft, diese auf den Gegenstand „Rassismus“ zu beziehen. Laut Heitmeyer et al. (1998) zeigt das alternative Milieu im Westen und das linksintellektuell-alternative Milieu im Osten die im Milieuvergleich ausgeprägteste Bereitschaft, Kritik anzunehmen. Im Vergleich zu den Kontrastgruppen zeigt sich, dass diese auch selbstkritisch argumentieren, dies jedoch kaum, wenn es um den „eigenen Rassismus“ geht. Im Unterschied hierzu ist bei den antirassistisch Engagierten ein kontinuierliches Bemühen erkennbar, ihr Handeln im Hinblick auf Rassismus der Kritik auszusetzen und zu hinterfragen.

Vorbeugender
Verdacht

Konkrete
Selbstkritik

Fazit

4.1.2.2 Vorsicht!

In einer Situation, in der man sich selbst anzweifeln muss, ohne genau zu wissen, in welcher Hinsicht, liegt es nahe, insgesamt vorsichtig zu sein.

Funktionen
von
Vorsicht

„Die besondere Vorsicht Juden und Jüdinnen gegenüber, von denen viele unserer Befragten berichten, ergibt sich also einmal aus der eigenen Orientierungslosigkeit, die sie zur moralischen Instanz erhebt. Sie ergibt sich aber auch aus mehr oder weniger unbewussten Angstgefühlen vor Rache. Allein die Erinnerung an die NS-Zeit wird als eine Art Racheakt empfunden, und diese droht schon, wenn sich jemand überhaupt als Jude zu erkennen gibt“ (Rommelspacher 1995b: 46).

Die Zurückhaltung, zu der im Material aufgerufen wird, bzw. die an den verbalen Korrekturen der Sprechenden spürbar wird, ist Ausdruck „eine[r] neue[n] soziale[n] Normativität in der politischen Alltagspraxis“ (Heß und Linder 1997: 241). Angesichts der handlungspraktischen Unzulänglichkeiten des interaktiven Antirassismus erscheint sie aber auch angemessen für ein Anliegen, das sich nicht auf einfache Rezepte reduzieren lässt. Schließlich kann Vorsicht ein Ausdruck von Respekt in der Interaktion mit Menschen sein, deren dominierte Perspektive auf rassistische Dominanz der eigenen Erfahrung fern ist und deren Reaktionen man nicht ganz einschätzen kann.

Vorsicht bei zweideutigen Thesen

Einige SprecherInnen rufen explizit zur Vorsicht auf. In der Sequenz „Eröffnung“ in der linksradikalen Gruppe war Bernd dafür kritisiert worden, dass er über strukturelle Barrieren spricht, die einer angemessenen Repräsentation von MigrantInnen in der Gruppe im Wege stehen, obwohl deutlich geworden war, dass in seiner Gruppe „die Zusammenarbeit mit den MigrantInnen nie so richtig funktioniert hat, dass es immer so eine geschäftsmäßige Beziehung war“ (Mark, P1: 93ff). In einem zweiten Statement nimmt Bernd diese Kritik auf und integriert sie in seine Proposition:

Bernd: Ne, da wollt ich gar nicht drauf hinaus. Also wie gesagt, wenn wir das nicht hinkriegen, mit den Leuten im Heim richtig zu einem Austausch zu kommen [...] finde ich viel interessanter, woran das liegt und was das für uns bedeutet, als die Frage, ob jetzt grade in unserer Gruppe jemand mitarbeitet. Da finde ich tatsächlich: (3) Wir sind keine Selbstorganisationsgruppe von MigrantInnen. Sie vertreten ihre Interessen, so wie wir unsere Interessen vertreten und die müssen nicht so unbedingt kompatibel und deckungsgleich sein.

Jens: Vorsicht, weil genau in diese Bandbreite gehört auch mit rein, dass wir nicht sagen können, alle MigrantInnen sollen sich selber organisieren, möglichst unabhängig von uns.

Bernd: Das hab ich auch nicht gesagt (P1: 117ff).

Bernd und Jens sprechen über unterschiedliche Ebenen des Problems.⁷⁰ Aus Jens' Perspektive kann Bernds These als Plädoyer für separate politische Organisation verstanden werden und würde dann Segregation legitimieren. Indem er Bernd auf diese Interpretationsmöglichkeit hinweist, mahnt Jens Vorsicht beim Aufstellen zweideutiger Thesen an. Er benennt nicht-intendierte rassistische Effekte, die Bernds Behauptung haben könnte.

Essenziali-sierende Begriffe

Die Vorsicht der Gruppen bezieht sich nicht nur auf zweideutige Thesen, sondern sie beginnt schon früher, nämlich bei der Frage, welche Begriffe gewählt werden, um die Dominierten zu bezeichnen. Zum Beispiel hatte die stadtpolitische Gruppe ausführlich über die Beliebigkeit rassistischer Zuschreibungen diskutiert. Daraufhin kann Gisela kaum noch benennen, wessen

⁷⁰ Bernd verweist auf die strukturellen Ursachen von Segregation und entwirft ein Modell, in dem Gruppen mit unterschiedlichen Interessen dennoch kooperieren, während Jens sich damit auseinander setzt, ob Segregation möglicherweise von der Gruppe gebilligt und reproduziert wird.

Anwesenheit sie sich in der Diskussion wünscht.

Gisela: Wenn hier ne schwarze Frau säße oder eine andere Nationalität, ne Frau, was weiß ich, oder irgendwie anders aussehend eh, dann eh können wir sagen, die is Frau und irgendeiner Rasse in Anführungsstrichen angehörig, ja (P25: 418ff).

Auch Alex aus der linksradikalen Gruppe hat Formulierungsprobleme, als er die exklusiven Tendenzen der eigenen politischen Kultur kritisiert.

Alex: [Dass bei uns kaum MigrantInnen mitarbeiten, A.W.] ist ein ganz eklatantes Defizit, weil das im Grunde genommen die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse – ich weiß jetzt nicht, wie man das ausdrückt – einfach reproduziert oder widerspiegelt. Ich denke aber auch – das hab ich nur so nebulös als Vorstellung –, dass das letzten Endes auch die Arbeit ganz heftig blockiert und ein gewisses auf der Stelle treten, was es in der antirassistischen Arbeit sicherlich auch gibt seit ein paar Jahren, mit dadurch verursacht wird. Was ich so glaube, und deshalb sag ich nebulös, was ich nicht benennen kann, das ist einfach, dass es eine ganz bestimmte Politikultur gibt, die eben schon ziemlich ethnisch deutsch weiß beschrieben ist, aber das vermut ich nur. Ich krieg das irgendwie nicht, kann das nicht so richtig beschreiben (P1: 274ff).

Giselas und Alex' Vorsicht, Menschen oder Atmosphären zu benennen, spiegelt eine objektive Schwierigkeit des handlungspraktischen Antirassismus wider (vgl. 3.2.3). Wer die Effekte struktureller Ungleichheit benennen will, muss zumindest in der Umgangssprache auf die essenzialisierenden Klassifikationen zurückgreifen, die ungleiche Strukturen stabilisieren. Gisela vermisst eine rassistisch dominierte Perspektive in der Diskussion. Dieses Anliegen muss sie personalisieren, wenn sie es praktisch umsetzen will, und so sucht sie nach einer schwarzen Frau. Indem Gisela aber eine Frau, die sie als schwarz wahrnimmt, „schwarz“ nennt, weist sie ihr eine rassismusrelevante Identität zu. Ähnlich geht es Alex, der eine politische Kultur, die er als kulturell dominant erlebt, als „ethnisch deutsch weiß“ umschreibt und damit ethnisiert. Wenn sich die antirassistisch Engagierten notgedrungen immer wieder auf essenzialistische Begriffe beziehen müssen, die die soziale Welt strukturieren, so sind sie dabei wenigstens vorsichtig und verdeutlichen so ihre Distanz zu den rassistischen Klassifikationen.

Laut Van Dijk häufen sich in der Mitte von Sätzen, in denen negative Meinungen über Ausländer ausgedrückt werden, „hesitations, pauses, repairs, false starts, or corrections“ (1987: 116). Diesen Umstand interpretiert er als Anzeichen dafür, dass die Sprechenden bei diesem delikaten Thema zwar spontan Vorurteile abrufen können, diese aber nur kontrolliert äußern. Im Unterschied zu Devine erklärt er Selbstkontrolle nicht mit dem Bemühen, Vorurteile zu unterdrücken, sondern mit dem Wunsch, sie so zu äußern, dass man nicht als RassistIn stigmatisiert werden kann. Ich hatte vermutet, dass die antirassistisch Engagierten zögern, Begriffe zu verwenden, deren Implikationen sie ablehnen, die sie aber benötigen, um die soziale Welt, in der sie leben, zu beschreiben und praktisch zu bearbeiten. Man kann in das Zögern also rassistische und antirassistische Bedeutungen hineininterpretieren. Als empirische Beobachtung ist es jedenfalls gut belegt und alles deutet darauf hin, dass es ein Ausdruck von Selbstkontrolle ist, der nötig wird, wenn ein bestimmter Inhalt als rassistisch kritisiert werden kann. Damit handelt es sich um ein Ergebnis antirassistischer

Vergleichbare
Forschungs-
ergebnisse

Bemühungen, das – folgen wir Van Dijk – auch Menschen, die negative Einstellungen gegenüber Ausländern haben, beeinflusst, und das auch dann, wenn sie unter sich sind.

Politische Korrektheit

In den USA wurden Normen der sprachlich-symbolischen Darstellung, bei denen auf abwertende und Minderheiten ausschließende Begrifflichkeiten verzichtet werden soll, als „political correctness“ institutionalisiert. Das löste eine brisante Debatte aus, die auch in Deutschland rezipiert wurde. Die von mir untersuchten antirassistischen Gruppen halten politisch korrekte Normen handlungspraktisch ein, obwohl sie sie in ihrem Diskurs teilweise ablehnen oder kontrovers diskutieren. Einige ärgern sich über den Druck, den sprachliche Normen erzeugen. Andere plädieren dafür, Begriffe von den in ihnen enthaltenen Bewertungen zu trennen. Dritte sehen Sprache als kollektive Übereinkunft in einem historischen Kontext, so dass Individuen nur die Wahl haben, ein Schema zu bedienen oder abzulehnen. Zumindest in Deutschland ist es also verfehlt, „Political Correctness“ als alle erdrückende Norm zu betrachten, sondern es handelt sich um eine Minderheitenmeinung, die auch unter antirassistisch Engagierten kontroverse Diskussionen auslöst. Noch während man über sie diskutiert, bringt sie antirassistische Effekte hervor, denn auch erklärte GegnerInnen der Norm geben zu, dass sie anstößige Begriffe lieber nicht verwenden.⁷¹

Nachteile von Politischer Korrektheit

Obwohl die Debatte über Politische Korrektheit in Deutschland relativ offen geführt wird, gelingt es im öffentlichen Diskurs immer wieder, diese als illegitimes Moralisieren darzustellen. In diesen sekundären und nicht-intendierten Effekten symbolischer Kämpfe liegt der Nachteil dieser antirassistischen Strategie. Die Behauptung, eine Meinung werde unterdrückt, signalisiert in symbolischen Kämpfen, dass hinter der eigenen Partei sehr viel mehr AnhängerInnen stehen, als man das beim ersten Blick vermuten könnte („Pluralistic Ignorance“ nach Moscovici 1985). Und man muss nicht befürchten, dass diese Behauptung einem Realitätstest unterzogen wird. Das Hauptproblem der Politischen Korrektheit besteht also darin, dass ihre GegnerInnen unterstellen können und ihre AnhängerInnen befürchten müssen, dass die von ihr hervorgebrachten Effekte oberflächlich und flüchtig seien, dass man sie also nicht als wirklichen antirassistischen Erfolg ansehen kann. Diese Sorge ist insofern angebracht, als man durch Selbstkontrolle nur Praktiken unterbinden kann, die leicht und offensichtlich als rassismusrelevant erkennbar sind.

⁷¹ Wie schon in Kapitel Drei erwähnt, handelt es sich hierbei um ein deutliches Beispiel dafür, dass die Beziehungspraxis für antirassistische Effekte wichtiger ist, als die Inhalte von Argumentationen. Auch wer nicht von politischer Korrektheit überzeugt ist, wird Konflikte über Begrifflichkeiten vermeiden.

Allerdings muss man sich fragen, was ein antirassistischer Effekt sein könnte. Wenn abwertende Praktiken unterlassen werden, schützt das die Dominier-ten vor Kränkungen und es verändert den öffentlichen Raum, in dem sie leben müssen: Er wirkt auf sie weniger abweisend. Indem auf ihre Interessen – und sei es nur in sprachlichen Formalien – Rücksicht genommen wird, sind sie auch symbolisch im dominanten Diskurs repräsentiert. So gesehen hat der Ver-such, offene Rassismen zu tabuisieren, einige deutliche Vorteile. Strategisch gesehen ist es günstig, wenn man sich an einem klaren Ziel orientieren kann, das sich mit ein wenig Selbstkontrolle leicht umsetzen lässt. Man kann sich das oben beschriebene mühsame Erkennen rassismusrelevanter Äußerungen erspa-ren. Stattdessen existieren konkrete und objektivierbare symbolische Codes, die ohne große Erklärungen immer wieder zum Anlass für symbolische Käm-pfe werden können. Außerdem erleichtert die Standardisierung nicht-rassistischer Umgangsformen deren Einsatz als Distinktionsstrategie. Wenn es klare Anhaltspunkte dafür gibt, wie man sich erfolgreich gegen Rassismus wendet, können diese in die impliziten Definitionen guten, höflichen, oder progressiven Benehmens eingehen.

Vorsicht ist v.a. dann angebracht, wenn Handlungen zweideutige Wirkun-
gen hervorbringen können, – sei es, dass sie als rassismusrelevante Aussage
interpretiert werden oder dass sie Begriffe verwenden, die rassistische Klassi-
fikationen voraussetzen. Als politische Korrektheit haben Vorsichtsnormen
eine gewisse Verbreitung und ansatzweise Institutionalisierung erfahren.

Vorteile von
Politischer
Korrekttheit

Fazit

4.1.3 Handlungspraktische Freundlichkeit

Vorsichtiges Unterlassen kann auf relativ einfache Weise antirassistische Ef-fekte hervorbringen. Wie man jenseits des Unterlassens in rassistisch struk-turierten Verhältnissen nicht rassistisch handeln kann, ist aber eine ganz andere Frage. Auch hier ist die langfristige Praxis, die sich in den antirassistischen Gruppen entwickelt hat, zwar effektiv aber unterkomplex. Es scheint, wie wenn aus der Delegitimierung rassistischer Äußerungen ihr logisches Gegen-teil als Ziel abgeleitet wird: Die antirassistisch Engagierten bemühen sich um freundliches Entgegenkommen und betont positive Deutungen. So folgen die FlüchtlingssozialarbeiterInnen in ihrem Diskurs der Lehrmeinung der sozialen Arbeit, wonach man gegenüber seinen KlientInnen Distanz wahren und Gren-zen setzen muss (P43: 305ff). Schon in der verwendeten Bildlichkeit zeigt sich aber, dass dieser Diskurs nicht verinnerlicht wurde. Zum Beispiel empfindet Anke Grenzziehungen als Barriere: „Wenn irgendwo ne Grenze ist, ist alles für mich schlecht, wenn ich das nicht schaffe durch mein Dasein oder durch Zuhö-ren, dass die Grenze weg ist“ (P43: 311ff.). In den Erzählungen der Gruppe wird deutlich, dass sie sich auch dann auf die Wünsche ihrer KlientInnen ein-lassen, wenn diese ihrer Ansicht nach sinnlos sind und ihren Ruf beim Sozial-

amt schädigen könnten. „Ich bin so ein Typ, der viel Geduld hat. [...] Ich sage, ich schreibe das für dich. Wenn einer sag[t], ‚Ich bin verheiratet‘ und weiß nicht mal, wie die Frau heißt, da sag ich vorneweg, der Antrag wird wahrscheinlich abgelehnt“ (P43: 573ff). Karam klärt seinen Klienten darüber auf, dass der Antrag keine Chance hat, aber er schreibt ihn trotzdem. In ihrer beruflichen Rolle als SozialarbeiterInnen fühlen sich mehrere Gruppenmitglieder dazu verpflichtet, dem Menschen zu helfen, „egal was er für einen Mist gebaut hat“ (P43: 261f). Wie bereits erwähnt (3.2.3), kann dieses Ideal angesichts von rassistischen Strukturen und deren Auswirkungen auf die Flüchtlinge in sein Gegenteil umschlagen und die Gruppe macht sich dadurch Luft, dass sie ihre KlientInnen als anspruchsvoll und teilweise betrügerisch darstellt. Gerade dass die Gruppe mit dem Problem so offensichtlich nicht zu Rande kommt, lässt aber vermuten, dass ihre Praxis tatsächlich so entgegenkommend ist, wie es sich immer wieder andeutet.

Positive Erklärungen suchen

Auch in ihren Diskursen versuchen die antirassistisch Engagierten meist, positive Erklärungen für Verhalten von rassistisch Dominierten zu finden, das sie normalerweise ablehnen würden. Zum Beispiel findet Lara Karams Ärger deshalb interessant, weil sie „früher immer gedacht [hat]: ‚So was sind Missverständnisse, die von der Sprache abhängen und die also [...] beseitigt werden können, wenn die Sprache richtig beherrscht wird‘“ (P43: 601ff). Daran wird indirekt sichtbar, dass Lara Konflikte mit Flüchtlingen durch Verständigungsprobleme erklärt. Karam, der die Muttersprache seiner KlientInnen spricht, kann sich sicher sein, dass ein Klient einen schlecht vorbereiteten Antrag stellt, aber Lara denkt erst einmal ohne Schuldzuweisung möglichst positiv von ihrem Gegenüber. Rassistisch dominante antirassistisch Engagierte können sich nie ganz sicher sein, ob sie eine Praxis der Dominierten in deren Bezugssystem richtig einschätzen. Auch müssen sie befürchten, dass diese nur deshalb unsinnig erscheint, weil sie nicht in die dominante Kultur, z.B. in die dominante Sprache übersetzt werden kann. In dieser Situation ist es sinnvoll, pauschal nach freundlichen Erklärungen für Verhaltensweisen zu suchen, die man in einem vertrauten machtsymmetrischen Kontext als Zumutung oder über großes Misstrauen zurückweisen würde. So stellen sich die antirassistisch Engagierten einem öffentlichen Diskurs entgegen, in dem rassistisch Dominierten stets das Schlechteste unterstellt wird.

Effekt:
Entdiffe-
renzierung

Die freundschaftliche Handlungspraxis kompensiert also in Ansätzen die strukturellen Belastungen der rassistisch Dominierten. Weil sie in Strukturen operiert, die pauschal sind, muss sie diesen auch pauschal entgegenwirken. Christa beschreibt, wie sie sich durch den rassistischen öffentlichen Diskurs gezwungen fühlt, ihre KlientInnen in Schutz zu nehmen.

Christa: Meine eigene Voreingenommenheit gebe ich z.B. in Diskussionen nach außen, in der Verwandtschaft, nicht unbedingt gerne zu, weil da der Hase mal anders läuft, weil [...] ich och ne Verwandtschaft [hab, die] teilweise [...] also eher dem rechten Spektrum zuzuordnen ist. Und wo ich natürlich dann [Ingrid lacht] um Gottes willen möglichst nicht zugebe, dass ich selber solche Voreingenommenheiten [habe], sondern immer so in dieser Verteidigerrolle bin: ‚Also ihr kennt die doch gar nicht.‘ Und: ‚Wann hast du denn des letzte Mal m Ausländer die

Hand gegeben? [...] Weil ich ja WEISS, dass denen ihre Voreingenommenheiten wirklich aus m Spiegel oder aus der [Lokalzeitung] kommen oder aus der Bildzeitung oder so, ne. Und das ist natürlich dann (1) also, sich dort hinzusetzen und zu sagen: ,Jaja. Ihr habt ja recht. Es gibt ja wirklich solche.' Das würd ich mir möglichst gerade dort, wo's ganz hart auf hart geht, nicht zugeben. Also würd ich mich dann eher so gemäßigt [äußern, A.W.] oder so in der Familie oder eher beim eigenen Ehemann [...] dann abends mal Frust [los] werden (P43: 697ff).

In die öffentliche Verteufelung ihrer KlientInnen will Christa nicht einstimmen, so dass sie, wenn ihre Verwandten Rassismen aus den Medien reproduzieren, widerspricht, obwohl sie selbst Belege für die Richtigkeit rassistischer Unterstellungen bringen könnte. Sie ahnt, dass es in symbolischen Kämpfen nicht darum geht, den Fakten gerecht zu werden, sondern dass sie einer pauschalen Abwertung eine pauschale Aufwertung entgegensezten muss, wenn sie sich gegen die Delegitimierung rassistisch Dominierter einsetzen will. Privat lässt diese Strategie Christa und die FlüchtlingssozialarbeiterInnen aber hilflos zurück. Wenn sich Christa gestatten würde, einzelne KlientInnen und ihre Forderungen zurückzuweisen, also ein differenziertes Verhältnis zu den rassistisch Dominierten zu entwickeln, würde ihre Parteinahme wahrscheinlich glaubwürdiger, und sie hätte selbst weniger Frustration zu verdauen. Zumaldest war das in der Sequenz „Grillparty“ der Fall: Ellis Kritik an ihrem fiktiven türkischen Ehemann ließ ihre Position persönlicher und überzeugender erscheinen.

Handlungspraktische Freundlichkeit ist ein Versuch, die pauschal negativen Wirkungen rassistischer Strukturen pauschal zu beantworten. Ich vermute, dass sie für rassistisch Dominierte de facto kompensierende Effekte haben kann, werde aber am Beispiel von Stellvertretungszuschreibungen zeigen, dass sie zur Entdifferenzierung ermuntert und dadurch auch rassistische Effekte hervorbringen kann (vgl. 4.2.2 und 5.3).

Fazit

4.1.4 Fazit

In ihren Versuchen, rassistische Effekte in den eigenen Reihen zu kontrollieren, verinnerlichen die antirassistischen Gruppen eine relativ breit angelegte, selbstkritische und vorsichtige Haltung gegenüber der eigenen Handlungspraxis. Für die Auseinandersetzung mit den politischen GegnerInnen reicht das nicht aus, und so suchen sie im Nachhinein klare Argumente und Kriterien, mit denen sie anderen und sich selbst beweisen können, dass eine bestimmte Handlung rassismusrelevant war. In diesem Zusammenhang vereindeutigen sie die Phänomene, die sie bekämpfen, und sie erwerben sich mit der Zeit theoretisches Wissen darüber, welche Handlungen man warum als rassismusrelevant ansehen kann. Die Gruppenmitglieder machen sich wechselseitig darauf aufmerksam, wenn eines ihrer Argumente als rassismusrelevant angesehen werden könnte. Da sie im Verhältnis zu den rassistisch Dominierten positive Verhaltensnormen etablieren wollen, bemühen sie sich pauschal darum, die Effekte rassistischer Diskurse zu kompensieren, und z.B. nach freundlichen Erklärungen für Irritationen zu suchen.

Feldspezifik

Mit ihrer einerseits eindeutigen und andererseits pauschalisierenden Strategie reagieren die antirassistisch Engagierten auf die Möglichkeiten des Feldes, in dem sie operieren. Moscovici hatte betont, dass Minderheiten u.a. deshalb Einfluss ausüben, weil sie eine einfache und klare Meinung konsistent vertreten (vgl. 1985: 30). In der öffentlichen Auseinandersetzung empfiehlt es sich also, klare Normen – wie die der politischen Korrektheit – aufzustellen und zu befolgen. Andererseits beschränkt sich das Problem des Rassismus nicht auf intentional rassistische Handlungen. So gesehen ist es sinnvoll, die eigene Handlungspraxis umfassend zu hinterfragen, bzw. den umfassend negativen Effekten von Rassismus eine pauschal positive Praxis entgegenzusetzen. Dennoch kann man die entdifferenzierenden Effekte solcher pauschaler Strategien kritisch sehen. Ich werde im Folgenden zeigen, dass die antirassistische (Selbst-)Kontrolle offene Rassismen erfolgreich unterbindet, dass sie aber bei differenzierteren Diskursen und v.a. bei rassismusrelevanten Praktiken versagt.

4.2 Rassismusrelevante Beobachtungen in antirassistischen Gruppen

Nicht-intendierte Effekte

Die im Titel dieser Arbeit implizierte These, dass auch in antirassistischen Gruppen rassistische Effekte zu beobachten seien, ist bei genauer Betrachtung vieldeutig und zugleich richtig und falsch. Unschwer lässt sich zeigen, dass Diskurse und Praktiken in rassistisch strukturierten Gesellschaften *nicht-intendierte* rassistische Effekte hervorbringen. Der größere Teil dieser Arbeit analysiert, warum das möglich ist, wodurch nicht-intendierte rassistische Effekte zustande kommen, und wie antirassistisch Engagierte versuchen, diese zu kontrollieren.

Rassismus in der Mitte der Gesellschaft

Auch dass Rassismen nicht nur von Rechtsextremen, sondern in weniger offensichtlicher Form in der politischen und sozialstrukturellen „Mitte“ der Gesellschaft reproduziert werden, ist in der Fachdiskussion bekannt. Inzwischen liegt eine ganze Reihe von Diskursanalysen über Rassismus vor (Van Dijk 1987, 1993; Wetherell und Potter 1992; Potter und Wetherell 1995; Wodak et al. 1990; Jäger 1996; Linke 1997; Kliche 1998). Diese betrachten meist Mediendiskurse und werden, was mehr oder minder explizite Rassismen angeht, auch in denjenigen öffentlichen Äußerungen fündig, die von den linksintellektuellen und liberalen Fraktionen der gebildeten Mittelschicht geschrieben und bevorzugt gelesen werden. Nicht umsonst nennt Christa im obigen Zitat den Spiegel, die Bildzeitung und ihr Lokalblatt in einem Atemzug. Diesbezüglich kann die vorliegende Arbeit nur bereits Bekanntes replizieren.

These

Interessant und unerwartet wäre es jedoch, wenn auch in antirassistisch engagierten Gruppen Rassismen zu beobachten wären, die sich nicht allein durch nicht-intendierte Effekte erklären lassen. Dabei könnte es sich einerseits um Rassismen handeln, die so selbstverständlich sind, dass sie von den antirassistischen Gruppen nicht als solche erkannt werden. Es wäre aber auch denkbar,

dass die (Selbst-)Kontrolle der antirassistischen Gruppen unter bestimmten Umständen versagt und man daher „halb“ intendierte oder „wider besseres Wissen reproduzierte“ Rassismen beobachten kann.

Die erste Möglichkeit – dass den antirassistischen Gruppen manche rassismusrelevante Diskurse und Praktiken nicht als solche auffallen – wirft die Frage auf, wie diese hier erkannt werden sollen. Als Wissenschaftlerin kann ich mich länger und intensiver mit einer Äußerung auseinander setzen als diejenigen, die in einer Diskussion spontan reagieren und zu Wort kommen müssen (vgl. 2.1.3). Es ist also möglich, solche Rassismusrelevanzen herauszuarbeiten, die ihre doxische Qualität gerade erst verlieren, die aber in den antirassistischen Gruppen (noch) nicht als solche sichtbar werden. Dabei handelt es sich einerseits um subtile Varianten gängiger Rassismen und andererseits um Diskurse oder Praktiken wie den idealisierenden Rassismus, deren Rassismusrelevanz noch umstritten ist.

Die konventionelle Definition des Rassismus, die in 1.1.1 erörtert wurde, kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Zunächst soll also untersucht werden, ob sich in den antirassistischen Gruppen essenziellistische Klassifikationen finden, durch die Menschen in nach außen abgegrenzte und in sich homogene Gruppen eingeteilt werden (Kategorisierung, 4.2.2). Als zweiter Anhaltspunkt für Rassismus wird gewertet, wenn diese Gruppen in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gebracht werden (Hierarchisierung, 4.2.3). Hinsichtlich beider Aspekte führe ich jeweils kurz den Nachweis, dass Reste rassistischer Diskurse in den Gruppen zu finden sind. Dann konzentriere ich mich auf speziellere Muster wie z.B. Stellvertretungszuschreibungen (Tokenismus), deren Rassismusrelevanz noch umstritten ist.

Als drittes definierendes Merkmal wurde im ersten Kapitel die Definitionsmacht einer Gruppe über eine andere diskutiert. Im Rahmen des hier vorgeschlagenen theoretischen Modells sollte von Rassismus nur dann gesprochen werden, wenn Kategorisierung und Hierarchisierung Bestandteil eines umfassenderen Ungleichheitsverhältnisses sind. Dieses lässt sich auf der Interaktionsebene nicht belegen, sollte aber auch auf dieser seinen Ausdruck finden. Daher werden in 4.2.3 Anhaltspunkte dafür dargestellt, dass die antirassistischen Gruppen Kontrollansprüche erheben, also die Definitionsmacht rassistisch dominanter Gruppen aktiv nutzen.

Dass sich in den antirassistischen Gruppen rassismusrelevante Diskurse und Praktiken finden lassen, ist ein Beleg dafür, dass Aspekte des Rassismus in dieser Gesellschaft stabil institutionalisiert sind. Es verweist aber auch auf die Kontextabhängigkeit antirassistischer Selbstkontrolle. Diese werde ich in Exkursen zum Kontext rassismusrelevanter Interaktionen anreißen.

Ein Kontextmerkmal ist allen antirassistischen Gruppen gemeinsam: Rassismusrelevante Äußerungen müssen im Zusammenhang einer Gruppendiskussion gesehen werden, in der diese kritisch aufgegriffen werden. So übernehmen manche Individuen, die als „besonders rassistisch“ erscheinen, die Rolle

Erkennbarkeit

Gliederung

Kontextabhängigkeit

des „Advocatus Diaboli“ und präzisieren Stimmungen, die in den Gruppen vorhanden sind, aber nie explizit diskutiert und widerlegt wurden. Das heißt nicht, dass diese Argumente nicht dennoch rassistische Wirkungen entfalten können. Schon indem ein Stereotyp nacherzählt wird, lernen die Zuhörenden dessen Inhalt und es verbreitet sich. Man muss aber zwischen rassismusrelevanten Diskursfragmenten und rassistischen Diskursen unterscheiden. Erstere werden in einem Kontext geäußert, der sie in Frage stellt. Letztere werden zwar vielleicht von den Sprechenden selbst eingeschränkt (Van Dijk 1992), aber in einem Kontext vorgetragen, in dem sie selbstverständliche Bestätigung erwarten dürfen. Um augenfällige Unterschiede zwischen beiden zu verdeutlichen, werden eingangs Auszüge aus einer explizit rassistischen Diskussion in der feministischen Kontrastgruppe präsentiert.

4.2.1 Traditionelle Rassismen in der feministischen Kontrastgruppe

Rechte Ideologeme in der Mittelschicht

Allgemein wird angenommen, dass Rassismus in der gebildeten Mittelschicht nicht oder nur in (rechtsextremen) Ausnahmefällen vorkommt. Demirovic und Paul (1996) zeigen, dass diese Sicht, die der Selbstbeschreibung der Mittelschicht entspricht, empirisch differenziert werden muss. Zwar finden sich konsistent rechtsextreme bzw. rassistische Ansichten im engeren Sinne nur bei weniger als einem Zehntel der von ihnen untersuchten 1348 Studierenden. Doch werden zahlreiche rechte Ideologeme „in den Interviews und Gruppengesprächen offen geäußert oder in der anonymen Befragung affirmiert.“ Mit ihnen

„verbindet sich offensichtlich kein politischer Wille. (...) Sie gehören zu einem weiten Netz von rechten Äußerungen, die den Alltagsverstand, die liberale Öffentlichkeit und die politischen Institutionen durchziehen. (...) [Die] Studierenden verstehen – um es paradox zu formulieren – nicht, was sie sagen, und meinen auch nicht ein rechtes Ideologem zu verwenden. (...) Denn verfangen in ein von den Medien erzeugtes Bild davon, was rechts ist, denken sie an kahlrasierte und betrunke Gewalttäter, ohne zu erkennen, dass sie in einer etwas intelligenteren Art dasselbe sagen wie jene, das allein deswegen nicht als dasselbe erscheint, weil es von ihnen in einer anderen sozialen Situation und von einer anderen Position aus geäußert wird“ (Demirovic und Paul 1996: 210ff).

Auch wenn also nur 6% der Befragten als „neorassistisch Orientierte“ und nur 3% als „rassistisch motivierte Antisemiten bezeichnet werden können“ (Demirovic und Paul 1996: 205), so ist es doch so, „dass 58 Prozent der Befragten eine sofortige Ausweisung krimineller Ausländer befürworten und sich – wenn das rechtspopulistische Phantasma der inneren Sicherheit angerufen wird – bereit zeigen, rechtsstaatliche Standards für Menschen anderer Staatsangehörigkeit außer Kraft zu setzen“ (Demirovic und Paul 1996: 198f). 34 Prozent befürworten die sofortige Abschiebung nicht anerkannter AsylbewerberInnen (Demirovic und Paul 1996: 199). Wenn man den Rassismusbegriff – wie hier vorgeschlagen – nicht auf Personen mit konsistent rassistischen Ansichten bezieht, sondern auf Diskurse und Praktiken, die durch alltagskulturelle symboli-

sche Delegitimation stabile Ungleichheitsverhältnisse hervorbringen, so sind rassistische Einstellungen im nicht normativ gemeinten Sinne auch in den gebildeten Mittelschichten regelmäßig auffindbar. Zum Beispiel gilt es als legitim, wenn Menschen je nach Aufenthaltsstatus, unterschiedlich behandelt werden.

Der Diskurs der feministischen Kontrastgruppe geht noch ein Stück über diesen „alltäglichen“ Rassismus hinaus. Hier werden auch rassistische Topoi, die schon des längeren in die Kritik geraten sind, ohne viel Dissens reproduziert. Es handelt sich um eine Gruppe von feministischen Studierenden in einem auf internationale Beziehungen hin orientierten Fach. Auf ihrem jährlichen Wochenendtreffen beschäftigten sie sich mit dem Thema „Weibliche Beschneidung“. Im Folgenden zitiere ich einige rassistische Äußerungen. Zum Beispiel stellt Winne fest: „Die Afrikaner gehen mit vielen Dingen wie Kinder so spielerisch um. Die sind so lieblich irgendwie in der Art“ (P10: 297). Auch davon, dass die Armen trotz ihres schweren Loses fröhlich sind, zeigt sie sich berührt:

Winne: Die Fröhlichkeit und die Leichtigkeit [der afrikanischen Frauen] und ach, wie die alle so miteinander umgehen und immer werd' ich berührt und angefasst, TROTZ Klitorisbeschneidung (P10: 2462ff).

Traditioneller Rassismus

Dass Schwarze wie Kinder seien (die der Anleitung bedürfen), ist ein klassischer kolonialistischer Topos. Winne verniedlicht Afrikanerinnen und rechnet es ihnen hoch an, dass sie trotz der traumatisierenden Beschneidung so fröhlich seien.

Während in den antirassistischen Gruppen die Sorge, patronisierend zu erscheinen, so stark war, dass teilweise Hilfsangebote unterlassen wurden, wusste die feministische Kontrastgruppe bestens über die Probleme Afrikas und die angemessensten Lösungen für dieselben Bescheid. Die Gruppe war sich einig, dass es sich bei Beschneidung um eine pathologische Praxis handelt, die von den – primitiven und patriarchalen – afrikanischen Männern insgesamt zu verantworten sei. Rassismen gegenüber Afrika und AfrikanerInnen mündeten bruchlos in antiislamistische Diskurse. Denn auch wenn es zunächst so scheint, als seien alle Männer in gleicher Weise Täter, möchte Kerstin doch den Vorwurf, dass Ärzte sich an der Genitalverstümmelung beteiligen, eher den Ärzten „von der arabischen Halbinsel“ als Deutschen in die Schuhe schieben.

Antislamischer Rassismus

Kerstin: [...] Eine Somalierin, die jetzt in München lebt [...] hat also geschrieben, dass ihre Tochter, also einmal ihr ganzes Leiden halt, also geschrieben, dass sie des eigentlich nicht will, dass ihre Tochter verstümmelt wird, dass ihr Ehemann sie aber unter Druck setzt und ihre Verwandten, und, ja es kam halt raus, dass dieses Kind halt von nem türkischen Arzt für tausend Mark verstümmelt wird. Es ist (dann/halt) so, dass vielleicht nicht unbedingt jetzt deutsche Ärzte damit konfrontiert werden, aber es gibt so viele ausländische auch bei [uns, A.W.], vielleicht weniger afrikanische, aber Ärzte, sag ich mal, vielleicht, was weiß ich, [von der] arabischen Halbinsel, die (hier) praktizieren und die [...] da nachgeben, ne diesem fiesen, fiesen Wunsch halt (P10: 1013ff).

Es „gibt so viele ausländische“ Ärzte, da findet sich immer jemand, der bereit ist, gegen Geld ein Kind zu verstümmeln.

Selbstauf-
wertung

Deutsche Ärzte werden mit solchen Anfragen weniger konfrontiert. Das verwundert nicht, denn die deutsche Gesellschaft ist einfach weiter entwickelt. Zum Beispiel bestehe in Afrika noch Zwangsheterosexualität:

Kerstin: Das ist auch zum Beispiel eine Ursache für die Genitalverstümmelung, weil die Sexualität auf Reproduktion REDUZIERT wird. [...] Und ich meine, das war ja lange Zeit war das genauso hier in unseren Breiten. Das ist also noch nich so lange her, dass also wirklich, sag ich mal, lesbisch sein, schwul sein, dass des überhaupt, sag ich mal, ähm offiziell (Cordula): (.....) dass man jetzt darüber reden kann (P10: 2641ff).

Lesbisch sein, schwul sein – das ist „bei uns“ kein Problem. Der Tenor aller Beschreibungen ist der, dass Afrika im Vergleich zu „unseren“ Errungenschaften rückständig sei. Darin enthalten ist die Annahme, dass Konzepte wie z.B. Zwangsheterosexualität, die in der westlichen feministischen Diskussion entwickelt wurden und die den Sprecherinnen vertraut sind, bruchlos auf Afrika und zugleich unterschiedslos auf alle afrikanischen Länder angewandt werden können. Aus dieser entdifferenzierenden Herangehensweise an ganze Kontinente lassen sich dann politisch zynische Schlussfolgerungen ziehen. Auf dem Wochenendseminar wurde ein Film von Alice Walker gezeigt und gelobt, in dem diese erklärt, dass das Elend Afrikas nicht geringer werden könne, solange die Gesundheit von Afrikas Frauen beschnitten werde. Kolonialisierung, Sklaverei, Schuldenlast, Unabhängigkeitskriege, also alle Kontextfaktoren, die eine differenziertere Einschätzung (Lightfoot-Klein 1996) erlauben würden und auf eine Mitverantwortung des Nordens an extremistischen Entwicklungen verweisen, waren während des gesamten Wochenendes keiner Erwähnung wert. Die rückständigen afrikanischen Männer sind daran schuld, dass ganz Afrika im Elend verharrt. Und das, obwohl in vielen afrikanischen Ländern gar nicht beschnitten wird.

Fazit

Demirovic und Paul's gut belegte Ergebnisse lassen sich jederzeit replizieren. In einer Gruppe, die sich nur dadurch von den anderen hier dargestellten Gruppen unterscheidet, dass sie sich nicht antirassistisch, sondern feministisch engagiert, ist es problemlos möglich, traditionell rassistische Topoi aufzugreifen. Ich führte diese Diskussion ein, um zu zeigen, was möglich ist, vor welcher Kontrastfolie also die im Folgenden dargestellten Rassismen in den antirassistischen Gruppen betrachtet werden müssen. Sie verweist aber auch auf eine Kontextbedingung für die Reproduktion von Rassismen, die im Folgenden kurz erörtert wird.

Kontext: Polarisierendes Diskussionsthema

Situations-
abhängigkeit

Als der Rassismusforscher Blauner an die Interviews zurückdenkt, die er mit weißen US-AmerikanerInnen zum Thema Rassismus führte, erinnert er sich an sein Erstaunen darüber, „that the same person would in one breath utter a prejudiced, stereotyped platitude and in the next show a deep commitment to racial justice, a remarkable understanding of the racial politics of the day, or a

profound belief in the fair and equal treatment of minority groups“ (Blauner, B. 1995: 130). Wenn Brubaker die Nation als institutionalisierte Form und als praktische Kategorie beschreibt, verweist er auf eine dritte, selten untersuchte Variante: die Nation als kontingentes Ereignis, als „event“, der auch Menschen, die zuvor wenig Interesse an Nationalem zeigten, überwältigt (1996: 20). Beide Autoren betonen die Situationsabhängigkeit symbolisch gewaltsa-mer Äußerungen und sie erklären, dass diese unverhofft eine Bedeutung ge-
winnen können, die man unter „normalen“ Umständen nie erwartet hätte.

Die feministische Kontrastgruppe zeigte durch die Wahl ihres Studienfa-ches, dass sie an anderen Ländern interessiert ist. Sie waren für ein antirassisti-sches Rollenspiel an ihrem Wochenende aufgeschlossen, und es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass es sich um eine besonders elitäre, politisch rechte, autoritäre oder anderweitig für die gebildete Mittelschicht ungewöhnliche Gruppe handeln würde. Andererseits sind Diskussionen in der gebildeten Mit-telschicht selten so offensichtlich rassistisch wie diese. Dieser scheinbare Wi-derspruch lässt sich auflösen, wenn man mit Eder und Schmidtke (1998) bzw. Giesen (1999) nach den situativen Bedingungen für die Reproduktion primor-dialer kollektiver Identitäten fragt. Unter diesem Blickwinkel fällt ins Auge, dass sich Diskussion und Rollenspiel in der feministischen Kontrastgruppe deutlich unterscheiden. Im Rollenspiel übernahmen mehrere Meinungsführe-rinnen aus der Diskussion die Rolle von AfrikanerInnen und sie schilderten in dieser Rolle differenziert die afrikanische Kritik am eigenen Standpunkt, die in der Diskussion keine Bedeutung hatte. Das „antirassistische Rollenspiel“ weckte die Bereitschaft zur Selbstreflexion und zum Gespräch mit anderen, während es in der Diskussion zu einer hochpolarisierten politischen Auseinan-dersetzung kam.

Neben der Diskussionsstruktur hat wahrscheinlich auch das polarisierende Thema zur Reproduktion von Rassismus beigetragen. Der Gegenstand „Genitalverstümmelung“ wird wohl auch von Frauen, deren Lebenswelt nicht davon berührt ist, als derartig massiver Angriff auf die eigene Körperlichkeit erlebt, dass es ihnen plötzlich ganz einleuchtend erscheint, dass alle afrikanischen Männer sich gegen alle afrikanischen Frauen verschworen haben, obwohl sie dadurch ihre Länder wirtschaftlich zugrunde richten. In 4.2.4.4 wird sich zei-gen, dass die Hemmschwellen gegen rassistische Äußerungen deutlich sinken, wenn ein anderer polarisierender Diskurs übermächtig wird.

Allerdings sollte der Verweis auf die situativen Rahmenbedingungen das Zustandekommen rassistischer Diskurse nicht als kontingent erscheinen lassen. Die Bedingungen, die die Reproduktion von Rassismus fördern, wurden von der Gruppe aktiv erzeugt und präferiert. Während des Wochenendes bestand u.a. die Möglichkeit, mit einer Referentin mit persönlichen Bezügen zum isla-mischen Kulturkreis über die Verschleierung von islamischen Frauen zu disku-tieren. Das Interesse an diesem Workshop war so minimal, dass er nicht in der geplanten Weise stattfinden konnte.

Polarisierte Diskussionsstruktur

Polarisieren des Themas

Fazit

4.2.2 Kategorienbildung

Ethnische Kategorisierung

Diskurse gelten dann als rassistisch, wenn sie Gruppen konstruieren, die sich anhand weniger (meist sichtbarer) Merkmale unterscheiden, und wenn von dieser Konstruktion auf stabile Unterschiede zwischen diesen Gruppen geschlossen wird. Bei rassistischen Diskursen handelt es sich um essenzialistische Kriterien, die als quasi-erblich oder zumindest unveränderbar gesehen werden. Die antirassistischen Gruppen schreiben nie bestimmten ethnischen Gruppen bestimmte Eigenschaften zu. Sie unterscheiden aber zwischen Deutschen und MigrantInnen bzw. Flüchtlingen oder anderen rassistisch dominierenden Gruppen. Im folgenden Zitat aus der Trainergruppe stellt Jon seine persönliche Philosophie dar. Wenn alle ihre Entscheidungsspielräume nutzen, auch wenn die Möglichkeiten dafür noch so „beschissen“ sind, wird die Gesellschaft anders aussehen. Das gelte auch für „die Ausländer“. Marianne greift Jons Argument in einer Weise auf, die klar zwischen sich selbst und „denen“ unterscheidet:

Jon: Dass also letztendlich, wenn jeder für sich Verantwortung übernimmt, auch die Ausländer, die Gesellschaft anders aussieht, als wenn [...] sie in ihrer Opferhaltung Forderungen stellen[en] [...].

Marianne: Weil ich fühl mich viel zu oft aufgerufen, stellvertretend für diie / jetzt unsere Gesellschaft zu verändern.

Karsten: / Jaa, das ist nicht gut.

Marianne: Das ist überhaupt nicht mein Ding. Wenn ich die [Gesellschaft] nach bestem Wissen und Gewissen verändern würde, weil ich glauben würde, das würde ihnen weiterhelfen, kann das sein, dass das genau das Falsche ist. [...] Ich werde sehen, dass es ne Gesellschaft wird, die ICH OK finde, und die müssen dabei steuern, dass die's OK finden (P33: 2389ff).

Marianne propagiert ein Modell der politischen Partizipation, das sich als antirassistisch verstehen ließe: Alle Interessengruppen, auch die ohne deutschen Pass, sollen sich in die Gesellschaft einbringen und versuchen, sie nach ihren Wünschen zu gestalten. Allerdings trennt sie deutlich zwischen „unserer Gesellschaft“ und „denen“. Während Jon noch von „jedem“ gesprochen hatte und betonte, dass „die Ausländer“ in seine These eingeschlossen sind, entsteht in Mariannes Äußerung das Bild eines Gemeinwesens, das „uns“ gehört, und zu dem Marianne ihren Beitrag leistet, notfalls auch stellvertretend für die Ausländer, die sich nicht angemessen einbringen.

Verknüpft mit Bewertungen

Kategorisierungen enthalten häufig Bewertungen. Im folgenden Beispiel aus der linksradikalen Gruppe will Jens eine essenzialistische Kategorisierung auflösen, führt dann aber eine neue wertende Klassifikation ein.

Jens: Auf der einen Seite verkürzt das des, wenn nur gefragt wird, ob MigrantInnen in der Gruppe oder Ini mitmachen. [...] Darüber hinaus: Mensch muss sich das auch praktisch vorstellen. Es gibt nicht die MigrantInnen. [Das sind, A.W.] Leute aus den unterschiedlichsten Ländern mit den unterschiedlichsten Sprachen – vorsichtig mit dem Begriff, ich sag's einfach mal: mit dem unterschiedlichsten Grad der Integration in die deutsche Gesellschaft. Und je mehr sie das sind, desto einfacher fällt es ihnen wahrscheinlich, in der Gruppe mitzumachen. Die Leute, die hier aufgewachsen sind, mit den Leuten, die hier frisch angekommen sind, auf eine Stufe (1) [zu stellen, das A.W.]. Praktisch klappt das niemals. Mit den frisch Angekommen[en] [kannst du] nur [arbeiten, A.W.] wenn du entweder Übersetzung klar hast oder besser noch die

Sprache sprichst (P1: 70ff).

Jens versucht, die Kategorie „die MigrantInnen“ zu dekonstruieren und einen neuen Rahmen für das Problem einzuführen: Der „Grad der Integration“ ist keine statische und polarisierende Kategorie wie „die MigrantInnen“, sondern beschreibt Stadien eines Wandlungsprozesses. So weit so gut, doch nun stellt sich heraus, dass Jens' Versuch der Neukategorisierung eine Bewertung impliziert: Die integrierten MigrantInnen sind im Prozess fortgeschritten und sollten nicht „auf eine Stufe“ mit den „frisch Angekommenen“ gestellt werden. Das Konzept der „Integration“ bejaht den kulturellen Standard, dem die linksradikale Gruppe entspricht, als Norm, an der gemessen die MigrantInnen defizitär sind.⁷² Außerdem entlastet er die Gruppe, denn dass eine Gruppe von Ehrenamtlichen die akzeptierte Norm der Einsprachigkeit nicht kompensieren kann, sprich kein Geld für Übersetzung hat, ist im Vergleich zu anderen möglichen Gründen für die Unterrepräsentanz von MigrantInnen eine nachvollziehbare und verzeihliche Erklärung.

Kategorienbildung geht fast automatisch mit einer homogenisierenden Wahrnehmung der konstruierten In- und Out-Gruppen einher. Als essenziell gleich können die Angehörigen einer Gruppe nur erscheinen, wenn man sie auf wenige askriptive Merkmale reduziert. Zum Beispiel arbeitet die stadtpolitische Gruppe heraus, wie problematisch der Rassenbegriff ist und bezieht sich in der Folge nur noch auf Hautfarbe, wenn sie über „Rassen“ spricht. Die Reduktion auf ein relevantes Merkmal zeigt sich an der Phantasie, dass man die Erfahrungen von Schwarzen nachvollziehen könnte, wenn man schwarz geschminkt wäre, also das eine Merkmal, auf das es ankommt, angenommen hätte.

Eine spezielle Form der Reduktion ist der so genannte „Tokenism“, d.h. die Neigung, einzelne MigrantInnen als VertreterInnen einer Gruppe zu betrachten, mit der sie nur das jeweils für die Ausgrenzung relevante Merkmal teilen. Zum Beispiel kommt es in öffentlichen Diskussionen häufiger vor, dass anwesende MigrantInnen nach der Meinung „der Migranten“ zur Gewalttätigkeit türkischer Jugendlicher gefragt werden oder vielleicht auch JüdInnen zur Politik Israels in den besetzten Gebieten. Oberflächlich betrachtet scheint es, als werde ihnen dadurch öffentlicher Raum zugestanden. Zieht man jedoch die strukturelle Ungleichheit des Verhältnisses in Betracht, so fällt ins Auge, dass (a) die Dominanten das Thema, über das gesprochen wird, vorstrukturieren (ein Problem der Dominierten) und (b) die dominierten Individuen auf eine rassistisch konstruierte kollektive Zugehörigkeit festgelegt werden (z.B. JüdInnen auf den Staat Israel). In der linksradikalen Gruppe berichtet Jens darüber, warum eine politisch aktive Bekannte weissen deutschen Gruppen schnell wieder fern bleibt. Sie ist es leid, dass sie „überall gefragt wird, was sagt sie als MigrantIn dazu“ (Jens, P1: 403f). Im

Homogenisierung und Reduktion auf wenige Merkmale

Stellvertretungsschreibungen (Tokenism)

72 Man beachte den Disclaimer „vorsichtig mit dem Begriff“. Jens ahnt, dass er sich auf schlüpfrigen Grund begibt, kann das strukturelle Problem aber nicht besser benennen (vgl. unten).

Politische Legitimation

Tokenismus wird eine Interaktion, die eigentlich Machtungleichheit kompensieren könnte, durch implizite Dominanzeffekte konterkariert.

Außerdem greifen Stellvertretungszuschreibungen in der Form die Forderungen von IdentitätspolitikerInnen auf, die sich qua gemeinsamer Identität zu legitimen SprecherInnen ihrer Gruppe erklären.⁷³ Inhaltlich besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied, denn wer sich zur SprecherIn der eigenen Gruppe erklärt, erhebt aktiv einen Vertretungsanspruch, d.h. es handelt sich um einen politischen Akt, dem aus den eigenen Reihen widersprochen werden könnte. Beim Tokenismus schreiben Dominante einem beliebigen Mitglied der dominierenden Gruppe die Aufgabe zu, diese zu vertreten. Meist kommen die Ansichten dieser „legitimen RepräsentantIn“ dann den Wünschen der auswählenden Dominanten weitgehend entgegen. In der stadtpolitischen Gruppe wünscht sich Gisela, dass „hier ne schwarze Frau säße“ (P25: 418), weil diese Gisela in ihrer Annahme unterstützen könnte, dass Rassen- und Frauendiskriminierung weitgehend parallel verläuft.

Kontext: Wissen Wollen und die Notwendigkeit der Benennung

Wissen Wollen

Balibar sieht rassistische Theorien in der Kontinuität des wissenschaftlichen Diskurses. Im Rassismus vermischt sich „auf eine unauflösbare Weise die zentrale Funktion der *Verkennung* (ohne die Gewalttätigkeit nicht einmal für diejenigen, die sie ausüben, zu ertragen wäre) mit einem ‚Willen zum Wissen‘ (...), d.h. mit einem heftigen *Begehr nach Erkenntnis*, nach einer unmittelbaren Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse“ (1990: 25f). Was Balibar hier beschreibt, lässt sich in Bezug auf die antirassistischen Gruppen konkretisieren. Sie reproduzieren rassistische Klassifikationen auch deshalb, weil sie die soziale Welt, in der sie leben, benennen müssen, um handlungsfähig zu sein.

Marei: Wenn ich zum Beispiel gegen die Deutschen bin, aber ich finde es schlimm, dass die Deutschen diskriminiert werden, kann ich doch nicht sagen, es gibt keine Deutschen (P25:646).

Wenn man die Verwendung ethnisierender Begriffe kritisiert, wird es schwerer, deren Diskriminierung zu benennen und zu bekämpfen. Die antirassistischen Gruppen bemühen sich, die symbolische Gewalt, die „Verkennung“ aufzuheben. Dabei sind sie aber immer wieder auf einen Diskurstypus zurückgeworfen, der komplexe sozialstrukturelle Sachverhalte so erklärt und benennt, dass sie handhabbar werden, und der damit dem Typus des rassistischen Diskurses ähnelt.

⁷³ Diese Art von politischer Legitimation ist gerade für dominierte Gruppen sinnvoll, weil sie häufig nicht über die Organisationsstrukturen und/oder die politischen Rechte verfügen, die formalere Legitimationsprozesse ermöglichen würden.

In der Gruppe der FlüchtlingssozialarbeiterInnen, die sich zwischen Amt und Klientel auffreibt, scheint dieser Teufelskreis mehrfach auf. Als öffentliche Einrichtung muss die Gruppe pauschale Regelungen einführen, wenn sie nicht will, dass einige wenige den Teppich der Einrichtung ruinieren.

Strukturelle Ursachen für klassifizierende Praktiken

Lara: Weil zweie ihre Zigarette nicht halten können, muss ich allen das Rauchen verbieten, oder so. Und die denken alle: ‚Die hat doch ne Meise‘.

Willi: Ja, das ist irgendwie ärgerlich.

Karam: Das ist ärgerlich, aber es ist...

Willi: Und da bilden sich denn halt so Klischees ja / und ne Denkweise.

Christa: Erinnert euch mal, wie wir uns unterhalten haben, als dann die Brandlöcher an dem Tag drinne war[n]. Des warn vielleicht auch von denen bloß zwei, drei Mann.

Me: [Zustimmung]

Lara: / ‚Das waren die Kurden.‘

Christa: ‚Des waren die.‘ ‚Des waren die Kurden.‘

Andrea: Wir haben auch aber eingeschränkt, dass wir wissen, dass es zwei drei Mann sind. [...] Das wird aber immer sein, dass es immer bloß bestimmte sind. Also auch bei den Deutschen.

Ingrid: Und trotzdem wirst [Du] des auch verallgemeinern dann, trotz dieser, das sind so Prozesse [(Christa): ja].

Willi: Du sagst ja bei den Deutschen auch, wenn ein Jugendlicher das gemacht hat: ‚Siehst du, die Jugendlichen wieder.‘ [Christa: ja] Ja, des ist doch so (P33: 833ff).

Dadurch, dass die Gruppe Regelungen finden muss, die jeglicher Eventualität vorbeugen, werden alle KlientInnen mit einem gewissen Misstrauen behandelt. Da liegt es nahe, auch kognitiv auf alle KlientInnen hin zu verallgemeinern, selbst wenn bekannt ist, dass nur zwei oder drei ihre Zigaretten auf den Teppichboden fallen lassen.

Und wenn im öffentlichen Diskurs ethnische Zuschreibungen üblich sind, dann sind es eben „die Kurden“ gewesen. In Situationen, in denen staatliche Instanzen eine bestimmte Gruppe kontrollieren bzw. sie in eine staatliche Institution integrieren, ist die Praxis notwendigerweise pauschal, und gemäß dieser Praxis entstehen Kategorisierungen. Willi konstatiert denn auch, dass Kategorien bei Deutschen und MigrantInnen in gleicher Weise gebildet werden. Dabei unterschlägt er jedoch, dass die Kategorisierung für Deutsche auf eine transitorische Kategorie (Jugend) und die für Nicht-Deutsche auf stabil ethnisierende Zuschreibungen rekurriert. Der Schritt von der notwendig pauschalen Praxis zu einem sie legitimierenden Diskurs ist schnell getan und dann befestigt die rassistische Kategorisierung ihrerseits wieder die Strukturen, in denen sie nahe liegt.

Kreislauf von Struktur und Klassifikation

Wie schon im ersten Kapitel angesprochen, neigt auch die sozialpsychologische Rassismusforschung dazu, jegliche Begriffsbildung mit spezifisch rassistischen Klassifikationen zu verwechseln. Im obigen Beispiel wird hingegen deutlich, dass Pauschalitäten zwar immer wieder notwendig sind, dass die gewählten Kategorien aber nicht nur institutionelle Notwendigkeiten, sondern z.B. auch rassistische Diskurse widerspiegeln, also nicht mit einem zufälligen Irrtum verwechselt werden sollten. Aus diesem Grund kann man sie auch nicht einfach verlernen, so wie Devine (1989) das vorschlägt. Eher sollte man wie die Philosophin Butler für ein allmähliches Verschieben der Grenzen plädieren.

Rassismus-spezifisch

Es geht darum, „die subversiven Möglichkeiten von [...] Identität im Rahmen der Macht selbst neu zu überdenken. Diese kritische Aufgabe setzt natürlich voraus, dass es nicht dasselbe ist, ob man innerhalb der Matrix der Macht operiert oder unkritisch die Herrschaftsverhältnisse reproduziert. Vielmehr bietet sie die Möglichkeit, das Gesetz zu wiederholen und es dabei nicht zu festigen, sondern zu verschieben [...] Gibt es Formen der Wiederholung, die keine einfache Imitation, Reproduktion und damit Festigung des Gesetzes bedeuten?“ (Butler 1991: 57).

Man kann Kategorisierungen nicht abschaffen, sondern nur in ihren inhaltlichen Bezügen flexibilisieren. Dadurch werden sie für die Akkumulation von rassistischem symbolischem Kapital untauglich (3.1), obwohl die Logik symbolischer Akkumulation weiterhin bestehen bleibt.

Affirmation
oder Diffe-
renzierung?

Fazit

Für das hier geschilderte Problem lässt sich das Desiderat der Flexibilisierung noch genauer fassen. Die oben geschilderten Debatten geraten dadurch in die Sackgasse, dass objektiv bestehende soziale Strukturen in Interaktionen bearbeitet und verändert werden sollen. Wenn die linksradikale Gruppe konstatiert, dass sich MigrantInnen in Deutschland eher zur Politik ihrer Herkunftsländer äußern als zur deutschen Politik, so benennt sie einen statistischen Zusammenhang, der sich mit der Einschränkung der politischen Betätigung im deutschen Ausländerrecht erklären lässt (Koopmans und Statham 1998a).⁷⁴ Daraus lässt sich aber nicht folgern, dass diejenigen einzelnen MigrantInnen, die der Gruppe fernbleiben, deshalb fehlen, weil sie sich zu ihren Herkunftsländern organisieren wollen. Zwar spielt die makrosoziale Tendenz auch auf der Ebene der Interaktion eine Rolle, aber sie wird sich nicht linear abbilden, sondern es muss nach vermittelnden Instanzen gefragt werden. Als eine solche vermittelnde Instanz sind die Diskurse und Praktiken der linksradikalen Gruppe anzusehen. Diese können die Segregation politischer Gruppen affirmieren, indem sie z.B. auf Defizite „der“ MigrantInnen verweisen. In diesem Fall mündet der Versuch des „Erkennens“ in einen rassismusrelevanten Diskurs. Das Benennen der unterschiedlichen Lage dominanter und dominierter Gruppen könnte aber auch in differenzierte Strategien zur Kooperation trotz objektiver Ungleichheit münden. In diesem Fall würde die Gruppe rassistische Strukturen in der von Butler gewünschten Weitentgrabung handeln, wenn man die Unterschiede, die rassistische Strukturen hervorbringen, ignoriert oder schönredet. Andererseits verfestigen affirmative und pauschale Deutungen der sozialen Realität ausgrenzende Strukturen. Ändern müsste sich also beides zugleich: Die Struktur und der Diskurs – eine schwierige Anforderung, in deren Widersprüchen sich auch die AntirassistInnen immer wieder verstricken. Stattdessen zermürben sich die Gruppen in dem letztendlich hilflosen Versuch, Kategorisierungen zu hinterfragen, die ihnen doch immer wieder von der Gesellschaft nahegelegt werden. Auch dadurch entsteht die pauschal selbstkritische und vorsichtige Haltung, die in 4.1 dargestellt wurde.

⁷⁴ Laut § 37 Ausländergesetz dürfen sich AusländerInnen politisch betätigen, wenn das die Interessen der Bundesrepublik Deutschland nicht beeinträchtigt. Es handelt sich um einen für das Ausländergesetz typischen „Gummiparagraphen“, der nach Ermessen ausgelegt wird.

4.2.3 *Bewertung*

Kategorisierungen werden durch die Bewertungen rassismusrelevant, die in ihnen explizit oder implizit enthalten sind. Diese können als diskursive Abwertung in Erscheinung treten, äußern sich aber auch in den hierarchischen bzw. funktionalisierenden Beziehungen zu MigrantInnen und in idealisierenden Rassismen.

4.2.3.1 Kategorien implizieren Werthierarchien

Einige antirassistisch Engagierte plädieren dafür, Kategorien beizubehalten, die sich eingebürgert haben, und diese von ihren negativen Bewertungen zu trennen. Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Meist sind in den Kategorien implizite Bewertungen enthalten, die nicht ausformuliert werden müssen, um wirksam zu sein. Der „neue“ kulturalistische Rassismus stützt sozialstrukturelle Machtasymmetrie gerade dadurch, dass er sie ignoriert und sich nur mit der kulturellen Unterschiedlichkeit aller „gleichwertigen“ Kulturen befasst. In der stadtpolitischen Gruppe wird die bloße Nennung der Kategorie „Afrikaner“ als Bewertung verstanden, obwohl Gisela den Begriff verwendet, um zu zeigen, dass er nicht aussagekräftig ist.

Gisela: Hab ich aber mehrmals gelesen, ausführliche Artikel, dass wir alle aus Afrika stammen genetisch, blutgruppenmäßig. [...] WAS ist nun mit Menschheitsgeschichte, liebe Leute. Da sind wir alle Afrikaner, wir jetzt.

Marei: (Das ist doch nicht schlimm.)

Gisela: Ja, nee, das ist auch nicht schlimm, ne. Aber weil du sagst die Menschheitsgeschichte, also daran sieht man schon, dass wir alle negroid sind irgendwo. [...]

Irina: / Naja ich seh das. Wär denn das so schlimm?

Gisela: Nee, das ist nicht schlimm. Ich argumentiere nur gegen diese Unterscheidung (P25: 1125ff).

Gisela findet es nicht skandalös, dass alle Menschen aus Afrika stammen. Es geht ihr von vornherein nicht um eine Bewertung, sondern sie will zeigen, dass es unsinnig ist, in rassistischer Weise zwischen Menschen zu differenzieren. Obwohl Bewertungen also für ihre Aussage völlig irrelevant sind und sie nach Mareis Einwurf expliziert, dass sie nicht bewertet, kann die Klassifikation „aus Afrika stammen“, „Afrikaner sein“ und „negroid“ nur als bewertende Aussage verstanden werden. Und in der Tat handelt es sich ja auch um Codes, die Delegitimation signifizieren, auch ohne dass das jedes Mal explizit dazu gesagt werden muss.

Ähnlich steht es mit den Defiziterklärungen, die schon in der Sequenz „Doktorarbeiten“ wichtig waren. Hanna aus der linksradikalen Gruppe erzählt von einer Gruppe von Schwarzen, die den Schritt getan haben, sich als Schwarze gegen Diskriminierung zu organisieren. Das fand sie „ganz nett, die Idee. Die hatten sich aus ganz verschiedenen Ländern zusammengetan, keine Deutschen dabei, (glaub) ich, [das, A.W.] war auch nicht zugelassen“ (P1:

Defiziterklärungen und Schuldzuweisungen

625ff). Gestört hat Hanna nur, dass die so

„unglaublich reserviert waren. Die waren auch nachher auf der Veranstaltung [...] eher so n bisschen destruktiv, des Auftreten von denen. Die ham sich auch nich vorbereitet und so und ham sich dann eigentlich hauptsächlich drüber aufgeregt, sag ich mal wirklich bewusst jetzt nur, dass wir immer ‚Schwarzfahren‘ sagen ne. [...] Das war auch im äußeren Erscheinungsbild noch mal so. Das war [...] so ein größerer Saal [...] und die saßen auch nich im Publikum – [Es] (waren) auch ganz viel Leute. [Es] war eigentlich ganz (gemäßigt) – Sondern [die, A.W.] saßen so demonstrativ auf der Fensterbank, irgendwie so abseits, so n bisschen und ham auch niemand aufs Podium gesetzt“ (P1: 644ff).

Die Idee der separaten Organisation⁷⁵ ist Hanna aus anderen identitätspolitischen Zusammenhängen vertraut. Dennoch hegt sie Phantasien einer bruchlosen Zusammenarbeit, „weil eigentlich machen wir doch dasselbe wie die. Das passt doch total gut zusammen. Wir könnten doch schön zusammen arbeiten“ (P1: 670ff). Das genau will die separat organisierte Gruppe aber nicht. Es kommt zu Konflikten, in deren Folge Hanna die distanzierte Haltung der Gruppe als „destruktiv[es] [...] Auftreten“ schildert. Es entsteht der Eindruck, als hätte diese Gruppe keine wirklich politischen Forderungen und als habe sie sich grundlos und schulhaft aus dem Kontakt zurückgezogen, der doch eigentlich so schön hätte verlaufen können. Die antirassistischen Gruppen bewerten nur selten explizit, aber sie schreiben den rassistisch Dominierten Schuld für Konflikte oder Missstände zu, die jene nicht zu verantworten haben. Diese Form der Reproduktion von Rassismus ist nur schwer zu erkennen, weil sich in ihr legitime Kritik mit rassismusrelevanten Unterstellungen mischt.

Selbstaufwertung In der Mehrzahl der Beispiele geht bereits die Kategorienbildung, mindestens aber die Abwertung der anderen mit der Aufwertung der eigenen Gruppe Hand in Hand. Ich hatte im dritten Kapitel Bernd zitiert, der für die linksradikale Gruppe in Anspruch nimmt, dass sie mit einer „losgelösteren, politischen, individuellen, nich so direkt betroffenen [...] Sicht“ (P1: 549) an die Politik herangeht, weswegen es kein Wunder ist, dass die MigrantInnen, die als unmittelbar Betroffene eher an Reformpolitik interessiert sind, zu den Grünen gehen. Balibar schreibt, dass die Anpassung an die herrschende Kultur im neuen Rassismus „als ein Fortschritt, ein Emanzipationsakt, als Gewährung eines Rechtes dargestellt“ (1990: 33) wird.

Fazit Bei den Wertherharchien bleiben nur die subtileren, nicht leicht erkennbaren stehen, ohne Widerspruch hervorzurufen. Dass die Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe als besonders progressiv konstruiert wird, ruft z.B. keinen Dissens hervor. Gegenüber offensichtlichen Bewertungen jedoch – selbst wenn sie wie bei Giselas Erklärung über die afrikanische Herkunft der Menschheit gar nicht aufgestellt wurden – nehmen die Gruppen eine ablehnende Haltung ein.

75 In der Frauen- und Lesbenbewegung, der schwulen Bewegung und der schwarzen Bürgerrechtsbewegung ist es nicht selten, dass sich die Dominierten unter Ausschluss von Dominanten organisieren, um sich einen geschützten gegenkulturellen Raum zu schaffen.

4.2.3.2 Problematische Beziehung zu MigrantInnen

Bekannte abwertende Topoi rassistischer Erzählungen, wie „Sie sind faul/schmutzig/kriminell/aggressiv“ (Van Dijk 1987: 73) treten in den antirassistischen Gruppen nicht auf. Allerdings erscheint die Beziehung zu den rassistisch Dominierten häufig unerklärlich schwierig oder als von den Problemen der Dominierten belastet. Die Hierarchie stellt sich dann nicht über einen bewertenden Diskurs her, sondern durch eine Handlungspraxis, in der die Kategorie „MigrantInnen“ nicht als gleichberechtigtes Gegenüber, sondern als hilfsbedürftig erscheint oder auf die Funktion reduziert wird, die sie für die antirassistischen Gruppen haben könnte.

Hierarchisches Verhältnis zu MigrantInnen

Die gebildete Mittelschicht neigt gegenüber allen Gruppen, von denen sie sich distinguiieren will, zu einem belehrenden paternalisierenden Verhältnis (vgl. Kapitel Sechs). Gegenüber von MigrantInnen, die nicht Mitglied der eigenen Gruppe sind, die also nicht der gleichen Schicht und Subkultur angehören wie die antirassistischen Gruppen, deutet sich eine freundlich-helfende Orientierung an, die Gisela aus der stadtpolitischen Gruppe bei sich selbst beschreibt, die aber in den Rollenspielen klarer zu erkennen ist. Sie habe erst durch ihr politisches Engagement gemerkt, dass Asylbewerber Leute seien, die sehr aktiv seien und eigene Vorstellungen und Ziele hätten. Sie würden nicht dasitzen und auf Hilfe warten, sondern seien eine große Bereicherung für die Gesellschaft (P28: 1383ff).

Hilfsbedürftigkeit von Dominierten

In ihrem Rollenspiel probierte die linksradikale Gruppe aus, wie sie am besten mit MigrantInnen umgehen sollte, die neu zur Gruppe stoßen. Es wurden insgesamt vier „MigrantInnen“ erfunden: „Semra“ und „Ayshe“ vertraten eine türkisch-kurdische Frauenorganisation, wobei Ayshe nur die Infrastruktur der linksradikalen Gruppe nutzen wollte, während Semra auch an einer Mitarbeit interessiert war. „Alvaro“ suchte in der Gruppe konkrete Unterstützung, und Regine in der Rolle von „Frau Özdemir“ formulierte ihr Anliegen relativ ungenau:

Sequenz „Frau Özdemir“

Regine: Ich weiß ja nicht, was Sie hier so machen. Also mir wurde gesagt, ich kann hier mal so hingehen wegen Überfällen und also, mein Cousin ist überfallen worden vor ein paar Wochen von deutschen Jugendlichen. Und da dachte ich, man muss da mal was machen, das passiert ja jetzt immer öfter und ich habe da mit vielen Freunden darüber geredet. Und irgendwie ja die haben gesagt, ich soll doch hier mal vorbeigehen (P5: 1211ff).

Während die Anliegen der anderen drei „MigrantInnen“ klar sind und entsprechend behandelt werden, interpretieren Birgit, Bernd und Hanna, die im Rollenspiel Mitglieder der linksradikalen Gruppe spielten, die unklare Anfrage von Frau Özdemir schnell als Hilfeersuchen eines Gastes. Sie besprechen, ob Frau Özdemir ihre Erlebnisse lieber im kleinen Kreis oder beim Gruppentreff-

fen erzählen sollte (P5: 1239f). Dann versucht die Gruppe, ihre Tagesordnung neu zu organisieren, so dass sie für alle Neuen Zeit hat. In diesem Zusammenhang verweist Frau Özdemir darauf, dass sie drei kleine Kinder hat und ja ein anderes Mal wiederkommen könnte. Daraufhin treten Ayshe und Semra in Konkurrenz zur linksradikalen Gruppe. Sie bieten Frau Özdemir ihre Telefonnummer und ein Treffen ohne weitere Tagesordnungskomplikationen an. Das will die Gruppe nicht auf sich sitzen lassen und beschließt, sich jetzt doch Zeit für Frau Özdemir zu nehmen

Birgit: Wenn Frau Özdemir extra hierher gekommen ist, [...] dann finde ich, dann sollten wir sie jetzt einfach mal erzählen lassen und dann können wir ja gemeinsam überlegen, was wir zusammen machen können (P5: 1278ff).

Damit definiert Birgit das Anliegen der Migrantin erneut als „Erzählen Wollen“. Sie wird von Bernd unterstützt: „Ja, also wenn wir Gäste haben, sollten wir damit jedenfalls anfangen“ (P5: 1295f). Die fiktive Diskussionsleiterin ist über diese Entscheidung zwar nicht glücklich:

Hanna: Ja, dann also (1), ich hatte jetzt zwar noch ein paar andere Sachen vorbereitet, aber dann können wir uns ja einfach mal ein bisschen unterhalten. Vielleicht sollten wir hier auch ein bisschen Kaffee und Tee auf den Tisch stellen (P5: 1313ff).

Obwohl die Gruppe also etwas anderes vorhatte und das Anliegen der Migrantin nicht klar ist, wird bereits die erste unspezifische Anfrage als Hilfesuchen interpretiert. Als sich Frau Özdemir schon fast dafür entschieden hat, mit der türkisch-kurdischen Frauengruppe zu kooperieren, wendet sie noch einmal ein: „Also, ich dachte, man muss mit Deutschen vielleicht mal zusammenarbeiten“ (P5: 1426f). „Frau Özdemirs“ Anliegen war also zunächst unklar, erwies sich dann aber als Wunsch, mit Deutschen zusammenzuarbeiten. Dennoch behält die Gruppe eine Praxis bei, in der Frau Özdemir als Hilfesuchende behandelt wird:

Birgit: Ich finde trotzdem, dass [jemand] vielleicht erst noch irgendwie entweder mit Frau Özdemir einen Termin ausmachen [sollte], oder ihr macht n Termin aus. Also weil ich kann mir vorstellen, des es irgendwie sehr langweilig hier ist so, äh Organisations...

[Frau Özdemir tauscht mit der Migrantinnengruppe Telefonnummern aus.]

Birgit: Bleibt [sie] oder geht [sie] ? Ich meine jetzt Regieanweisung.

Bernd: Ich denke [...] Sie sollten das entscheiden, also Sie können gerne hier weiter dabeibleiben.

Regine: Ach, ich bleibe noch ein bisschen, dann kriege ich mal mit, was hier so (2) läuft (P5: 1619ff).

Birgit bemüht sich kompetent um Frau Özdemir als Hilfesuchende: Sie soll einen Termin bekommen und sich nicht langweilen. Dabei unterstellt sie jedoch, dass die organisatorischen Verhandlungen der Gruppe für Frau Özdemir langweilig seien. D.h. eine Möglichkeit, dass eine Hilfesuchende vielleicht durch das Gruppentreffen Interesse an einer Teilnahme bekommen könnte, sieht sie nicht. Angestoßen von Birgits Frage, ob Frau Özdemir jetzt bleibt oder geht, hält Bernd fest, dass sie das selbst entscheiden soll, und dass sie in der Gruppe willkommen ist. Obwohl sich Bernd und Birgit hier hinsichtlich ihrer Angebote an Frau Özdemir widersprechen, ist doch für beide selbstver-

ständlich, dass sie den Rahmen setzen, in dem Frau Özdemir sich entscheidet, ob sie bleibt oder geht. Das mag bei einem vorübergehenden Gast ein angemessenes Verhalten sein. Für ein potenzielles neues Mitglied ist dieser hierarchische Zugang und die Tatsache, dass andere über sie verfügen (wollen), aber nicht unbedingt motivierend.

In der Auswertung des Rollenspiels betont Birgit, dass eine Frau Özdemir realistischerweise nie auf der Sitzung erschienen wäre:

Birgit: Frau Özdemir würde vormittags anrufen, würde mittags kommen und würde dann irgendwie mit ein oder zwei Leuten da sitzen und würde erzählen, was passiert ist. Und dann würde man vielleicht auf dem Plenum überlegen, was da jetzt zu tun ist (P5:2273).

Auch an dieser Erklärung zeigt sich aber, dass es selbst in der Auswertung unmöglich für die Gruppenmitglieder ist, Frau Özdemir als potenzielle politische Aktivistin zu sehen.

Nun wissen wir über die fiktive Frau Özdemir nicht viel: Sie ist Migrantin und ihr Cousin wurde überfallen. Sie verwendet das formelle „Sie“ und hat drei Kinder. Vermutlich sind es diese Kontextmerkmale, die dazu führen, dass Frau Özdemir als hilfesuchend und nicht als potenzielles neues Mitglied wahrgenommen wird. Dabei verlässt sich Birgit sicher auf Vorerfahrungen, gemäß derer Verwandte nach einem Überfall erst einmal Schutz und Hilfe suchen. Weiterhin ist die Gruppe, was ihre äußereren Merkmale angeht, eher homogen, d.h. die wenigsten haben Kinder und das informelle „Du“ ist selbstverständlich. Es ist sofort deutlich, dass Frau Özdemir habituell nicht in die Gruppe passt. Andererseits verstärkt die Gruppe diesen mikrosozialen Effekt sozialstruktureller Verschiedenheit in ihrer Praxis sofort: Frau Özdemir wird aktiv in die Rolle der Hilfesuchenden gedrängt. Auch dass sich Frau Özdemir vielleicht trotz aller Unterschiede in einer Gruppe wie der linksradikalen Gruppe organisieren will und kann, wird sofort ausgeschlossen. Und das, obwohl der einzige aktive Migrant in der Gruppe auch etwas älter ist als die meisten, und er im Gegensatz zur Gruppenmehrheit Kinder hat.

Ähnlich wie bei den Kategorisierungen gründet sich auch die hierarchische Handlungspraxis auf objektive Ungleichheitsverhältnisse und reproduziert diese zugleich. Wenn MigrantInnen der gleichen Schicht und Gruppe angehören, gehen die antirassistisch Engagierten nicht davon aus, dass diese Hilfe brauchen. Gegenüber „den MigrantInnen“ als Klasse bzw. deren fiktiver Vertreterin Frau Özdemir hat sich jedoch eine Praxis entwickelt, die im Gegensatz zu den Gleichheitsnormen der Gruppe steht und stattdessen der strukturell vorhandenen Ungleichheit Rechnung trägt. Es ist anzunehmen, dass es sich hierbei um einen Widerspruch zwischen diskursiver Norm und Praxis handelt:

„Während die *Idee der Gleichheit* einer (reflexiven) *Diskurslogik* gehorcht, beruht die *Verrichtung alltäglicher Handlungen* auf einer anderen, einer *praktischen Logik*. Diese täglichen Verrichtungen bilden durch interne Verknüpfungen ein *expandierendes System von Praktiken*, die sich gegenseitig hervorrufen und stützen und die, einmal ausgelöst, eine ganze Kette weiterer Praktiken nach sich ziehen. Diese Eigendynamik und das daraus erwachsende Kontrollbewusstsein ist *ein* Grund dafür, dass sich dieses System inkorporierter Praktiken kaum durch Diskurse beeinflussen lässt“ (Koppetsch und Burkart 1997: 417).

Interpretation

Kontext:
Selbstläufigkeit von
Praktiken

Die linksradikale Gruppe erlebt MigrantInnen mit Frau Özdemirs soziodemografischen Merkmalen überwiegend am Antidiskriminierungstelefon, wenn sie rassistische Angriffe „veröffentlichen“ und zum Teil auch um Unterstützung gegenüber den AngreiferInnen bitten. Die Gruppe ist also regelmäßig mit der Notwendigkeit konfrontiert, die Effekte diskriminierender Strukturen zu kompensieren. So können sich Praktiken herausbilden, die an die rassistische Strukturierung ihres Handlungsfeldes angepasst sind und vorhandene Hierarchien reproduzieren.⁷⁶

Fazit

Rassismusrelevante hierarchische Handlungspraktiken sind meist Ergebnis von Feldern, in denen die „Vorurteile“ Realität geworden sind. Obwohl sie also rassistische Effekte haben, sind sie selbst ein rassistischer Effekt, d.h. sie reflektieren die Folgen rassistischer Institutionen und „Realitäten“. Wenn die antirassistischen Gruppen MigrantInnen als hilfsbedürftig ansehen, nehmen sie einerseits wahr, dass die Dominierten zum Problem gemacht werden und versuchen, ihre objektive Benachteiligung zu kompensieren. Andererseits reproduzieren sie das Problem, indem sie die Mehrheit der MigrantInnen aus Gewohnheit als problembeladen darstellen und behandeln.

Funktionalisierender Kontakt

Empirische Belege

Trotzdem der Kontakt zu MigrantInnen überwiegend als schwierig dargestellt wird und durch eine hierarchisierende Herangehensweise von vornherein belastet ist, finden Kontakt und Kooperationen zwischen Gruppen statt. Im Bemühen um Zusammenarbeit streicht die linksradikale Gruppe deren Vorteile heraus.

Elke: Ich denk vielleicht, um an manchen Problemen auch näher dran zu sein. Um mich immer nur ne abstrakte Ebene zu haben oder so Probleme von außen rangetragen zu haben (P5: 4150ff).

Ich hatte in der Sequenz „Doktorarbeiten“ gezeigt, dass die Diskussion der Gruppe in der eigenen Perspektive gefangen bleibt. Dieses Problem ließe sich dadurch beheben, dass ein konkreter Zugang zu der Perspektive und den Erfahrungen von rassistisch Dominierten gefunden wird. Hanna findet: „natürlich verbessert's [das], wenn ich auch den direkten Kontakt hab oder am liebsten Leute in der Gruppe, die da was sagen können und Erfahrungen beisteuern, und da hab ich doch eine ganz andere Dimension drin. Das kann doch nur nützlich sein“ (P1: 242ff).

Kritik

Diese Haltung wird von Ricardo in der Auswertungsdiskussion als „Serviceleistungshaltung“ (P5: 4162) kritisiert. Gerade diejenigen, die im Zuge ras-

⁷⁶ Die Selbstläufigkeit der Praxis kann sich auch antirassistisch auswirken. Zum Beispiel reproduzieren die FlüchtlingssozialarbeiterInnen rassismusrelevante Diskurse, folgen aber ihrer beruflichen Rolle als SozialarbeiterInnen und helfen unterschiedslos allen KlientInnen (4.1.3). Man kann sogar vermuten, dass sich diese Gruppe diskursiv Luft macht, *weil* sie sich in ihrer Praxis solidarisch und entgegenkommend verhält.

sistischer Konstruktionen ohnehin für die Projektionen der Dominanten herhalten müssen, werden es nicht immer als einladend empfinden, wenn sie für eine antirassistische Gruppe aufgrund von funktionalen Überlegungen interessant werden. Zum einen besteht die Gefahr, dass die Nützlichkeit einseitig ist, dass also die MigrantInnen den weißen Deutschen Informationen, Kenntnisse und Perspektiven liefern, zu denen Letztere sonst keinen Zugang hätten. Zum anderen werden Funktionalisierungen v.a. in segregierten Gesellschaften zu einer objektiven Belastung für diejenigen Dominierten, die es trotz struktureller Barrieren in ein privilegiertes Milieu „geschafft“ haben. Diese wenigen treffen auf eine Vielzahl von Mehrheitsangehörigen, die sich von ihnen „bereichern“ (Christa, P43: 112) lassen wollen.

In strukturell ungleichen Verhältnissen können Funktionalisierungen für rassistisch Dominierte erfreulich sein. In irgendeiner Weise „gebraucht“ zu werden, ist besser als vollständige Irrelevanz. Die Funktionalisierung von Beziehungen kann aber Rassismus reproduzieren, wenn sie vor dem Hintergrund von sozialräumlichen Dominanzverhältnissen zu idealisierendem Rassismus und Stellvertretungszuschreibungen beiträgt.

Fazit

4.2.3.3 Idealisierender Rassismus

Rassismus wird meist als *negatives* Vorurteil definiert (z.B. Van Dijk 1987: 25). Solange man Benachteiligung vornehmlich in Diskursen sucht, ist das einleuchtend, denn nur negative Diskurse können unmittelbar mit Herabwürdigung in Verbindung gebracht werden. Dennoch verweisen auch TheoretikerInnen, die Rassismus primär über Inhalte definieren, darauf, dass die Überzeugung, dass Schwarze gut tanzen können, oder die Verklärung schwarzer Männer als sexuell potent, nur vordergründig als Aufwertung erscheint. Im Kontext christlicher Leib-Seele-Dualismen muss man einen Diskurs, der die körperlichen Vorzüge einer dominierten Gruppe lobt, als implizite Abwertung ansehen (Rommelspacher 1995a: 39ff).

Pseudo-
aufwertung

Einige idealisierende Diskurse lassen sich aber kaum als implizite Abwertung interpretieren. Das deutlichste Beispiel für einen idealisierenden Rassismus ist der Philosemitismus, der den „öffentliche[n] antisemitischen Konsens des Dritten Reiches (...) im Nachkriegsdeutschland durch einen ebenso öffentlichen philosemitischen Konsens“ (Stern 1991: 16) ablöste. Nun war es stets Kennzeichen des Antisemitismus, dass dem „Weltjudentum“ überragender Reichtum, Macht und Intelligenz zugeschrieben wurde, gegen welche man sich sodann „verteidigen“ musste. Solange diese Merkmale mit „Verschlagenheit“ gekoppelt waren, konnte man antisemitische Diskurse als Pseudoaufwertung interpretieren. Im Philosemitismus nach 1945 werden JüdInnen jedoch ohne implizite Abwertung mit überragenden Errungenschaften in Verbindung gebracht. Und es handelt sich um Leistungen, denen uneingeschränkte domi-

Philo-
semitismus

nanzkulturelle Anerkennung zuteil wird. Auch ein genuin philosemitischer Diskurs ist rassismusrelevant, weil er zwar die Bewertung verkehrt, aber die Hierarchie und v.a. die Kategorisierung festklopft: JüdInnen gelten nach wie vor als (genetisch) anders, besonders und unterscheidbar. Arme und dumme JüdInnen kommen in der philosemitischen Phantasie nicht vor. Außerdem geraten die Folgen rassistischer Delegitimierung aus dem Blick. Wer kann schon einer Frau, die so schön braun aussieht wie Naomi Campbell, glauben, dass sie die rassistische Aufmerksamkeit, die ihr täglich gezollt wird, nicht schätzt?

Idealisierung
in
symbolischen
Kämpfen

Wenn man Rassismus als symbolisches Kapital ansieht, das den gleichen Zugang zu den allgemeinen Märkten verhindert, so ist einleuchtend, dass auch idealisierende Zuschreibungen rassistische Effekte haben können. Ihre TrägerInnen sind auf jeden Fall *nicht gleich*, und selbst wenn ihnen ein bestimmtes positives Kapital zugeschrieben wird, bleibt dieses Kapital rein symbolisch und ist nur in spezifischen Märkten gültig. Es legt die rassistisch Dominierten also auf Felder fest, in denen symbolisches Kapital zählt (Kultur, Medien, etc.). Wenn es in andere Felder eingebracht wird, beschränkt es sie auf die Berufe, bei denen ihnen Qualitäten zugeschrieben werden. Auch bringen idealisierende Zuschreibungen die so konstruierten Individuen in eine unmögliche Position: Wenn sie über die herausragenden Qualitäten verfügen, die ihnen unterstellt werden, dienen sie als Exempel für rassistische Stereotypen. Ihre persönlichen Leistungen werden durch eine Struktur, die ihre Gruppe benachteiligt, gegen sie gewendet und ihnen so enteignet. Sind rassistisch Dominierte – wie im Regelfall zu erwarten – nicht in der für sie vorgesehenen Weise begabt, so müssen sie u.U. auch noch mit der Enttäuschung ihrer dominanten Gegenüber umgehen. Idealisierende Rassismen erfüllen also die meisten Funktionen des Rassismus. Strategisch gesehen, handelt es sich um eine besonders effektive Form des Rassismus: Denn wie soll man einem positiven Vorurteil widersprechen oder gar dessen VerfechterInnen des Rassismus bezichtigen?

Ähnlichkeit
zu anti-
rassistischer
Aufwertung

Aus Sicht der Wissenschaft gibt es also viele gute Gründe, angesichts von rassismusrelevanten Idealisierungen skeptisch zu sein. Allerdings ist diese Kritik nicht allen antirassistischen Gruppen bekannt. Zum Beispiel beschreibt die Flüchtlingssozialarbeiterin Andrea ihre Haltung zu Beginn ihrer Berufstätigkeit folgendermaßen: „Vorurteile hatt' ich keine. Also primitiv ausgedrückt [dachte ich, A.W.]: „Alle Ausländer sind lieb““ (P43: 163ff). Idealisierender Rassismus ist eine Form des Rassismus, die zwar in die Kritik geraten ist, die aber vorerst noch in breiten Teilen der Bevölkerung als antirassistisch angesehen wird. Das ist insofern nachvollziehbar, als sich idealisierende Rassismen nur schwer von den in 3.3.1.1 und 4.1.3 dargestellten antirassistischen Versuchen unterscheiden, in denen eine objektiv benachteiligte Gruppe symbolisch aufgewertet werden soll.

Fazit

Idealisierender Rassismus nimmt die Abwertung, die in rassistischen Ideologien enthalten ist, scheinbar zurück oder ergänzt sie durch eine positive Bewertung in anderer Hinsicht. Dadurch entgehen die Sprechenden Rassismus-

vorwürfen und reproduzieren dennoch rassistisches Gedankengut, indem sie rassistische Kategorien pauschal bestätigen. Meist enthalten die idealisierten Zuschreibungen implizite Abwertungen und missachten die Lebensrealität der rassistisch Dominierten.

Sequenzanalyse „Philharmonie“

In der Sequenz „Philharmonie“ befasst sich die stadtpolitische Gruppe mit der Aufmerksamkeit, die Schwarzen in einer weißen Umgebung zuteil wird. Sie fragt sich, was diese Aufmerksamkeit verursacht und ob die von ihr Betroffenen sie als positiv oder negativ erleben.

Marei: Ich hab aber auch wieder ne andre Erfahrung gemacht. Ich war vor zwei Wochen mit Oneka, einem Afrikaner, der ziemlich dunkel ist, war ich / in der Philharmonie im Konzert [...] Und die Leute, die ham alle so uns so freundlich angeguckt. [Gisela: Freundlich] Und da bei son bisschen, ja freundlich [Inge: Freundlich?] ja! (P25: 1671ff).

Marei führt ihre Erzählung als „andere“ Erfahrung ein, wobei zunächst noch nicht deutlich ist, was anders ist. Kurz darauf stellt sich heraus, dass es die Qualität der Reaktion ist: Die Leute in der Philharmonie haben „uns so freundlich angeguckt“. Irgendwas wird das wohl damit zu tun haben, dass Mareis Begleiter Afrikaner und „ziemlich dunkel“ ist, denn das ist die einzige weitere Information, die wir sonst über die Situation haben.

Dass zwei Gruppenmitglieder ihr Erstaunen äußern, zeigt, dass Mareis Geschichte tatsächlich eine Komplikation enthält, die Gisela mit der folgenden Erklärung aufzulösen sucht: „Ja wer geht denn in die Philharmonie? Das sind vielleicht wieder andre, also wieder andere Leute“ (P25: 1691ff). Auch Gisela lässt offen, worauf sich das „andere“ bezieht. Im Zusammenhang mit ihren sonstigen Äußerungen (vgl. 6.1) ist zu vermuten, dass sie auf ein „anderes Niveau“ bzw. die gehobene Schichtzugehörigkeit des Philharmoniepublikums hinweisen will.

Auf diese Andeutung geht Marei nicht ein. Sie unterbricht Gisela und expliziert ihre Geschichte weiter:

Marei: / Ich geh oft in die Philharmonie. Ich geh oft alleine, [Gisela: also wieder andere Leute] aber mir ist nie aufgefallen, dass die Leute mit- mir besonders, oder wenn sie an mir vorbei müssen oder so was, dass sie da freundlich sind. Oder wenn ich an denen vorbei muss, dass die auf mich da freundlich reagieren. Keine Reaktion. Des is mir noch nie vorgekommen (P25: 1691ff).

Indem Marei den Vergleich mit ähnlichen Situationen expliziert, macht sie deutlich, dass die ungewöhnliche Reaktion des Publikums wahrscheinlich auf die Anwesenheit des afrikanischen Begleiters zurückzuführen war. Diese Schlussfolgerung spricht sie jedoch nicht direkt an, sondern sie benennt nur die Fakten und formuliert diese von ihrem subjektiven Standpunkt aus: Ihr sei nie etwas aufgefallen. In der Art, wie Marei argumentiert, spiegelt sich die Schwierigkeit, Rassismus zu erkennen, die in 4.1.1 angesprochen wurde. Ras-

Komplikation der Erzählung

Erklärung:
Schicht des
Publikums

Eingrenzen
der Kompli-
kation

Erklärung:
Liebespaar

sistische Aufmerksamkeit ist gerade dadurch problematisch, dass zwar subjektiv ein ungewöhnliches Verhalten wahrgenommen wird, dieses aber nicht zweifelsfrei einer bestimmten Ursache zugeschrieben werden kann. Das ermuntert zu Spekulationen und erschwert die Auseinandersetzung. Marei lässt denn auch offen, welche Schlüsse sie aus ihrem Erleben zieht. Daraufhin bietet Gisela erneut eine Erklärung an:

Gisela: Ne, der Oneka is ja auch n hübscher Mann. [Me: Gelächter]
Marei: Bitte?
Gisela: Der Oneka ist n hübscher Mann (und du bist ne) hübsche Frau also [lachend] (P25: 1702ff).

Damit bringt Gisela eine scherhaft neckende Behauptung auf den Tisch, die es in sich hat. Zum einen findet sie eine alternative, scheinbar nicht anstößige Erklärung für die gesteigerte Aufmerksamkeit: Nicht die Hautfarbe – auf die Marei in ihrer ersten Erzählung eingegangen war –, sondern die Schönheit des Begleiters ruft die Freundlichkeit des Publikums hervor. Die Heiterkeit der Gruppe verweist auf eine zweite Deutungsmöglichkeit: die Sexualisierung der Szene. V.a. nachdem sie die Behauptung „Der Oneka ist n hübscher Mann“ um den Nachsatz ergänzt, Marei sei eine hübsche Frau, wird das, was zunächst als höfliche Ergänzung erscheint, zu einer zweideutigen Aussage mit eindeutigen Implikationen: Er ist ein schöner Mann. Du bist eine schöne Frau. Den Rest kann man sich denken. Mit dieser Bemerkung führt Gisela ein ganzes Spektrum rassistischer Ideen in die Diskussion ein. Der schwarze Mann wird auf seine Attraktivität hin begutachtet. Wenn eine Weiße mit einem Schwarzen ausgeht, denkt man sofort an eine Liebesbeziehung, wodurch affiniert wird, dass Schwarze nur als Sexualpartner für weiße Frauen interessant sein können. Obwohl Gisela explizit die Rassismusrelevanz der Geschichte abstreitet, indem sie Attraktivität als alternative Erklärung zur Hautfarbe einführt, verweist sie implizit darauf, dass das Publikum den afrikanischen Begleiter und Marei als Paar gedacht und sexualisiert haben könnte. Nina expliziert das einige Zeilen später noch einmal: „Kann ja auch sein, dass sie sagen, die ist jetzt SO eine, aber wir sind jetzt mal ganz freundlich [Me: Lachen]“ (P25: 1725ff).⁷⁷ Das „mal“ verweist auf die Willkürlichkeit eines in dieser Weise motivierten freundlichen Verhaltens.

Interpretation
als
idealisierender
Rassismus

Giselas Erklärung trägt wesentliche Züge des idealisierenden Rassismus: Dass die Aufmerksamkeit unerwünscht sein könnte, wird durch eine aufwertende Erklärung bestritten. Die positive Deutung enthält unterschwellig negative Bewertungen und reproduziert rassistische Phantasien. Lediglich die Kategorisierungen werden flüssiger: Gisela verweist darauf, dass der Begleiter vielleicht nicht in erster Linie als Afrikaner, sondern primär als Mann wahrgenommen wird.

⁷⁷ Gruppendynamisch gesehen ist diese Sequenz besonders brisant, weil mehrere weiße deutsche Teilnehmerinnen mit schwarzen oder migrierten Männern verheiratet sind und Gisela und Nina (bei denen das nicht der Fall ist) Phantasien gegenüber „SO einer“ explizieren. Sie führen also den anderen vor, welche Phantasien ihnen in den Sinn kommen, wenn eine Weiße mit einem Schwarzen in die Philharmonie geht.

nommen wird.

Marei überzeugt diese Erklärung nicht und sie hält Gisela die Kategorie „nicht gesehen werden“ entgegen:

Marei: Nee, wenn ich da alleine bin, reagiert keiner auf mich. Man sieht mich nicht. Sagen wir so. /

Gisela: / Ochhh.

Marei: Nee, ich werde nicht gesehen. Ich werd // nicht wahrgenommen.

Gisela: // Ja, wir sind zu klein, des stimmt.

Marei: [Da, A.W.] bin ich zu unauffällig. Und er war dabei, aber ich hab's erst nicht so richtig mitgekriegt. Die Leute warn auf eimal so freundlich. „Sind die Deutschen freundlich geworden?“ hab ich gesagt [lacht leise] (P25: 1710ff).

Erklärung:
Objektive
körperliche
(Un-)Auf-
fälligkeit

Einmal mehr bringt Gisela eine Erklärung, die nichts mit Hautfarbe zu tun hat: Marei und Gisela seien zu klein und daher zu unauffällig. Schon zuvor hatte die Gruppe lange darüber gesprochen, welche Merkmale auffällig sind. Und auch jetzt werden Schwarze nach Meinung der Mehrheit deshalb häufig anschaut, weil sie eine auffällige Hautfarbe haben, wohingegen eine kleine weiße Frau nicht wahrgenommen wird. Die Gruppe versucht also immer wieder unerklärliche – und möglicherweise rassismusrelevante – Aufmerksamkeit mit etwas objektiv und sachlich nahe Liegendem zu erklären. Giselas Versuch, die Situation zu normalisieren rekurreert implizit auf einen rassistischen Diskurs: Körperliche Merkmale rufen selbstverständlich (Un-) Aufmerksamkeit hervor.

Die Wiederholungen und die Intensität, mit der Marei ihre Unauffälligkeit schildert, eröffnet ein neues Thema: Die Enttäuschung der Weißen über die eigene unscheinbare Farblosigkeit, die in der Folge in Überlegungen mündet, wie auch Weiße es erreichen könnten, dass ihnen so viel Aufmerksamkeit wie den Schwarzen gewidmet wird (vgl. unten). Ganz am Rande baut Marei (als westeuropäische Ausländerin) noch eine kleine Provokation ein, durch die sie zugleich die Glaubwürdigkeit ihrer Wahrnehmung untermauert: Sie schrieb die veränderte Haltung des Publikums nicht der Anwesenheit des afrikanischen Begleiters zu, sondern dachte zuerst, die Deutschen seien freundlich geworden.

Inter-
pretation:
Minder-
wertigkeits-
gefühle der
Dominanten

Doris ist die Erste, die in dieser Sequenz die Möglichkeit expliziert, dass Rassismus eine Ursache für das Verhalten des Publikums sein könnte. Abgesehen von Marei nimmt sie auch als Erste einen ernsten Tonfall an. Laut Doris könnte es sein, dass das Publikum vielleicht aus Mitleid freundlich ist.

Erklärung:
Rassismus

Doris: [ernsthaft] Es kann aber trotzdem ne ganz unterschiedliche Ursache haben. Es kann sein, dass die sagen: Oh ja eh, eh, na (2) jetzt hab ich meinen Faden verloren.

Nina: Kann ja auch sein, dass sie sagen: „Die ist jetzt SO eine [...].“

Doris: Nee, es kann ja auch sein: „Oh der arme Afrikaner. Jetzt hat er doch endlich mal die Gelegenheit, in die Philharmonie zu gehen und [eine lacht] (.....). Jaa [(): jaa] so was läuft da ab in den Köpfen (P25: 1720ff).

Doris und Nina sind damit die Ersten, die darauf hinweisen, dass Freundlichkeit nicht freundlich sein muss. Sie kann willkürlich oder patronisierend sein und sie kann eine Entwertung enthalten. Außerdem wird deutlich, dass der Philharmoniebesuch ein Privileg ist, das Dominante großzügig auch einem „armen Afrikaner“ zugestehen können. Diese Deutung inspiriert die Gruppe zu einer ganzen Reihe weiter gehender Mutmaßungen.

Udo: Schön, dass er auch n bisschen Kultur mitkriegt. [Lachen] Naja es ist ja so.
 Inge: So läuft des ab in den Köpfen.
 Elli: Endlich mal einer, der sich für unsre Musik interessiert.
 Marei: Bitte? [...]
 Elli: Endlich mal einer, der sich für unsere Musik interessiert. Sonst trommeln die doch immer nur auf irgendwelchen Trommeln. [Unruhe währenddessen]
 Marei: / Ach, das kann natürlich auch sein, ja (P25: 1748ff).

Die Vermutungen werden dem Publikum direkt in den Mund gelegt und von bestätigenden Behauptungen darüber, dass dem wirklich so sei, begleitet. Udo und Inge stimmen Doris' Deutung zu.

Erklärung:
 Freude über
 Anerkennung

Elli führt hingegen eine deutlich veränderte Proposition ein: Die Freundschaft ist keine Täuschung, sondern das Publikum war frustriert über das unterstellte Desinteresse der Afrikaner. Wie in der Sequenz „Grillparty“ deutet sie die Abhängigkeitsbeziehungen in der Situation um. Im Rollenspiel der Gruppe waren am Ende die GastgeberInnen daran interessiert, endlich einmal mit dem türkischen Ehemann zu grillen. Hier verweist Elli darauf, dass nicht die Afrikaner dafür dankbar sein müssen, dass sie ins Konzert mitgenommen werden, sondern dass vielleicht die Deutschen froh sind, dass sich jemand für ihre Kultur interessiert. Sie deutet an, dass das Vorurteil „Sonst trommeln die doch immer“ auch beinhaltet, dass die Dominanten sich mit ihrer legitimen Kultur allein fühlen könnten. Damit expliziert sie, dass auch die Dominanten über paradoxe Abhängigkeitsbeziehungen (Benjamin 1990) von der Anerkennung der Dominierten abhängig ist.⁷⁸

Interpretation:
 Legitimi-
 me Kultur
 und Mono-
 polisierung

In den idealisierenden Rassismen werden die Paradoxien symbolischer Kämpfe am offensichtlichsten: Wenn die Dominanten die Dominierten erfolgreich aus der legitimen Kultur ausschließen, können sie nie sicher sein, dass die dominierte Kultur nicht doch irgendwann zur dominanten Kultur wird. Oder die dominante Kultur bleibt zwar legitim, wird aber von so wenigen anerkannt, dass das Gefühl zu den „happy few“ zu gehören, in die Angst umschlägt, zu den „lonely few“ zu werden. Speziell im kulturellen Feld ist die soziale Schließung gegenüber den Dominierten also ein prekäres Unterfangen: Sie sollen einerseits aus der elitären Kultur ausgeschlossen werden und andererseits müssen die Dominanten sicherstellen, dass die Dominierten die legitime Kultur anerkennen und möglichst nicht einer anderen Kultur zur Legitimität verhelfen. Dieser sozialen Lage entspricht die oben beschriebene Gefühlsmischung zwischen der ausgrenzenden Konkurrenz mit den Dominierten und dem Wunsch und der Notwendigkeit, von jenen anerkannt zu werden.

Folgen für
 die Domi-
 nierten

Aus Sicht der Dominierten handelt es sich um eine besonders perfide Form des Rassismus. In der Folge erzählt Gisela, wie das Problem für zwei kenianische Wissenschaftler aussah, die sie in die Philharmonie eingeladen hatte:

Gisela: Und da warn die dann so dankbar und [dann] erklärte er, dass er also von den [...] euro-

78 In der linksradikalen Gruppe fragt Alex am Ende der Diskussion „Sind wir beleidigt, dass es keine Migranten gibt in der Gruppe?“ (P1: 910ff), und die Gruppe bejaht lachend, aber entschieden. Auch hier benennt Alex, dass sich die Gruppe so viel Mühe gibt, dass sie beleidigt ist, wenn das von den MigrantInnen nicht durch Interesse an einer Mitgliedschaft anerkannt wird.

päischen Wissenschaftlerkollegen [...] also NIE in so eine Art Konzert eingeladen wurde. Das hat man ihm wahrscheinlich nicht zugetraut. [...] So hat er das empfunden offenbar. [...] Das [...] kam [...] so zwischen [den] Zeilen raus ja. Dass die anderen also [...] wahrscheinlich gedacht haben, ihm gefällt das nicht von vornherein, ja, weil das nun anspruch- symphonische [...]. Naja, die ham auch gedacht, der trommelt bloß (P25: 1769ff).

Nicht nur wird Afrikanern unterstellt, dass sie keinen Zugang zu den höheren und legitimeren Formen der Kultur hätten. Sondern darüber hinausgehend bemitleiden sich diejenigen, von denen die Unterstellung ausgeht und die als Klasse über die exklusive Organisation legitimer Kultur verfügen, auch noch dafür, wenn sie in ihrer selbst kreierten und umzäunten Hochkultur alleine bleiben.

Bezieht man diese Ergebnisse auf das ursprüngliche Problem der zweideutigen Aufmerksamkeit, so kann festgehalten werden, dass Elli zwar den Blick auf die inhärente Bedrohtheit der dominanten Position richtet. Angesichts der Tatsache, dass es ursprünglich um die erhöhte Aufmerksamkeit für einen Schwarzen in der Philharmonie ging, muss jedoch gefragt werden, wohin sich das Thema eigentlich entwickelt hat. Zentral ist nicht mehr die erstaunliche Freundlichkeit, die ein afrikanischer Begleiter hervorruft, sondern der Neid der Weißen auf diese Aufmerksamkeit. Marei erklärt jetzt, dass sie die Geschichte erzählt hatte, um zu zeigen, dass schwarze Hautfarbe auch positive Reaktionen hervorrufen kann.

Thema: Neid

Marei: Es hätte auch sein können, dass die Leute irgendwie nicht reagieren oder negativ reagieren. Ich wollt eigentlich nur mal sagen, dass es auch manchmal positive...

Elli: Es gibt auch freundliche Deutsche [Me: Gelächter], auch wenn das nicht in dein Raster passt [...].

Marei: Ja, warum sind sie dann mir gegenüber nicht freundlich? Warum brauch ich da nen Afrikaner?

Elli: / Du musst dir n Schild umhängen, dass du [Mareis Nationalität] bist. Dann sind se auch freundlich.

Marei: Ach stimmt, ja. Kann ich das nächste Mal versuchen. Ich [mach etwas für mein Land typisches, A.W.] [...].

(Sigrid): „Ich bin Ausländerin.“

Marei: Ja ob das reicht?

Elli: Oder du gehst mit schwarzer Faschingsschminke. [Gelächter] Alle solchen Erfahrungen find ich überhaupt sehr gut, wenn man die am eigenen Leibe machen kann (P25: 1790ff).

Die Gruppe fragt sich also, was es braucht, damit die Deutschen freundlich sind: Braucht es einen afrikanischen Begleiter? Oder ein Schild „Ich komme aus XY“, „Ich bin Ausländerin?“ Oder genügen Praktiken, die für ein Land typisch sind? Oder schwarz geschminkte Haut? Das Thema, um das es geht, hat sich deutlich gewandelt: Nicht die Frage, wieso die Anwesenheit des Afrikaners unerwartete Freundlichkeit hervorruft, sondern die Überlegung, wie Menschen, die dummerweise nicht sofort als Afrikaner erkennbar sind, freundliche Aufmerksamkeit erregen können. Mareis Ansicht, dass positive Aufmerksamkeit nicht rassistisch sei, wird kurzzeitig von der ganzen Gruppe geteilt: Die Stigmatisierung erscheint als wünschenswerter Zustand, der positive Aufmerksamkeit sichert.

Negative
Effekte uner-
klärlicher
Aufmerk-
samkeit

Kurz darauf kommt die Gruppe wieder darauf zurück, dass rassistische Aufmerksamkeit für die Betroffenen nicht leicht zu ertragen ist. Elli erklärt in Bezug auf eine vorausgegangene Diskussion über schwarze Kinder, dass sie es „ÜBERHAUPT nicht einfach [findet], da als Kind also drauf zu reagieren, [...] weil das n Wust von irgendwelchen unsortierbaren Sachen ist, weil auch so viel verbogene Sachen bei dieser also auch so viel falsche Sachen dabei sind wie man da reagiert“ (P25: 1825ff). Damit zieht sie das Fazit aus der Sequenz „Philharmonie“: Auch scheinbar positive und erwünschte Aufmerksamkeiten können implizit abwerten und sind schwer zu verarbeiten: Ist es „SO eine“? Und sind wir trotzdem „mal“ freundlich? Oder ist es ein Afrikaner, der ausnahmsweise nicht trommelt, sondern Symphoniekonzerte mag? Ambivalente Aufmerksamkeiten zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Bedeutung sich so fluide und unverhofft wandeln kann. Sie bleiben offen, und es darf phantasiert werden. Es ist der Wust von unsortierbaren, verbogenen und falschen Sachen, der dem idealisierenden Rassismus seine besondere Form verleiht.

Zusammen-
fassung

Obwohl einige Gruppenmitglieder um die rassistische Bedeutung ungefragter „Freundlichkeiten“ für Schwarze wissen, wird diese lange nicht expliziert. Zunächst sucht die Gruppe alternative, ihrerseits rassismusrelevante Erklärungen. Und auch nachdem Doris und Nina direkt darauf hingewiesen hatten, dass Freundlichkeit nicht freundlich sein muss, lenkt Elli die Aufmerksamkeit auf die Perspektive der Weißen, die neidisch werden, weil sie an dieser tollen Aufmerksamkeit nicht teilhaben können. Idealisierender Rassismus belastet das Verhältnis zu den Dominierten, weil er deren Selbstdefinitionen, Heterogenität und Lebensrealität missachtet. Sie werden unter Projektionen verborgen, durch die sich die Dominanten als unbeachtet und minderwertig im Vergleich zu den von ihnen selbst erfundenen Idolen darstellen können. Aus der Perspektive der Dominierten ist der idealisierende Rassismus doppelt problematisch, weil sie nicht nur mit Zuschreibungen konfrontiert sind, die ihre Realität missachten, sondern auch noch mit den Konkurrenzgefühlen umgehen müssen, die durch diese Zuschreibungen bei den Dominanten ausgelöst werden.

4.2.3.4 Fazit

Der Diskursanalytiker Kliche verwendet den Begriff „Fluktuat,“ um ein Repertoire von Ausgrenzungskriterien zu bezeichnen, das als klassifizierende und wertende sprachliche Struktur konstant bleibt, obwohl es inhaltlich auf ganz unterschiedliche Gegenstände angewendet wird, also in seinem denotativen Bedeutungsgehalt fluktuiert (1998: 29). In den antirassistischen Gruppen kommen explizite Abwertungen nur am Rande vor. Es sind jedoch idealisierende Rassismen zu beobachten, die nicht als solche erkannt werden. Außerdem werden indirekt Hierarchien hergestellt. Vor dem Hintergrund rassisti-

scher Ungleichheit wirken Kategorisierungen bewertend. Patronisierende Praktiken sollen objektive Benachteiligung kompensieren, schreiben aber dadurch Abhängigkeitsverhältnisse fest.

4.2.4 Kontrollansprüche

Kategorisierung und Bewertung sind bekannte Merkmale rassistischer Diskurse und Praktiken, die in Studien zum Thema regelmäßig untersucht werden. Die dominante Gruppe muss aber auch die Macht haben, ihre Konstruktion der sozialen Welt durchzusetzen. Dieses dritte definierende Merkmal ergibt sich aus dem in Kapitel Eins vorgeschlagenen Modell des Rassismus, wonach differenzialistische und herabwürdigende Diskurse nur dann als rassismusrelevant anzusehen sind, wenn sie sich in negativem symbolischen Kapital verfestigen und damit zu einer symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit werden. Zwar handelt es sich hierbei um eine sozialstrukturelle Bestimmung, die sich nicht notwendigerweise in Interaktionen widerspiegeln muss. Da objektive Ungleichheiten hinsichtlich der Definitionsmacht von Klassen Interaktionssituationen und Felder strukturieren, ist aber anzunehmen, dass sie zumindest teilweise in entsprechende Kontrollansprüche münden.

Kontrollansprüche zeigen sich daran, dass eine Klasse in der Lage ist, eine Situation so vorzustrukturieren, dass sie in ihrem Sinne funktioniert (4.2.4.1). In den Diskussionen werden sie an systematischen thematischen Verschiebungen erkennbar, durch die Kritik an der dominanten Position ausgeblendet wird (4.2.4.2). Kontrollansprüche zeigen sich aber auch daran, dass habituell andere Perspektiven dominierter Klassen irrelevant erscheinen. Dann finden die Anliegen der rassistisch Dominierten nur insoweit Gehör, als sie den Interessen der gebildeten Mittelschicht nicht zuwiderlaufen (4.2.4.3). Oder die Gruppen betonen gezielt diejenigen emanzipatorischen Diskurse, die ihren Interessen entgegenkommen (4.2.4.4).

Ich hatte in 1.1.3 einen Antidiskriminierungspolitiker zitiert, der betonte, dass HausbesitzerInnen keine rassistischen Ansichten vertreten müssen, um rassismusrelevant zu handeln: Sie vermieten einfach ihre Wohnungen so, dass sie mit den dominanten MieterInnen möglichst wenig Ärger haben. Diejenigen, die kaum über Ressourcen verfügen, sind dagegen leicht als RassistInnen zu erkennen, wenn sie durch explizite Beleidigungen ihre symbolische Dominanz affirmieren. Wird dieses Beispiel von der ökonomischen Sphäre auf die der symbolischen Märkte übertragen, so ist einleuchtend, warum Kontrollansprüche in der gebildeten Mittelschicht eine wichtigere Rolle spielen als explizite Bewertungen und Hierarchisierungen. Zum einen stützen sie eine Machtressource, durch die sich die gebildete Mittelschicht ohnehin auszeichnet: die Kontrolle über den legitimen Diskurs. Zum anderen sind sie nur schwer als rassismusrelevant zu erkennen. Man muss also kaum mit Widerspruch rech-

Das dritte
definierende
Merkmal

Vorschau

Mittel-
schichts-
spezifik

nen.

4.2.4.1 Definitionsma

Den Rahmen
kontrollieren

Der Systemtheoretiker Simon beschreibt drei Wege, fremdes Verhalten zu beeinflussen: Unterdrückung, Verführung und „die beschreibenden Regeln festzulegen. Wer entscheiden kann, was als wahr und wirklich anzusehen ist, braucht niemanden persönlich zu unterdrücken oder zu verführen. Es sind die vermeintlichen Sachzwänge, die ihn dann veranlassen, sich freiwillig zu fügen“ (Simon 1991: 237). Obwohl sich die antirassistisch Engagierten gezielt darum bemühen, den Interessen von MigrantInnen entgegenzukommen, setzen sie in ihrem Bemühen entweder die Normen voraus, an denen sich das politische Engagement von MigrantInnen messen lassen muss, oder sie halten daran fest, dass sie den strukturellen Rahmen, in dem die MigrantInnen ihre Interessen verwirklichen können, kontrollieren. In der soeben diskutierten Sequenz „Frau Özdemir“ aus dem Rollenspiel der linksradikalen Gruppe tauchte am Rande eine fiktive türkisch-kurdische Frauengruppe auf. Diese Gruppe wollte zwar „gerne die Infrastruktur nutzen. Wir wollen aber nicht in der Gruppe mitarbeiten“ (Silvia, P1: 1158f). Ein solches Arrangement war von der Gruppe nicht vorgesehen. Ihr geht es um die Kooperation mit MigrantInnengruppen oder die individuelle Mitgliedschaft von MigrantInnen, und sie will nicht einfach nur Ressourcen abtreten. Obwohl die Anfrage der MigrantInnen kontrovers diskutiert wird,⁷⁹ halten sowohl Befürworter als auch GegnerInnen am Modell „Kooperation oder Mitgliedschaft“ fest.

Inhaltliche
Kontrollan-
sprüche

Das interpretiert Jens in der Rolle „Geist des Rassismus“ als misstrauische Haltung gegenüber MigrantInnenorganisationen.

Jens: Ich habe gehört, linke politische, türkische politische Organisationen hängen Leninplakate auf. Müsset ihr das nicht vorher KLÄREN? Und überhaupt, müsset ihr das nicht auch erst INHALTLICH diskutieren? Auch unter EUCH? (P5: 1591ff).

Im Unterschied zu anderen Stellen, an denen die „Geister des Rassismus“ dafür kritisiert werden, dass sie „gemein[e]“ (P5: 1082) Unterstellungen äussern, bezieht sich Birgit hier bruchlos auf das vom Geist geäußerte Misstrauen und weist nun ernsthaft darauf hin, dass vor einer Entscheidung geklärt werden muss, was die jeweilige Gruppe in den Räumen machen will:

Birgit: Na ja, [das] habe ich ja eben schon gesagt, ne. Bevor wir irgendwie reden über Infrastruktur oder so, [...] sollten wir vielleicht dann schon noch darüber reden, was sie eigentlich machen wollen und so (P5: 1597ff).

Dieser Anspruch wird von der „Migrantinnengruppe“ als Eingriff in ihre Autonomie empfunden, gegen den sie sich kurze Zeit später deutlich verwahrt:

⁷⁹ Die linksradikale Gruppe hatte bereits schlechte Erfahrungen mit gemeinsamer Raumnutzung gemacht und grundsätzlich beschlossen, dass sie sich auf solche Arrangements nicht einlässt. Dieser Beschluss war nur einem Teil der RollenspielerInnen bekannt, wurde aber nicht explizit ins Rollenspiel eingebracht.

„Also ich muss dir sagen, dass wir unser Programm und unsere Arbeit nicht mit euch nicht (sic!) besprechen wollen“ (Silvia P5: 1658ff). Ihnen geht es um den Zugang zu Ressourcen. Sie wollen nicht gegenüber der linksradikalen Gruppe rechenschaftspflichtig werden.

Auch Bernd, der in seiner Rolle als Gruppenmitglied dem Anliegen der Migrantinnen offen gegenüber steht, stützt insofern die Strukturen, als er zunächst mit Birgit klärt, in welchem Rahmen und zu welchen Fragen er ein Angebot machen kann.

Bernd: Aber ich finde auch die Frage von gemeinsamem Büro nutzen und Rechtsanwaltadressen zur Verfügung stellen, das sind zwei paar Schuhe. [Birgit: ja] Also so auf der Informationsebene, das ist doch das mindeste, was (wir/sie) anbieten sollten und / dann Birgit: / (...) diese Infrastrukturmutzung (...).

Bernd: sollten wir uns doch einfach mal gegenseitig jetzt erzählen, was so unsere Vorstellungen sind (P5: 1604ff).

Obwohl am Ende die Aufforderung steht, sich wechselseitig zu „erzählen, was so unsere Vorstellungen sind,“ klärt zunächst die linksradikale Gruppe unter sich, wie sie am sinnvollsten mit welchem Teil der Anfrage umgehen kann. Sie ist diejenige, die Angebote macht. Serviceleistungen, wie die Information über befreundete AnwältInnen, sind für sie kein Problem, aber das Teilen von Ressourcen ist dann doch ein anderer Schuh.

Nun würde man jeder politischen Gruppe zugestehen, dass sie darüber entscheidet, in welchem Rahmen sie Anfragen zulässt und wer in ihren Räumen arbeitet. Die linksradikale Gruppe verhält sich also völlig „normal“. In machtasymmetrischen Verhältnissen könnte man von einer linksradikalen Gruppe, die sich gegen Herrschaftsstrukturen wendet, allerdings erwarten, dass sie aufhorcht, wenn eine dominierte Gruppe von einer dominanten Gruppe Ressourcen erbittet, sich aber nicht inhaltlich rechtfertigen will. Die linksradikale Gruppe will den rassistisch Dominierten entgegenkommen und mit ihnen kooperieren. Sie setzt aber Modi der Kooperation als selbstverständlich voraus, bei denen sie die Kontrolle behält. In Kapitel Fünf werde ich zeigen, dass unausgesprochene Vorannahmen über die Normen, die Interaktionen regulieren, dazu führen können, dass die Dominanten die Anliegen der rassistisch Dominierten erkennen. Die resultierenden Konflikte können rassistische Effekte hervorbringen.

Struktur der Kommunikation

Interpretation

4.2.4.2 Thematische Verschiebungen

Während sich Definitionsmacht dadurch herstellt, dass soziale Strukturen oder Normen als selbstverständlich vorausgesetzt werden, dienen thematische Verschiebungen dazu, die Inhalte des Diskurses zu kontrollieren. Im Folgenden will ich zeigen, wie die Gruppen aktiv daran arbeiten, bestimmte Themen unter den Tisch zu kehren, wenn diese von einzelnen Gruppenmitgliedern angesprochen wurden. Interessant werden thematische Verschiebungen v.a. dann, wenn

bestimmte Inhalte regelmäßig zu einem Themenwechsel führen. Wenn Selbstkritik über das in 4.1. gezeigte übliche Maß deutlich hinaus geht und wunde Punkte berührt, kommt es meist zu einer Verschiebung und auch die Kritik von rassistisch Dominierten wird zwar erwähnt, aber dann abgewehrt.

Selbstkritik

Als die stadtpolitische Gruppe nach Szenen sucht, die sie in einem Rollenspiel genauer darstellen könnte, beschreibt Nina eine Situation, in der sie rassistische Phantasien entwickelt und umsetzt.

Nina: Ich hab ne ziemlich konkrete Szene [im Kopf, A.W.], wo ich weiß, dass bei mir so Rassiter sind. Aber mir ist grad aufgefallen, dass ich das nicht unbedingt spielen möchte. [leichtes Lachen in Gruppe] Und zwar ist bei mir son Raster, dass ich sehr schnell, wenn jetzt ne Gruppe von Männern mir auf der Straße entgegenkommen und ich sehe, dass die dunkel sind – also ich reagier sehr auf Farbe – dass ich dann das immer sofort in Verbindung bringe mit Gewalt, also mit Gewalt gegen Frauen. Und ich dann nicht mehr richtig reagieren kann, ich dann auch nicht mehr sehe: Sind das jetzt Studenten vielleicht, die grade irgendwo aus der Uni kommen oder sind das jetzt irgendwie Gestalten, die auf Frauenfang sind oder sind die, stehen die einfach nur so zusammen oder wollen die mich was fragen? Ich geh dann weg, umkreise die, [...] es ist keine Begegnung mehr möglich und das ist natürlich ziemlich belastend, weil also für mich selber ist es belastend, weil ich's schade finde und ich finde, das ist diskriminierend, weil es nicht stimmt in dem Sinne. Es ist ne Kategorie.

Gisela: Mir geht's auch so bei blonden Kurzhaarigen. [lacht] Ehrlich. Jaa. [Me: lachen]

Marei: Sehr kurzhaarig.

Gisela: Da hab ich genauso, da geh ich auf die andere Straßenseite (P25: 2506ff).

Ninas Verhältnis zu ihren Phantasien

Nina ist ihre Darstellung selbst unangenehm und sie betont am Anfang und am Ende, dass sie diese Szene doch lieber nicht für ein Rollenspiel vorschlagen möchte. Durch den Einschub „ich reagier sehr auf Farbe“ stellt sie ihre Phantasien einerseits als persönliche Eigenart dar, macht sich also persönlich Vorwürfe. Andererseits erscheinen sie als abhängig von objektiven Fakten: als ein spontanes „Reagieren“ auf „Farbe“. Sie distanziert sich von ihrem Handeln und hält sich selbst vor Augen, dass sie besser differenzieren sollte.

Giselas Antwort

Gisela hat auf diese Unbequemlichkeiten eine gute Antwort: Ihr geht es genauso wie Nina, allerdings bei „blonden Kurzhaarigen“, sprich bei Skinheads. Das ist lustig gemeint und wird von der Gruppe mit Lachen quittiert. Dabei unterschlägt Gisela einige wichtige Aspekte in Ninas Darstellung: Nina hatte ihr eigenes Verhalten in Frage gestellt und sich selbst als rassistisch diskriminierend beschrieben. Gisela unterstützt hingegen ausweichendes Verhalten und nennt ein Beispiel, bei dem alle nachvollziehen können, dass sie sich einer Begegnung lieber entzieht. Gisela schiebt den Zweifel am eigenen Verhalten durch ein Beispiel beiseite, das scherhaft und eindeutig ist.

Leugnen der spezifisch rassistischen Qualität

Warum ist Diskriminierung in Ninas Beispiel prekär und in Giselas nicht? Ninas Ausweichen richtet sich gegen „dunkle“ Männer, d.h. gegen rassistisch Dominierte und hat seinen Grund in deren Hautfarbe. Gisela weicht rassistisch Dominanten (Blonden) aus, die sich durch ihre Selbststilisierung politisch vertreten (kurze Haare). Nina ist in zweideutiger Weise in Dominanzverhältnisse

eingebettet: Als Frau hat sie Angst vor männlicher Gewalt. Als Weiße schneidet sie schwarze Männer. Giselas Ausweichen muss hingegen als politische Aussage oder als Selbstschutz unabhängig vom Geschlecht verstanden werden. Indem Gisela rassistisch Dominierte mit Dominanten, die sich rechtsextrem darstellen, gleichsetzt, ignoriert sie die spezifisch rassistische Dimension an Ninas Erzählung, die von Nina selbst benannt worden war, und sie setzt rassistische Diskriminierung gegenüber einer fremdkonstruierten Gruppe mit der politischen Positionierung gegenüber einer selbststilisierten Gruppe gleich.

Kritik der Dominierten

In ihrer Analyse des Alltagsrassismus erarbeitet Essed ein Bündel von Strategien, das sie als „Containment“, also als Einhegen von Widerstand bezeichnet (1991: 112ff, 180). Während die rassistisch Dominierten sozialen Wandel herbeiführen wollen, versuchen die Dominanten, Opposition einzudämmen oder gar nicht erst entstehen zu lassen. Wiederholt erzählen antirassistisch Engagierte von Kritik der Dominierten, die von ihnen nicht mit einer Auseinandersetzung, sondern mit Kontaktabbruch beantwortet wird. Ich hatte Hanna schon zitiert, die den Konflikt mit einer separatistisch organisierten schwarzen Gruppe nicht wirklich nachvollziehen konnte (4.2.3.1). Dennoch fragt sie sich, ob es nicht besser gewesen wäre, sich noch einmal mit dieser Gruppe auseinander zu setzen.

Hanna: Und wir sind dann aber auch nicht mehr hingegangen wieder, weder als [Mitglied des Netzwerks] noch als linksradikale Gruppe [leise:] [Ich] weiß auch nich, ob das schlimm is oder nicht schlimm oder. [Lange Pause, 13 s]
 Jens: (Nun) ist (das Netzwerk) ja nun nirgendwo wieder hingegangen [Me: lachen] (....) und schlimm führt uns wahrscheinlich nich weiter [jemand lacht], aber schön war's wohl nich. [lacht] [Pause: 5s] (P1: 675ff).

Auch hier werden also Hannas selbstkritische Bedenken nicht Anlass zu einer Diskussion, sondern nach längerer Pause scherhaft vom Tisch gewischt. Denn natürlich ist es für eine antirassistische Gruppe, die sich die Mitarbeit von MigrantInnen wünscht,brisant, wenn sie einer Auseinandersetzung mit einer schwarzen Gruppe ausweicht, die obendrein direkt neben ihren Räumen tagt.

Kontaktabbrüche nach Kritik wirken auf rassistisch Dominierte sanktionierend. Lakein berichtet von MigrantInnen, die die antirassistische „Szene“ dafür kritisieren, „dass sie nicht ernst genommen werden (...). Sie haben oft den Eindruck, dass sie von den Deutschen nicht direkt kritisiert werden, weil diese Angst haben, als rassistisch zu erscheinen, und deshalb Strategien entwickeln, wie sie inhaltliche Auseinandersetzungen mit MigrantInnen vermeiden können“ (Lakein im Druck). Für die Dominanten bringt die thematische Verschiebung, die auf Kontaktabbrüche folgt, eine verzerrte Vorstellung von den politischen Anliegen der Dominierten hervor. Marianne weiß z.B. nicht „welche FORDERungen stellen sie an uns“ und beklagt direkt danach, dass sich ihr

Kontakt-
abbruch

Verzerzte
Wahr-
nehmung

Wissensmangel auf „politische Forderungen, harte Forderungen“ bezieht. Ihr ist aber sehr wohl bekannt, „dass ich immer nett zu dir sein soll, und dass ich nich irgendwie äh ‚Neger‘ zu dir sagen sollte. Des ist doch Pippifax. [Es] geht doch um ganz ANDERE Sachen“ (P33: 1466ff). Die Perspektive von politisch mobilisierten MigrantInnen wird wahrscheinlich doppelt verzerrt: Einerseits rezipieren die Gruppen nur bestimmte – kulturelle – Forderungen der Dominierten, andererseits stellen sie diese Forderungen, die sie selektiv aufgreifen und mit denen sie sich intensiv beschäftigen, als zu wenig substanzuell dar.

Bewegungs-
literatur

Die thematischen Verschiebungen, die sich innerhalb der Gruppen nachweisen lassen, bestätigen die Kritik von rassistisch Dominierten, dass es fast unmöglich ist, Dominante zu einer Auseinandersetzung mit für sie unerwünschten Themen zu bewegen. So schildert Maria Baader, eine jüdische Feministin, wie schwierig es war, eine Veranstaltung

„so durchzuführen, wie wir sie vorbereitet hatten, und uns den Diskussionsgegenstand nicht vom Publikum aufzwingen zu lassen. Wollten wir etwa die Berührungspunkte zwischen neuen Mütterlichkeitsidealen und antisemitischen Weltbildern aufzeigen, so wurden wir zu unserer Haltung bezüglich der israelischen Politik in den besetzten Gebieten befragt. Versuchten wir über die Widersprüche zu reden, in denen sich jüdische Frauen in verschiedenen historischen Situationen bewegt haben, begannen Frauen im Publikum die Leiden ihrer ‚arischen‘ Mütter im Nationalsozialismus zu thematisieren. Setzten wir wiederum Konzepte der ‚Täterschaft‘ oder ‚Mittäterschaft‘ auf die Tagesordnung, wurden wir mit Fragen nach ‚der jüdischen Frau‘ im Talmud oder im orthodoxen Gottesdienst konfrontiert“ (Baader 1993: 85f).

Mit thematischen Verschiebungen kann der Diskurs auf Fragestellungen eingengt werden, die keine brisante Kritik an den rassistisch Dominanten enthalten, und die häufig nur für sie interessant sind. Zum Beispiel hat das Thema „Leiden der ‚arischen‘ Mutter im Nationalsozialismus“ den doppelten Vorteil, dass eine nicht-jüdische deutsche Frau hierzu leicht einen persönlichen Bezug gewinnen kann, und dass die neue Fragestellung die Beteiligung der „arischen“ Mutter an bzw. ihr Profitieren von den nationalsozialistischen Völkermorden erfolgreich ignoriert.

Fazit

Eine Analyse thematischer Verschiebungen sollte nicht zu dem Fehlschluss verleiten, dass man die Rassismusrelevanz einer Gruppendiskussion daran erkennen kann, dass sie nicht logisch und stringent gegliedert ist. Das ist normalerweise bei Gruppendiskussionen der Fall. Rassismusrelevant werden thematische Verschiebungen dadurch, dass eine dominante Gruppe über die Möglichkeit verfügt, ihre Interessen durchzusetzen. Wenn das Publikum, das normalerweise den Vorgaben des Podiums folgt, in der Lage ist, den RednerInnen ein ganz anderes Thema aufzuzwingen, verweist das darauf, dass es um Konflikte geht, die über das allgemein übliche Ringen in politischen Debatten hinausweisen.

Fachliteratur

Thematische Verschiebungen werden in der Literatur gerne psychologisch

gedeutet. Zum Beispiel vergegenständlicht Van Dijk (1987) die soziale Funktionalität von Diskursen als kognitive Fähigkeit:

„This suggests that, in addition to the usual cognitive strategies there is a higher-level monitoring device that controls ethnic information processing in such a way that the actual or general beliefs about ethnic minorities consistently contribute to an overall attitude that is most appropriate as a program for such acts of discrimination. (...) In other words, ‚biased‘ processing of information about ethnic groups is not just an ‚error‘. On the contrary, they are often unconscious, unplanned, yet strategic ways of attuning social attitudes to the basic principles of the in-group“ (Van Dijk 1987: 200).

Hier wäre zu fragen, weshalb man eine spezielle kognitive Instanz erfinden muss, die die Informationsverarbeitung in rassismuskompatibler Weise kontrolliert und sich von der sonstigen Informationsverarbeitung abhebt. Wenn wir mit Bourdieu annehmen, dass jede Klasse die Welt so inkorporiert, wie es für sie sinnvoll und nützlich ist, braucht es keine eigene Kontrollinstanz, die die ansonsten normal und logisch verlaufende Informationsverarbeitung zum Zwecke ihrer rassistischen Funktionalität beeinträchtigt. Erklärungsbedürftig ist vielmehr, warum sich eine Klasse überhaupt mit Kritik an ihrer Perspektive auseinander setzt. So gesehen können thematische Verschiebungen als Zeichen (halb-)erfolgreicher antirassistischer Kämpfe gedeutet werden. An dieser Stelle wäre vielleicht über ein „monitoring device“ nachzudenken, das einem rassistisch dominanten Habitus entgegensteuert. Es kann aber nicht verhindern, dass den Gruppen ihr antirassistisches Anliegen immer wieder entgleitet, bzw. dass sie es von vornherein so formulieren, dass es ihrer habituellen Orientierung entgegenkommt.

4.2.4.3 Fehlender Zugang zu dominierten Perspektiven

Klassen, die Anspruch auf die Kontrolle des dominanten Diskurses erheben, müssen ihre eigene Weltsicht für zentral, neutral und normal halten. Schon die Möglichkeit, dass es andere Perspektiven geben könnte, würde symbolische Gewalt in Frage stellen. Unter der Überschrift „Thematische Verschiebungen“ wurde gezeigt, wie Kritik, die dennoch hörbar wird, aktiv verzerrt und verschärft wird. Teilweise kommt es aber gar nicht so weit, und die Perspektiven, die das Weltbild von rassistisch dominanten Gruppen bedrohen würden, werden von vornherein nicht wahrgenommen. Das ist v.a. dadurch möglich, dass sich der Habitus von Dominanten von dem der Dominierten unterscheidet. Zwar können die Dominanten über Kommunikation Zugang zur Perspektive der Dominierten gewinnen. Sie verfügen aber, gerade was Rassismus angeht, nicht über gemeinsame oder strukturhomologe Erfahrungen. Daher ist die dominierte Perspektive für ihre Auseinandersetzungen häufig ganz irrelevant (4.2.4.3.1). Wenn der lebensweltliche Hintergrund der Dominanten deutlich von dem der Dominierten differiert, werden sie die dominierte Perspektive aber auch dadurch aus der jeweiligen Diskussion verdrängen, dass sie mit anderen Interessen und Möglichkeitsspielräumen an das Thema „Rassismus“ he-

Dominante Kultur

rangehen und so einen sozialen Raum schaffen, der für Dominierte unwirtlich ist (4.2.4.3.2).

4.2.4.3.1 Perspektivenvakuum

Von einem Perspektivenvakuum spreche ich, wenn die Perspektive der Dominierten nicht nur abgewehrt wird, sondern man den Eindruck hat, dass eine solche Perspektive überhaupt nicht existiert. Als die stadtpolitische Gruppe darüber diskutiert, ob man den Begriff „Neger“ noch verwenden kann, stellt Marei ihre Sicht der Dinge in den Mittelpunkt.

Marei: [...] Ich denke, [dass] für euch anscheinend doch [...] viel an dem Begriff hängt. Ich habe mit „Negerküsse“ überhaupt kein Problem, dass sie das so nennen, [...] [oder] dass ich jemanden „Neger“ nenne. Übrigens denke ich wegen diese[m] Gegensatz zwischen weiß und schwarz wäre es vielleicht besser, dass man sie „Neger“ nennt und das Wort „Neger“ bedeutet nicht „schwarz“ oder hat keine negative Bedeutung (P25: 2078ff).

Marei ist daran gelegen, rassistische Begriffe, die ohnehin weiterverwendet werden, von der mit ihnen einhergehenden negativen Bewertung zu trennen. Deshalb findet sie es besser, das Wort „Neger“ so umzudeuten, dass es keine negativen Assoziationen mehr hat. Mit ihrer Formulierung in der ersten Person stellt sie ihre Proposition als subjektive Meinung dar, durch die sie sich vom Rest der Gruppe unterscheidet, die mit dem Wort „ein Problem“ hat. Dennoch ist ihre Aussage kritikwürdig. Marei suggeriert, dass es sich um eine Geschmacksfrage handelt, die jedeR in der Gruppe nach individuellem Gutdünken entscheiden kann. Die einen nehmen eben Anstoß an dem Begriff, die anderen nicht. Dass es sich um einen politisch-symbolischen Konflikt handelt, bei dem Dominierte die Abschaffung von Begriffen fordern, die aus ihrer Perspektive diskriminierend sind, kommt in Mareis Äußerung nicht vor. Ihr Empfinden ist zentral und sie stellt sogar Überlegungen darüber an, wie „man“, sprich die Dominanten, *über* die Dominierten sprechen sollte: Vielleicht wäre es besser, wenn „man sie „Neger“ nennt“.

Analyse⁸⁰ „Meerschweinchen“

Ich hatte mehrmals erwähnt, dass das Erkennen von Rassismus abhängig von der jeweiligen Beobachtungsperspektive ist (2.1). In einem Rollenspiel der stadtpolitischen Gruppe zeigen sich in dieser Hinsicht besonders offensichtliche Diskrepanzen. Das Setting dieses Rollenspiels sollte noch aus der Sequenzanalyse „Grillparty“ bekannt sein, in der der dritte Versuch behandelt wurde. Hier handelt es sich um das erste Rollenspiel, in dem Marei die Ehefrau des Türken Ali spielt und Nina sich in dessen Rolle versetzt hat.

80 Hier wird nicht die Sequenz, also die Abfolge der Äußerungen, sondern es werden die Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Perspektiven untersucht.

Die rassistischen Angriffe in diesem Rollenspiel sollen zunächst aus der Perspektive der SpielerInnen dargestellt werden. Ganz am Anfang verwechselt die Gastgeberin den Namen des Ehemannes. Sie fragt die Ehefrau: „Warum hast denn du deinen Mustafa nicht mitgebracht?“ (P16: 747ff). Als die Ehefrau darauf verweist, dass ihr Mann Ali heiße, erklärt die Gastgeberin, dass doch alle Türken Mustafa hießen. Im ersten Rollenspiel durchgang nimmt die Ehefrau diesen Angriff nicht ernst, sie lacht, und die Spielerin Marei erklärt rückblickend in der Rollenspielauswertung, dass durch diese Bemerkung das Spiel für sie „ins Banale gerissen wurde“ (P16: 1371). Es war danach für sie schwer, sich überhaupt noch mit ihrer Rolle zu identifizieren. In der Gruppe war umstritten, ob eine solche Namensverwechslung „in Wirklichkeit“ vorkommen kann. Ich hielt diesen Angriff für reichlich übertrieben bis ich bei Nohl las, dass einer der von ihm untersuchten Jugendlichen türkischer Herkunft an seiner Arbeitsstelle „Mustafa“ genannt wird, „weil sein Name so schwer auszusprechen sei“ (1996: 140).

Dargestellte Rassismen

In der ersten Hälfte des Rollenspiels kommt es dann nur noch zu idealisierenden Rassismen. So fragt die Gastgeberin: „Sag mal, ist dein Ali dann auch (so'n Typ), so dunkel, so schön braun gebrannt?“ (P16: 890f). An solchen Äußerungen oder auch den sich wiederholenden Besitzpronomen: „*dein* Mustafa“, „*dein* Ali“ stört sich die Ehefrau überhaupt nicht. Die Bemerkung des Gastgebers „Also fleißig waren die [Türken im Urlaub, A.W.] auch, also die haben sich bemüht“ (P16: 1013ff) kommentiert die Ehefrau im Nachhinein folgendermaßen:

Marei: Nee, ich fand es eigentlich nicht so schlimm, die Vorurteile, dass sie eifrig sind in dem Land. Ja, das kenn ich auch von Touristen, ja. Die sagen das dann immer, ja. Das Diskriminierende war natürlich, dass die davon ausgehen, dass die in dem Land nicht eifrig sind, nehm ich an, ja (P16: 1122ff).

Obwohl Marei annimmt, dass auch idealisierende Rassismen Diskriminierungen enthalten, hat sie sich nicht besonders an diesen gestört.

Bis zu diesem Zeitpunkt verlief das Rollenspiel (abgesehen von der Namensverwechslung) ohne härtere Angriffe. In der zweiten Hälfte testen die GastgeberInnen vermehrt, wie weit sie bei der Ehefrau gehen können:

Sigrid: Und schleppt Ali dann immer seine Freunde an in deine Wohnung oder wie?

Marei: Ja macht er schon, ja.

Sigrid: Und wenn die dann so laut [sind, A.W.]. Und das stinkt doch immer nach Knoblauch und so (P16: 1079ff).

Diese platten Unterstellungen kann Marei in der Rolle der Ehefrau wieder nicht ernst nehmen.

Marei: [...] Wenn Leute so reden, dann brauch ich schon nicht mehr echt nachzudenken, weil das ist für mich ein anderes Niveau, und da fühl ich mich wahrscheinlich schon ein bisschen darüber erhaben. [...] Da müssten sie schon ein bisschen weiter gehen. [Dann, A.W.] würde ich mich da echt aufregen. Da müssten sie schon n bisschen persönlicher werden (P16: 1155ff).

In der Rollenspielauswertung stellt Marei fest, dass sie es nicht schlimm findet, wenn ihr Mann mit seinen Freunden laut feiert. Sie deutet also das rassistische

Vorurteil in einen schönen Zug um, weswegen sie auch nicht weiter dagegen protestiert (P16: 1160f). Aus der Perspektive von Marei waren die massiven Angriffe so platt, dass man sie nicht ernst nehmen konnte, während sie subtile Rassismen nicht als solche empfand.

Beobachtung
durch die
Gruppe

Eine zweite Perspektive auf das Rollenspiel liefert die Gruppe, die es beobachtete. In der Auswertung wurde von ihnen anerkannt, dass Mareis humorvolles Nicht-ernst-Nehmen eine Möglichkeit war, mit Leuten befreundet zu bleiben, mit denen sie sich normalerweise hätte streiten müssen. Allerdings gaben mehrere ihrer Verwunderung über Mareis fehlende Reaktionen Ausdruck und betonten, dass sie viele Äußerungen durchaus als diskriminierend empfunden hätten. So hatte Sigrid, die die Gastgeberin spielte, „schon das Gefühl, dass des rassistisch war oder diskriminierend war, was ich gesagt habe“ (P16: 1175ff). Und auch Inge „fand, dass bestimmte diskriminierende Äußerungen eben so subtil so zwischen den Worten von unten im Ton mitschwangen, und die ham mich schon sehr gestört“ (P16: 1326ff). Nachdem Marei die Bedeutung der Rassismen heruntergespielt oder positiv umgedeutet hatte, erinnert sich die Mehrzahl der anderen SpielerInnen und BeobachterInnen nur noch an subtile Diskriminierung, hält aber immerhin daran fest, dass es sich hierbei um Diskriminierung gehandelt habe.

Beobachtung
durch den
„Ehemann“

Schließlich geht es um die Perspektive von Nina, die sich als Beobachterin in die Rolle des „Ehemannes Ali“ versetzt hatte. Nach ihrer Wahrnehmung hatte ich erst ganz am Ende gefragt. Zum einen dachte ich, dass dadurch ein möglicher Kontrast zwischen ihrer Perspektive und der Gruppe deutlicher würde. Zum anderen war es auch mir so gegangen, dass ich Ali vergaß. Diese reale Wiederholung der im Spiel phantasierten Ausgrenzung wiederholte sich im zweiten Rollenspieldurchgang und war für Nina, die Ali spielte, so belastend, dass sie nach dem zweiten Durchgang ausgewechselt werden wollte. Nun versetzte sich Nina ja nur fiktiv in die Rolle des türkischen Ehemannes. Ihr Feedback sagt also nichts darüber aus, wie es einem wirklichen Ali ergangen wäre. Dass schon die kurze Identifikation mit seiner Rolle eine so massive Reaktion hervorbrachte, ist allerdings bemerkenswert:

Nina: [spricht sehr schnell] Das ist jetzt n bisschen komisch. Ich stand draußen. Das ist so komisch. Die reden alle drüber, über Ausländer und dass das alles so diskriminierend ist und ich saß da draußen und, mir ging's ziemlich schlecht. Das war...

Marei: Es geht immer über Ausländer, aber die können sich selbst nicht einbringen.

Nina: [etwas ruhiger] Das ging schon mit seiner [Udos, A.W.] Bemerkung los. Mit dem: „Na die heißen ja alle Ali.“ Da hab ich richtig gemerkt /

Udo: / Mustafa. [lacht]

Nina: Nee, als wir uns, als wir noch rumgelaufen sind. [Udo: jaja] Da hab ich schon gemerkt, das geht einem ganz schön nahe. Da geht's ganz schön ran. Und der Blick so und des hm (P16: 1509ff).

Damit setzt Nina das erste Diskriminierungserleben deutlich vor dem Punkt an, den die Gruppe wahrgenommen hat. Schon beim Improvisieren der Rolle hatte jemand sich in die Rolle der RassistInnen versetzt und behauptet, dass die Türken ja alle Ali heißen. Bereits diese erste pauschale Bemerkung – an die sich

die Gruppe nicht mehr erinnert – ging Nina in der Rolle des Ali „ganz schön nahe“.

Daraufhin frage ich sie, was das Wissen, dass seine Frau solche Situationen erlebt wie die eben dargestellte, wohl in Ali auslöst.

Nina: Also die ganze Situation hat mich abgestoßen. Es war für mich furchtbar, also so diese Art, einfach so alle in einen Topf zu schmeißen, also noch gar nich mal gehässig oder so. Schon dieses: ‚War schön da, weil die Sonne geschienen hat‘ [Me und Nina: Gelächter] hat mich ziemlich aufgeregt. Und, ja, dass auch meine Frau sozusagen gar nicht da drauf groß reagiert hat, sondern das sozusagen auch so noch mit[gemacht, A.W.] hat, so, ja: ‚Der is ganz fleißig. Der macht viel in der Wohnung.‘ Das war sehr unangenehm. [Da, A.W.] hab ich gedacht: Die sitzen jetzt alle an einem Tisch [Anja: und unterhalten sich (über dich)] und unterhalten. Wie so n Zootier. Ich kam mir richtig wie so n Zootier vor, ja, so wie das Meerschweinchen ja. Das knabbert och ab und zu mal [Lachen]. Das is nett so, mit dem so zu streicheln und- naja Das war irgendwie sehr merkwürdig. [wird leiser] Ich hab mich da nicht richtig angenommen gefühlt, also ich dachte, da bin ich irgendwie draußen [sehr leise] (P16: 1541ff).

Auch wenn Nina kein Ali ist, wird an ihrer Reaktion doch sehr deutlich, wie herabwürdigend die Bemerkungen empfunden werden können, die Marei nicht störten, und die der Rest der Gruppe als subtil empfand. In ihrem Unbehagen spiegeln sich verschiedene Arten des Ausschlusses wider: Ali/Nina fühlte sich als „Zootier“, d.h. als nicht-menschliche nette Projektionsfläche, als „draußen“ und „nicht angenommen“. Im Vergleich mit den Überlegungen der Gruppe wird deutlich, wie radikal die Perspektiven der weißen deutschen AntirassistInnen und die der fiktiven Dominierten auseinander klaffen können. Während Erstere entweder gar nichts Problematisches wahrnehmen oder von subtilem Rassismus sprechen, ging Ali/Nina schon die erste, noch halb im Spiel postulierte missachtende Bemerkung nahe. Während Erstere die Wahl haben, ob und wie sie reagieren (z.B. überlegen, amüsiert oder ignorierend), fühlt LetztereR sich so ausgeschlossen, dass er/sie mundtot wird und erst auf Nachfrage protestiert.

Nun war Ali bei der gespielten Szene nicht anwesend, und sie verlief sicher anders, als wenn er dabei gewesen wäre. Er war aber auch als symbolische Größe nicht für das Empfinden der Spielenden relevant. Zum Beispiel geriet die Ehefrau nicht in einen Loyalitätskonflikt zwischen ihren Bekannten und ihrem Mann, sondern sie dachte darüber nach, wie sie einen Eklat vermeiden und den Rest des Abends überstehen könnte. Die Massivität der diskriminierenden Aussagen wurde nicht unter dem Aspekt beurteilt, wie kränkend sie für Dominierte sein könnten. Wichtiger erschien die Frage, ob man die RassistInnen überhaupt ernst nehmen sollte. Und der fiktive Ali war in der realen Situation, d.h. in der Inszenierung des Rollenspiels, nicht wichtig genug, dass ich mir als Leiterin Gedanken über Ninas Wohlbefinden gemacht hätte.

Es fällt den antirassistisch Engagierten schwer, die Perspektive von rassistisch Dominierten bei ihren Handlungen zu berücksichtigen und teilweise wird diese explizit verzerrt. Im Unterschied hierzu geben sie sich wiederholt Mühe, die Motivation von RassistInnen nachzuvollziehen. Zum Beispiel verweist die Trainergruppe darauf, dass alle Jugendlichen ihre Grenzen testen, und sich so auch die Gewaltbereitschaft rechter Jugendlicher erklären lässt. Die feministi-

Inter-
pretation

Faktische und
symbolische
Abwesenheit

Perspektive
von
TäterInnen

sche Gruppe fragt sich lange, wie ein gebildeter Journalist dazu kommt, im Fernsehen rassistische Vorurteile zu verkünden. Beckmann kritisiert den öffentlichen Diskurs dafür, dass die „Frage nach der Bekämpfung der Gewalt gegenüber Minderheiten (...) nicht selten mit einer Einseitigkeit beantwortet“ wird, die „eine erstaunliche Fixierung auf die Täter aufweist – und die Opfer bzw. die von der Gewalt bedrohten Gruppen aus dem Blick verliert“ (Beckmann 1993: 208). Vor diesem Hintergrund erscheint es doppelt unerklärlich, dass die Gruppen so wenig über die Handlungsmotivationen und Forderungen der rassistisch Dominierten wissen (wollen).

4.2.4.3.2 Die Entstehung exklusiver sozialer Räume

Es ist ein Privileg dominanter Gruppen, dass sie nicht gezwungen sind, sich als dominant zu offenbaren. Zum Beispiel müssen sich Weiße nicht explizit zu ihrer Hautfarbe bekennen (Frankenberg 1993), um sie als Kapital nutzen zu können. Sie sind nicht Objekt dominanter Zuschreibungen, sondern sie selbst entscheiden, wie sie sich und die anderen sehen wollen. Udo aus der stadtpolitischen Gruppe glaubt, dass es sich kaum vermeiden lässt „dass ich halt bei nem bestimmten Aussehen, was mich an irgendwas erinnert, positiv oder negativ bewegt bin in meinem Verhalten“ (P25: 2034f). Er fährt fort, dass sich sein Verhalten auch danach richtet, dass er „vielleicht in dem Moment auch einfach keine Lust ha[t] oder was weiß ich“ (P25: 2035f). Udo versucht also, den hohen normativen Anspruch mit dem im Alltag Möglichen zu vermitteln und gibt zu, dass er manchmal „auch einfach keine Lust“ hat, sich aktiv um antirassistisches Verhalten zu bemühen. Über diese Wahlfreiheit der Dominanten verfügen diejenigen, gegen die sich direkte Übergriffe richten und die individuell und kollektiv mit deren Folgen leben müssen, in weitaus geringerem Maße.⁸¹ Das Privileg, sich gegenüber Rassismus autonom verhalten zu können, wird von den antirassistischen Gruppen nicht als rassismusrelevant angesehen und daher zumindest punktuell ausgenutzt. Es kreiert aber soziale Räume, die für rassistisch Dominierte ähnlich unwirtlich sind, wie für Nina/Ali, der von außen beobachtete, wie seine Ehefrau Rassismen ignorierte.

Die Lächerlichkeit fremder Namen

Bei der Nennung fremder Namen, oder wenn fremde Sprachen benutzt werden, deutet sich in den Rollenspielen immer wieder eine Heiterkeit an, die nicht leicht zu interpretieren ist. Sie wird von den Gruppen selbst nicht als anstößig empfunden, könnte aber darauf verweisen, dass diejenigen, deren Na-

⁸¹ Diesen Gedanken verdanke ich einer Diskussion mit Leah Czollek über deren Artikel „Sehnsucht nach Israel“ (1998).

men zu Scherzen ermuntern, nicht ganz ernst genommen werden. Als sich die türkisch-kurdische Frauenorganisation im Rollenspiel der linksradikalen Gruppe vorstellt, hatten sich die Spielerinnen noch keinen Namen für ihre Gruppe ausgedacht. Hanna in der Rolle eines erfahrenen Gruppenmitglieds versucht daraufhin zu improvisieren, wie der Name sein könnte. Dabei fällt ihr „Tütüs“ ein.

Hanna: Ihr seid doch von dieser [...] Ihr seid doch da von ‚Tütüs‘, ne äh. [lacht]
 Carmen: Ja.
 Hanna: Ah so ja. Wie hießen die noch mal, die Gruppe? Entschuldigung, ich habe den Namen vergessen.
 Me: [Lachen]
 Silvia: Merhala hieß die Gruppe.
 Me: Merhala?
 Hanna: [lacht] Merhala. Aha.
 Jens: Merhala. [...]
 Hanna: Ach das heißt doch ‚Guten Tag‘, ne oder?
 Me: [leichtes Lachen]
 Maike: Aber der Name klingt doch so schön, sooo kulturell [Me: Lachen], so ganz anders wie die deutschen Namen (P5: 1112ff).

Bei der Interpretation sollte nicht vergessen werden, dass es sich um eine Rollenspielsequenz handelt. Auf der Realebene wird der Name in dieser Passage erst improvisiert, d.h. Hanna erfindet ihr Vergessen, weil das innerhalb des Spiels den anderen die Möglichkeit gibt, sich erstmals selbst zu benennen. Maike spielt den „Geist des positiven Rassismus“, d.h. sie ironisiert die Verklärung fremder Sprachen, macht dabei aber auch darauf aufmerksam, dass diese nicht einfach wie irgendein Name behandelt werden, sondern „so ganz anders [sind] als die deutschen Namen.“ Sie expliziert rassistische Reaktionen auf die Vorstellung einer türkisch-kurdischen Frauengruppe, die man nur als Denkmöglichkeiten, nicht als realistisches Verhalten interpretieren sollte.

Einschränkung

Trotz dieser Einschränkungen bleibt auffällig, dass Hanna als Erstes einen Namen unterstellt, der lächerliche Züge trägt. Dann korrigiert sie sich, entschuldigt sich dafür, den Namen der Gruppe vergessen zu haben, und fragt nach. Bei dem genannten Namen bleibt es aber nicht, sondern mehrere wiederholen den Namen, einige lachen, Hanna übersetzt die Bedeutung des Namens und die Geister geben ihre Kommentare ab. All das ist begleitet vom wiederholten Lachen der Gruppe.

Der fremde Name ist nichts Selbstverständliches, sondern er wird diskutiert und verändert, es werden Phantasien darüber entwickelt, wie fremde Namen sind und sein sollten und das Ganze ist ungeheuer lustig. Bröskamp (1993) erklärt, wie habituelle Fremdheit unter Sportlern nicht nur erfunden, sondern auch erzeugt wird. Ähnlich könnte hier argumentiert werden, dass die Namen durch die Aufmerksamkeit, die ihnen zuteil wird, erst zu etwas Besonderem und Lustigem erklärt werden. Dadurch, dass sie nicht einfach so stehen bleiben können, zeigt sich, dass sie manipulierbar, deutbar und übersetzbare sind. Wie bei der Vergabe von Spitznamen eignen sich die Scherzenden symbolische Macht über die solchermaßen Benannten an. Und sie machen deutlich, dass sie

Fazit

es sich erlauben können, mit den Namen der Anderen zu spielen.

Die Lust am Rassismus

Spaß an der Rolle der RassistInnen

Schon an den unterschiedlichen Reaktionen auf das Rollenspiel der stadtpolitischen Gruppe wurde deutlich, dass Rassismen, die den einen nicht auffallen, die anderen erheblich kränken. Ähnlich doppeldeutig ist das Verhältnis der antirassistisch Engagierten zum Thema Rassismus. Einerseits setzen sie sich ernsthaft damit auseinander. Sie sind emotional berührt und erleben Übergriffe in ihrem sozialen Nahraum als Belastung. Andererseits entstand stellenweise der Eindruck, dass sie zumindest in den Rollenspielen Spaß am Rassismus haben. Zum Beispiel gab es nie einen Mangel an Freiwilligen für die Rolle der RassistInnen, und das Spielen der Rolle hinterließ keine unangenehmen Gefühle in den Spielenden. Wer Rollenspiele fachgerecht durchführt, wird immer wieder damit konfrontiert, dass diejenigen, die Anti-Rollen übernommen haben, nach dem Spiel mit der Rolle identifiziert bleiben und sich in etwa so schlecht fühlen wie Nina, nachdem sie in der Sequenz „Meerschweinchen“ Ali gespielt hatte. Für diejenigen, die RassistInnen spielten, bestand dieses Problem nicht. Es machte ihnen Spaß und Elli beneidet sie darum, denn sie hätte sich auch gerne einmal „RICHTIG ALS RASSIST AUSLEBEN“ (P28: 1557f) wollen.

Überhören von Rassismus

Es gibt viele Gründe, die dieses Empfinden nachvollziehbar machen. Unter anderem ist die Rolle der RassistIn eine Art „Urlaub“ von der ständigen Selbstkontrolle, die sich die AntirassistInnen auferlegt haben. Dass es ihnen unbeschwert möglich ist, diesen Spaß zu empfinden und auszukosten, verweist jedoch darauf, dass sie wählen können, wie nahe ihnen das Problem des Rassismus geht. In der Trainergruppe verweist Marianne darauf, dass sie nicht länger auf alle diskriminierenden Bemerkungen reagiert: „Ich überHÖRE auch vieles einfach, weil ich mich nicht für alles verantwortlich fühlen will“ (P33: 1858ff). Eine solche Haltung ist lebbarer als die ständige Konfrontation mit Rassismus, der rassistisch Dominierte teilweise ausgesetzt sind. Es handelt sich aber auch um ein Privileg, das verteidigt wird. Zum Beispiel lassen sich die massiven Abwehrreaktionen, die antirassistische Äusserungen oft hervorrufen (Essed 1991; Van Dijk 1992), auch dadurch erklären, dass diese die Wahlfreiheit der Dominanten beschneiden, indem sie zur Positionierung zwingen.

Rassistische Effekte

Wenn die antirassistisch Engagierten das Thema Rassismus auf die leichte Schulter nehmen, können sie mittelbar einen rassistischen Effekt hervorrufen. Menschen, die von rassistischen Angriffen in existenzieller Weise betroffen sind, werden es schwierig finden, ihre Wut und ihre Frustration in eine Gruppe zu tragen, die souverän und halbberührt mit einem Thema umgeht, von dem sie selbst unmittelbar betroffen sind. Nun machen rassistisch Dominierte natür-

lich auch Witze über Rassismus. Zum Beispiel spielen sie mit rassistischen Stereotypen, was wiederum rassistisch Dominante peinlich berühren kann (Zaimoglu 1995). Weil am Humor habituelle Perspektivenunterschiede besonders deutlich werden, kann er die Segregation sozialer Räume verschärfen.

Fazit

Definitionsmacht wird nicht nur aktiv durchgesetzt, sondern sie entsteht auch dadurch, dass rassistisch Dominante in einem objektiv anderen Verhältnis zum Thema Rassismus stehen als die Dominierten. In ihren Interaktionen sind dominierte Perspektiven faktisch und symbolisch nicht vertreten. Wenn die Gruppen ihren Interessen folgen und die Privilegien nutzen, die ihre Position mit sich bringt, reproduzieren sie soziale Räume, die Dominierten unwirtlich erscheinen müssen.

4.2.4.4 Rassismus im emanzipatorischen Gewand

Indem sich rassistisch Dominante gegen Rassismus engagieren, gewinnen sie symbolisches Kapital, denn sie setzen sich für ein allgemein anerkanntes Anliegen ein und erweisen sich als progressiv und liberal. Antirassistische symbolische Kämpfe sind v.a. dann erfolgreich, wenn sie die Selbstverständlichkeit und Legitimität von rassistischem symbolischem Kapital in Frage stellen. Diese beiden tragenden Prinzipien antirassistischer symbolischer Kämpfe werden außer Kraft gesetzt, wenn Rassismus als Tabubruch, als Befreiung von überzogener Kontrolle dargestellt werden kann (4.2.4.4.1). Oder wenn ein anderes progressives und liberales Anliegen, z.B. der Kampf gegen Sexismus oder die Ermächtigung von Unterschichtsjugendlichen mit weniger Mühe den gleichen symbolischen Mehrwert verspricht (4.2.4.4.2).

In diesen beiden Fällen werden Rassismen deutlich unkontrollierter reproduziert als sonst. Es kommt zu Verwirrung darüber, welche konkurrierenden Anliegen am „wichtigsten“ oder am „emanzipatorischsten“ sind. Es ist nicht zu leugnen, dass einem Teil der resultierenden Konflikte objektive Handlungsdiлемmata zugrunde liegen. Wenn unter den konkurrierenden symbolischen Kampflinien selektiv diejenigen betont werden, die den Interessen der rassistisch Dominanten entgegenkommen, handelt es sich jedoch um Rassismen, die im emanzipatorischen Gewand Kontrollansprüche geltend machen.

4.2.4.4.1 Befreiung von überzogenen Ansprüchen

Mehrwert symbolischer Kämpfe Wenn symbolische Kämpfe Auseinandersetzungen über antirassistische Normen beinhalten, erzeugen sie schon deshalb moralischen Druck, weil sich die rassistisch Dominanten nie sicher sein können, ob sie dem jeweiligen Stand der Normen genügen. Das eröffnet die Möglichkeit, in einer Art befreienden Aufbegehrens bewusst so genannte Tabus zu brechen. Der symbolische Mehrwert dieser Strategie ist erheblich: Zum einen kann man sich als couragierte und revolutionär darstellen – obwohl man zugleich viele Sympathien auf seiner Seite weiß. Kommt es zu Widerspruch, so ist dieser leicht zu ertragen, denn schon immer musste die Avantgarde mit der Abwehr der Rückständigen leben. Außerdem können sich die BefürworterInnen des Tabubruchs auf Ideale wie Demokratie und Meinungsfreiheit berufen.

Wann sind Tabubrüche rassismus-relevant? Nun soll hier nicht jegliches Aufbegehren gegen erdrückende Normen als rassismusrelevant verunglimpft werden. Kritikwürdig ist die „Befreiung“ dann, wenn sie als solche absolut gesetzt wird, wenn ihre FürsprecherInnen also nicht eine spezifische Norm aus spezifischen Überlegungen heraus angreifen oder mehrere Ideale gegeneinander abwägen. Zum Beispiel kann man mit gutem Grund Überlegungen darüber anstellen, ob das Ziel, die Überlebenden der nationalsozialistischen Völkermorde zu schützen, mit einer Beschränkung der Meinungsfreiheit erreicht werden kann und ob diese legitim wäre. TabubrecherInnen im oben geschilderten Sinne legen auf solche Differenzierungen keinen Wert, sondern sie fühlen sich in dem Moment von einem Ideal erdrückt, in dem dessen Bruch symbolischen Mehrwert verspricht. Nachweisen lässt sich dieser Umstand besonders dann, wenn sie selbst den moralischen Anspruch erfinden, bzw. wenn sie das Ausmaß der Tabuisierung so überzogen darstellen, dass erst dadurch ein einleuchtender Anlass für eine „Revolte“ entsteht.

Sachlich überzogener Anspruch Wie in der Sequenzanalyse „Doktorarbeiten“ gezeigt, bringt Regine am Ende der Diskussion der linksradikalen Gruppe selbst einen Anspruch ins Spiel, den sie mühelos zurückweisen kann.

Regine: Wenn ich zum Thema Flüchtlinge in Deutschland arbeite, dann kann ich keine 150 Sprachen [lacht] lernen, um mit allen in ihrer Sprache zu sprechen, sondern das ist [...] ein anderes Thema, das nich[ts] damit zu tun hat, dass ich gern Sprachen lerne (P1: 1046ff).

Indem Regine unterstellt, dass sie 150 Sprachen lernen müsste, um mit Flüchtlingen zusammenzuarbeiten, macht sie deutlich, dass sie aus rein faktischen Gründen nicht stärker auf die Flüchtlinge zugehen kann. Sie entpolitisert Fremdsprachenkenntnisse und setzt selbstverständlich voraus, dass Deutsch die Lingua Franca der Flüchtlingsarbeit sein muss.

Verdecken rassismus-relevanter Hierarchisierungen Regine hatte kurz vorher einen Wertunterschied zwischen antirassistischer Politik in Deutschland und heimatlandbezogener Politik konstruiert. Diese Hierarchie kehrt wieder, wenn Sprachen Lernen als eine lustbetonte Tätigkeit erscheint, die sich deutlich von antirassistischer Politik unterscheidet. Die bewertenden Einschätzungen, die in Regines Aussage enthalten sind, fallen nicht auf, denn sie werden davon überdeckt, dass man Regine nur zustimmen kann, wenn sie nicht 150 Sprachen lernt, bevor sie beginnt, antirassistische Politik zu machen.

Bei Regine handelte es sich um einen inhaltlich überzogenen Anspruch. Die Trainergruppe übertreibt in normativer Hinsicht. Das beginnt mit der vergleichsweise banalen Einsicht, dass Marianne „nicht für die ganze Welt zuständig“ (P33: 608) sein kann, und wird so weit getrieben, dass die Gruppe die Grundprinzipien einer Demokratie deshalb nicht mehr als Leitbilder für die pädagogische Arbeit ansehen will, weil sich nicht alle Demokraten über diese einig sind.

Normativ
überzogener
Anspruch

Emily: Du [Jon] sachst nicht: [...] ,Wir leben in einer demokratischen Gesellschaft und alle Demokraten sind der Meinung, DASS' [...].
 Karsten: Und das stimmt auch wirklich nicht so. /
 Emily: / Das stimmt ja sowieso nicht, [Karsten: mhmm] sondern du vertrittst deine EIGENE // moralisch- philosophische Haltung.
 Jon: // Mhm, mhmm. Also wenn sie gegen / Nichtraucher //
 Karsten: / die du aber (.... nicht) nennst. /
 Jon: / Nichtraucher Sprüche machen, und das trifft mich, dann werd ich TOTAL mich aufregen [lacht kurz] (P33: 1996ff).

Die These, dass sich nicht alle Demokraten darüber einig sind, was Demokratie ausmacht, werden auch Nichtdemokraten schnell bestätigen können. Mit dem Argument, dass sich nicht *alle* Einzelnen einig sind, lässt sich jegliche Norm außer Kraft setzen. Dennoch stimmt die Gruppe dem mit Nachdruck zu. So rechtfertigt sie, dass sich PädagogInnen nur noch jenen Normen verpflichtet fühlen sollten, mit denen sie sich persönlich identifizieren können. Antirassistische Pädagogik würde dann dem beruflichen Ideal der TrainerInnen widersprechen, da sie „fremde“ Normen impliziert.

4.2.4.4.2 Konkurrenz verschiedener emanzipatorischer Anliegen

Vor allem was die Menschenrechte angeht, muss man überzogene Ansprüche nicht erst erfinden. Sie beanspruchen universelle Gültigkeit, obwohl sie vielfach im westlichen Interesse instrumentalisiert wurden (Mahrad 1994). In der Debatte über politische Werte gehen partikularistische und universalistische Argumentationen paradoxe Verbindungen ein. Zum Beispiel zeigt Soysal (1997) am Beispiel muslimischer Organisationen in Frankreich und Deutschland, dass diese sich einerseits entlang partikularer Identitäten mobilisieren, dass sie aber andererseits ihre Forderungen mit den universellen und individuellen Menschenrechten begründen. „Their claims, however, are not simply grounded in the particularities of religious narratives. On the contrary, they appeal to the universalistic principles and dominant discourses of equality, emancipation, and individual rights“ (Soysal 1997: 7f). Rassistisch dominierte Gruppen nutzen universalistische Diskurse, um gleichberechtigte Inklusion *trotz* ihrer partikularen Identitäten einzuklagen.

Inklusion
durch Uni-
versalismus

Ein ähnlich paradoxes Gemisch von universalistischen und partikularen Argumentationen kann von rassistisch Dominanten zum Zwecke der Exklusion eingesetzt werden. So stimmen laut Demirovic und Paul

Exklusion
durch Uni-
versalismus

„[d]reißig Prozent der Studierenden (...) dem Statement zu, demzufolge Einwanderer ein Bekenntnis zu den Werten der westlichen Demokratie ablegen müssen (...). Paradox genug, kann die Berufung auf den universalistischen Gehalt der demokratischen Verfassung also dazu führen, dass Einwanderung nur solchen Personen erlaubt wird, die sich deutlich als Demokraten ausweisen“ (1996: 207).

Damit werden Normen, die allen Mitgliedern einer Gesellschaft die politische Partizipation garantieren sollen, die also in der Tendenz inklusiv sind, für die Legitimation von Exklusion verwandt.

„So kommt es zu der Paradoxie, dass ‚wir‘, die wir tolerant sind, die Grenzen unseres Kulturreises oder -bereichs behüten müssen vor dem Eindringen derjenigen, die nicht so tolerant sind und es auch nicht sein können. Als naturalisierte Kultur verstanden, wird die demokratische Kultur zu einer Eigenschaft, die die ‚anderen‘ nicht haben“ (Demirovic und Paul 1996: 209).

Eine Thematik, die auch die antirassistischen Gruppen zur Reproduktion von Rassismen veranlasst, ist das konstruierte Dilemma zwischen der Emanzipation von Frauen (und anderen benachteiligten Gruppen) und dem Recht auf kulturelle Selbstbestimmung. In diesem Zusammenhang werden Diskurse vorgebrachten, die sehr viel genauer zu den allgemein bekannten Rassismusdefinitionen passen als das bei der Mehrzahl der oben beschriebenen Rassismen der Fall ist (Fuchs und Habinger 1996; Uremovic und Oerter 1994; Hügel et al. 1993). Und den antirassistischen Gruppen fällt nicht einmal auf, dass sie traditionelle Rassismen reproduzieren.

Antisexistischer Rassismus

Damit man überhaupt ein grundsätzliches Dilemma zwischen Antirassismus und Antisexismus annehmen kann, muss man voraussetzen, dass rassistisch dominierte Gruppen die Menschenrechte von Frauen stärker missachten als andere. Die homogenisierende Annahme, dass rassistisch konstruierte „Kulturen“ oder „Männer“ besonders patriarchal seien, wird in der gebildeten Mittelschicht als selbstverständlich richtig angesehen und ruft keinen Widerspruch hervor. Diese Klassifikation und Abwertung trifft pauschal alle rassistisch dominierten Männer. Besonders augenfällig ist dies bei sexueller Gewalt. Sind die Täter rassistisch dominiert, so wird sie auf deren essenziell gedachte Herkunft zurückgeführt, was sich schon daran zeigt, dass sie meist nach Aussehen als „Ausländer“ klassifiziert werden. Die vielfältigen anderen demografischen Merkmale und Attributionsmöglichkeiten, wie z.B. Alter, Schicht, Ort, Alkohol, der Zusammenschluss in geschlechtshomogenen Gruppen, die unter rassistisch Dominanten Verwendung finden, spielen keine Rolle mehr.

Außerdem dient der Verweis auf den Sexismus der rassistisch Dominierten dazu, Sexismus in der jeweiligen Eigengruppe als vergleichsweise vernachlässigbar erscheinen zu lassen. Zum Beispiel erklärte Marieluise Beck, die Ausländerbeauftragte der rot-grünen Bundesregierung, am 8.12.1998 in der Taz (S. 7): „Ich bin sehr dafür, insbesondere ausländischen Männern zuzumuten zu akzeptieren, dass in dieser Gesellschaft Frauen und Männer gleichberechtigt sind.“ In einem anderen Zusammenhang wäre nicht zu erwarten, dass eine grüne Spitzenpolitikerin die Gleichberechtigung von Mann und Frau als in Deutschland quasi abgeschlossen bezeichnet. Antisexistischer Rassismus ist so

selbstverständlich, dass er nicht einmal von den Symbolfiguren der antirassistischen Bewegung als solcher erkannt wird.

Konkurrenz symbolischer Kämpfe

Symbolische Kämpfe zwischen (Anti-)Rassismus und (Anti-)Sexismus sind aus mehreren Gründenbrisant. Zum einen beruhen beide auf kollektiven Überzeugungen, die der Anerkennung bedürfen. Gerade Gruppen wie rassistisch dominierte Männer oder weiße Frauen, deren symbolisches Kapital instabil und heterogen ist, werden besonders erbittert darum kämpfen, dass das symbolische Kapital, über das sie verfügen, anerkannt wird.

Dabei geraten sie nicht nur über den relativen Wert der symbolischen Kapitalien, die sie besitzen, aneinander. Wenn sich identitätspolitische Emanzipationsbewegungen formiert haben, konkurrieren auch zwei Ansprüche auf Emanzipation. Zum Beispiel erzählen rassistisch dominante Frauen von den Dilemmata, in die sie geraten, wenn sie von rassistisch dominierten Männern sexistisch angegriffen werden – oder das wie Nina befürchten. Hierbei geht es nicht darum, ob ein Übergriff oder die Drohung eines Angriffs, der von einem rassistisch Dominierten ausgeht, sexistisch ist und mit dieser Begründung verurteilt werden darf. Diese Frage ließe sich vergleichsweise leicht klären. Vielmehr wird in stereotyper Weise gefragt, ob die Frau sich gegen diesen Übergriff wehren darf, auch wenn der Mann sie dann als ausländerfeindlich bezeichnet. Etwas polemisch ließe sich die These aufstellen, dass rassistisch dominierten Männer nicht deshalb ein besonderes Problem für weiße deutsche Feministinnen darstellen, weil sie sich teilweise sexistisch verhalten, sondern weil sie gegenüber den emanzipatorischen Bestrebungen der Frauen ein ebenfalls emanzipatorisches Argument ins Feld führen könnten. Es treten also zwei emanzipatorische Ansprüche in Konkurrenz zueinander, und die weißen deutschen Frauen versuchen, diese Konkurrenz für sich zu entscheiden.

Solche Konflikte werden dadurch verschärft, dass den jeweiligen Befreiungsbewegungen immer nur *eine* Dimension symbolischer Kämpfe am Herzen liegt – nämlich die, in der sie benachteiligt sind – und sie die andere Dimension nach Kräften ausnutzen, um ihre prekäre Lage zu stabilisieren. Nicht umsonst neigen nationalistische und rechtsextreme politische Bewegungen dazu, in typisch sexistischer Manier die Reinheit „ihrer“ Frauen zu einem zentralen Wert der kollektiven Identität zu erklären (Yuval-Davis 1997: 23). Umgekehrt wird die Emanzipation von rassistisch dominanten Mittel- und Oberschichtsfrauen selbstverständlich mit der illegalisierten Arbeit von MigrantInnen beider Geschlechter erkauft (Momsen 1999). Aus Sicht mobilisierter Gruppen ist die Identitätsdimension, entlang derer sie sich formierten, zentral (Gitlin 1995). Hingegen verhalten sie sich sonst wie alle anderen symbolisch Dominanten, d.h. sie nehmen die Dimensionen, in denen sie objektiv von sym-

Konkurrenz symbolischer Kapitalien

Konkurrenz von Emanzipationsbewegungen

Wahrnehmung eines Hauptwiderspruches

bolischer Gewalt profitieren, nicht wahr, obwohl sie sich natürlich in allen diesen Dimensionen strategisch verhalten, also das symbolische Kapital, über das sie verfügen, ausweiten und stabilisieren.

Empirische Beispiele

In der Verwirrung, die entsteht, wenn eine Bewegung, die sich selbst aus der Unterdrückung befreien will, auf eine andere Bewegung trifft, die sich selbst u.a. von der Unterdrückung durch die erste Bewegung befreien will, lassen sich Rassismen weitaus unauffälliger transportieren als in moralisch eindeutigeren Verhältnissen. Oben hatte ich Nina zitiert, die ihre Neigung diskriminierend findet, Männern mit dunkler Hautfarbe pauschal auszuweichen, weil sie fürchtet, diese seien gegenüber Frauen gewalttätig. Dabei stellt sie Studenten, die aus der Uni kommen, und denen sie eigentlich nicht ausweichen will, „Gestalten, die auf Frauenfang sind“ (P25: 2519) gegenüber. Da es sich, wie zuvor von ihr erläutert, um dunkle Gestalten handelt, sind rassistische Assoziationen mit frauenfangenden Primitiven und Menschenfressern nicht ganz abwegig.

Antisexistenz als Ausweichkriterium

Verweise auf Sexismus werden gerne dann herangezogen, wenn den SprecherInnen die Argumente ausgehen. In der linksradikalen Gruppe hatten Regine und Maike die These vertreten, dass MigrantInnen nicht in ausreichendem Maße an der Gruppe partizipieren, weil ihre Sprachkenntnisse defizitär seien. Mehrere finden das als Erklärung für die Unterrepräsentanz von MigrantInnen in der Gruppe zu pauschal und widersprechen. Daraufhin führt Maike eine neue, nicht weniger homogenisierende Differenzierung ein: „Ich denke, das unterteilt sich noch zwischen Männern und Frauen, dass ganz ganz viele Frauen z.B. ganz ganz wenig Deutsch sprechen können. [...] Hab ich häufig erlebt. [...] Hab ich nur mitgekriegt ne“ (P1: 1114ff). So gelingt es ihr, das homogenisierende Sprechen *über* MigrantInnen fortzusetzen und zugleich anzudeuten, dass unter MigrantInnen die Frauen geringere Bildungschancen als die Männer hätten. Sie reagiert pro forma auf die Kritik an homogenisierenden Kategorien, indem sie eine neue homogenisierende Kategorie einführt, die ebenfalls die Defizithypothese unterstützt.

Antisexistenz als Abwehr antirassistischer Kritik

Dass der Verweis auf Sexismus zur Abwehr antirassistischer Kritik eingesetzt wird, gehört zu den leidvollen Erfahrungen der feministischen Gruppe, die sich „trotz“ Zugehörigkeit zur Frauenbewegung gegen Antisemitismus engagiert. In 4.1.1 hatte ich die Sequenz „Unterwanderung“ zitiert, in der Sonjas Kritik an antisemitischen Äußerungen mit dem Argument beantwortet wird, dass sich „Feminismus und eine Religion, die so frauenfeindlich ist“ (P36: 512f) nicht zusammenbringen lassen. Dabei werden diejenigen, die sich gegen Antisemitismus oder Rassismus einsetzen, inhaltlich mit der Gruppe gleichgesetzt, gegen deren Diskriminierung sie kämpfen. Wer Herrschaftskritik auf eine Dimension symbolischer Kämpfe beschränkt, muss annehmen, dass diejenigen, die Feministinnen kritisieren, nur antifeministisch sein können, also z.B. patriarchale Religionen gut finden. Die identitätspolitische Konstruktion von Hauptwidersprüchen greift die binäre Klassifikationslogik symbolischer Ge-

walt auf und schafft ihrerseits homogene Eigen- und Fremdgruppen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen.

Bemerkenswert ist, dass es den Angreifenden in den oben zitierten Beispielen gelingt, ihre rassismusrelevanten Unterstellungen unwidersprochen vorzu bringen. Die feministische Gruppe ist mit der Abwehr des Angriffs so beschäftigt, dass sie auf die Behauptung, die jüdische Religion sei sexistischer als die christliche, nicht weiter eingeht. In der linksradikalen Gruppe expliziert Riccardo zwar, dass er auf Maikes These nicht eingehen will, trägt ihr dann aber doch in seiner Argumentation Rechnung: Selbst wenn die Hälfte der Migran tInnen als Frauen kein Deutsch könnten, blieben doch die Männer übrig (P1: 1129f). Die Konkurrenz zwischen verschiedenen Dimensionen symbolischer Kämpfe ermöglicht auch in den antirassistischen Gruppen eine völlig unsanktionierte Reproduktion erkennbarer Rassismen.

Rassismen
bleiben un-
widerspro-
chen

Handlungspraktische Dilemmata

Bisher hatte ich Beispiele zitiert, bei denen der Konflikt zweier emanzipatorischer Ansprüche so funktional für die Stabilisierung von Dominanzansprüchen ist, dass sich die resultierenden Konflikte mindestens als vorgeschoben und meist als wenig substanzuell desavouieren ließen. Was aber, wenn Handlungen in einer konkreten Situation tatsächlich nicht zwei verschiedenen emanzipatorischen Anliegen Rechnung tragen können? Das konkreteste Beispiel für ein Handlungsproblem zwischen zwei emanzipatorischen Anliegen bezieht sich im vorliegenden Material auf einen Konflikt zwischen dem Empowerment von Unterschichtsjugendlichen und dem Schutz von Lesben und Schwulen vor Diskriminierung. Ein Grund, warum sich die Trainergruppe von übergeordneten moralischen Prinzipien abwendet, liegt in ihrem Empfinden, dass die Zielgruppe ihrer Bildungsarbeit – Jugendliche und zum Teil jugendliche HauptschülerInnen – selbst nicht gerade zu den herrschenden Klassen gehört. D.h. ihr Abrücken von explizit antirassistischer Pädagogik ist auch der Überlegung geschuldet, dass den Jugendlichen so viel aufgezwungen wird, dass ein Pädagoge jegliche eigene Aktivität nur begrüßen kann.

Jon: Eine Klasse, siebte Klasse: [Zu denen, A.W.] hab ich einfach gesagt: „Hier, es gibt Kameras. Interviewt euch gegenseitig.“ [...] Gut, was sie daraus gemacht haben: Die haben wirklich Schwulen gespielt, Lesben gespielt, sich verkleidet. Das fand ich total kreativ ja und also das war witzig, auch wie sie [...] [sich] da über diese Schwulen und Lesben lustig gemacht haben. Das fand ich kreativ (P33: 2342ff).

Jon: Um die Absicht hinter diesem Konzept noch mal zu verdeutlichen: Ich unterstelle mal, dass gerade diese schwierigen Jugendlichen in einem Kontext aufwachsen oder in der Schule auch einem Kontext ausgesetzt werden, wo sie in der Wahrnehmung ihrer Inkompetenz geschult werden, und das möchte ich nicht in meinem Kontext. Also deshalb wenn sie über Schwule reden, ist meine erste Reaktion [nicht] die Kritik oder das Offenlegen, sondern ein Offenlegen von ihrer Kreativität. Die haben mich ignoriert mit meinen Angaben und [...] das versuch ich erst mal [anzuerkennen], A.W.] (P33: 2526ff).

Eine emanzipatorische Haltung muss auch in der Lage sein, jugendliche Ziel-

gruppen von Bildungsmaßnahmen ernst zu nehmen und ihr Engagement nicht mit dem moralischen Überhammer totzuschlagen. Da es Jon in der konkreten Situation unmöglich erscheint, verschiedene emanzipatorische Anliegen miteinander zu vermitteln, entscheidet er sich für eines. Er freut sich an der schwulenverulkenden Kreativität der Jugendlichen und erkennt an, dass die Jugendlichen kreativ mit seinen Vorgaben umgegangen sind.

Gerade handlungspraktische Dilemmata kann man nur im Rahmen der jeweiligen Situation auf ihre Rassismusrelevanz hin analysieren. Wenn sich wie bei Maike zeigt, dass ein Diskurs jeweils die Dimension symbolischer Gewalt betont, die den Sprechenden angenehm ist, so spricht das dafür, dass der Diskussionswechsel symbolische Gewalt reproduziert. Jon berücksichtigt hingegen, dass die Jugendlichen nicht nur symbolische Gewalt ausüben, sondern sich selbst gegen ein erdrückendes pädagogisches System behaupten und wählt beide Momente ab. Außerdem spielen handlungspraktische Erwägungen eine Rolle. Die TrainerInnen glauben, dass sie mit offenen und kreativitätsfördernden Methoden sichtbarere pädagogische Erfolge erzielen, als mit moralisierenden Interventionen. Sie wägen also zwischen dem Guten, dem Effektiven und dem Praktikablen ab.

Kritik an Jon

Auch ein solches Abwägen in handlungspraktischen Dilemmata kann jedoch noch Einseitigkeiten aufweisen. Zum Beispiel bringt Jon wahrscheinlich nicht ganz zufällig für die Unterschichtsjugendlichen, mit denen er arbeitet, Verständnis auf, während ihm Schwule und Lesben als vergleichsweise fern erscheinen. Dabei kommt er gar nicht erst auf den Gedanken, dass in seiner Gruppe Schwule und Lesben sein könnten, für die die Scherze ihrer KlassenkameradInnen und die Freude des Pädagogen sicherlich keine kleine Belastung sind. Dass sich kreative pädagogische Methoden auch dadurch auszeichnen können, dass sie für mehrere Dimensionen von symbolischer Gewalt sensibilisieren (Cohen, P. 1994), beschäftigt die Trainergruppe ebenfalls nicht. Auch nach sorgfältigem Abwägen handlungspraktischer Dilemmata besteht die Gefahr, dass die bloße Hülle einer emanzipatorischen Argumentation im eigenen Machtinteresse eingesetzt wird.

Fazit

Hier soll nicht suggeriert werden, dass keine tatsächlichen Handlungsdiлемmata zwischen Antirassismus und anderen emanzipatorischen Anliegen existieren. Gerade die Diskurse, die solche Schwierigkeiten überformen, tendieren jedoch zur Reproduktion der rassistischen Strukturen, die das Dilemma erst hervorgebracht haben. In der überwiegenden Zahl der Fälle geht es allerdings gar nicht um praktische Dilemmata. Hier geben sich die SprecherInnen emanzipatorisch, nutzen diesen Diskurs aber nur dazu, um unbehelligt auch traditionelle Rassismen zu reproduzieren. Wenn verschiedene emanzipatorische Anliegen in einen konkreten Konflikt zueinander geraten, ist der pauschale Vertrauensvorschuss, der jedweder emanzipatorischen Bewegung entgegengebracht wird, nicht länger hilfreich. Eher geht es darum, die verschiedenen Ansprüche in einen Rahmen zu bringen, in dem sie konkurrieren können, ohne

dass ein „Hauptwiderspruch“ dominiert.⁸²

4.3 Ergebnisse

Die hier beschriebenen diskursiven und praktischen Strategien finden sich in vielen sozialen Zusammenhängen. Es wäre daher verfehlt, z.B. von der Verschiebung eines Themas in einer Diskussion auf deren Rassismusrelevanz zu schließen. Nur wenn sich Kategorisierungen, Bewertungen und Kontrollsprüche langfristig miteinander und mit rassistisch strukturierten Institutionen verbinden, können sie zur Stabilisierung von Rassismus als Struktur sozialer Ungleichheit beitragen. In den antirassistisch engagierten Gruppen ließen sich offene Verbindungen der drei Kriterien für diskursiven Rassismus im Unterschied zur Kontrastgruppe nur selten beobachten. Hingegen sind unauffällige und gewohnheitsmäßige Beiträge zur Stabilisierung von Rassismus auch in diesen Gruppen an der Tagesordnung. Im Folgenden sollen einige soziale Prozesse beschrieben werden, die das empirisch zweideutige Bild in den antirassistischen Gruppen im Gesamt hervorbringen könnten.

Grundlegend für die Diskurse und Praktiken der antirassistischen Gruppen ist eine deutliche Zurückhaltung bei der Reproduktion von Rassismen (4.1). Im Vergleich zu den nicht engagierten Kontrastgruppen kann diese als *langfristige Folge antirassistischen Engagements* gedeutet werden. Es ließ sich zeigen, wie eine Gruppe gemeinsam daran arbeitet, ihr spontanes Unbehagen bei rassismusrelevanten Interaktionen rückblickend zu erklären, argumentativ abzusichern und Handlungsmöglichkeiten zu entwerfen. So inkorporieren die Gruppen Wissen darüber, wie man Rassismen vereindeutigen und bearbeiten kann. Zugleich wird deutlich, wie schwierig sich das Erkennen von Rassismusrelevanz gestaltet. Deshalb neigen die Gruppen auf Dauer dazu, das eigene Handeln und Denken kritisch zu hinterfragen und sich vorsichtig in einem symbolisch umkämpften Feld zu bewegen, bei dem sie sich über die Rassismusrelevanz ihrer Handlungen nie ganz sicher sein können. Handlungspraktisch drückt sich diese Vorsicht in dem Bemühen aus, die negativen Effekte rassistischer Strukturen zu kompensieren.

Diese Vorsicht fehlt der feministischen Kontrastgruppe völlig. Sie nutzte das gesamte vorliegende Repertoire rassistischer Klassifikationen und Abwertungen, um die eigene Kultur als überlegen und ganz Afrika als pathologisch bzw. patriarchal gewalttätig darzustellen. Dass solche Diskurse in der gebildeten Mittelschicht möglich sind, wird durch die Literatur belegt. Dennoch stellt sich die Frage nach den Bedingungen, unter denen Rassismen unkontrolliert reproduziert werden (4.2.1). Die Gruppe diskutierte über das für sie sym-

Selbst-
kontrolle

Versagen der
Selbst-
kontrolle

82 Insbesondere abstrakte Grundsatzdiskussionen, die einen prinzipiellen Gegensatz zwischen verschiedenen universalistischen Anliegen konstruieren, tragen nach meinem Erachten kaum zu demokratischen Formen der Konfliktaustragung bei, sondern gießen eher Öl ins Feuer der Wahrheitsansprüche.

lisch bedrohliche und daher stark polarisierende Thema „Genitalverstümmelung“. Außerdem handelte es sich um eine lose Gruppe, deren Diskussionsstil von einigen wenigen MeinungsführerInnen dominiert wurde, die ihr Publikum überzeugen wollten. Wenn man annimmt, dass rassistische Klassifikationen als Bestandteil der dominanten Kultur bekannt sind, ihre offene Reproduktion aber durch antirassistische symbolische Kämpfe beschränkt wird, so verweist die Beobachtung der feministischen Kontrastgruppe darauf, dass spezifische situative Bedingungen jegliche Selbstkontrolle aufheben können.

Da auch in den antirassistischen Gruppen eine verstärkte Reproduktion von Rassismen zu beobachten war, wenn Antirassismus in (scheinbaren) Konflikt mit anderen emanzipatorischen Bewegungen geriet (4.2.4.4), nehme ich an, dass sich diese situativen Bedingungen auch auf Widersprüche zwischen symbolischen Kämpfen zurückführen lassen. Antirassismus ist in der gebildeten Mittelschicht als kulturell progressive Norm etabliert. Offener Rassismus wird zumindest teilweise negativ sanktioniert. Wenn eine in dieser Weise erzeugte antirassistische Tendenz in einem anderen symbolischen Kampf, z.B. dem gegen Sexismus bzw. gegen Genitalverstümmelung plötzlich als rückständig erscheint, verschwinden in der Kontrastgruppe alle und in den antirassistischen Gruppen einige Hemmungen bei der Reproduktion von Rassismen.

Dass die strukturell Dominanten frei entscheiden können, wie sehr sie sich kontrollieren und wie sehr sie sich auf das Thema „Rassismus“ einlassen, ist Ausdruck der privilegierten Lage dieser Gruppen (4.2.4.3). Das zeigt sich u.a. daran, dass die antirassistisch Engagierten in den Rollenspielen Spaß an der Rolle der RassistInnen hatten und das als „Ausleben“ empfanden. Abgesehen von solchen „Ausrutschern“ nutzen die antirassistisch Engagierten dieses Privileg nicht aktiv aus, sondern sie bemühen sich, rassistische Effekte zu vermeiden. Dennoch ist wahrscheinlich, dass die Perspektivendifferenz zwischen denen, die Rassismus lustig finden können und jenen, die diese Option nicht haben, Prozesse sozialer Schließung verfestigt.

Teufelskreis von Struktur und Diskurs

Neben dem situativen Nachlassen der Selbstkontrolle erwies sich der Umstand, dass antirassistisches Handeln in rassistischen Strukturen notwendig unvollständig bleibt, als eine Kontextbedingung, die die Reproduktion von Rassismen erleichterte. Wenn die Gruppen die Effekte rassistischer Strukturen benennen wollen, bilden sie Kategorien, durch die sie diese Effekte festschreiben und legitimieren (4.2.2). Das finden sie selbst problematisch, und so ziehen sie die vorgeschlagenen Kategorien in Zweifel. In diesem Zusammenhang erzeugen sie neue Klassifikationen, denen sie dann erneut widersprechen.

In einem ähnlichen selbstverstärkenden Zirkel bewegen sich Praktiken, die der strukturellen Benachteiligung rassistisch Dominierter entgegenwirken sollen. Indem antirassistisch Engagierte die Hilfsbedürftigkeit eines Teils der rassistisch Dominierten verallgemeinern – wenn auch anscheinend nicht auf ihre konkreten Bekannten (vgl. 5.3) – reproduzieren sie Defizithypothesen (4.2.3). Die so benannte und reproduzierte Hierarchie kann zum Anlass für kompensie-

rende Angebote werden, legt die Dominierten aber auch auf eine subalterne Rolle fest. Im Unterschied zu Diskursen können inkorporierte Routinen nur begrenzt durch egalitäre Normen kontrolliert werden. Zum Beispiel nehmen auch antirassistische Gruppen fremde Namen zum Anlass für Scherze und korrigieren sich erst in einem zweiten Schritt (4.2.4.3.2). Wenn sich ein hierarchisches Verhältnis nicht über Diskurse, sondern in der Beziehung zu rassistisch Dominierten herstellte, wurde dies den Gruppen nicht bewusst und konnte daher kaum vermieden werden.

Gut lassen sich hingegen Klassifikationen und Bewertungen kontrollieren, die als rassismusrelevant bekannt sind. Fast nie findet sich in den antirassistischen Gruppen die für rassistische Vorurteile „klassische“ Kombination von homogenisierenden Behauptungen und offener Abwertung. Wenn sich Kategorisierungen und Hierarchien einschleichen, dann implizit und wie oben gezeigt, meist im Zusammenhang mit antirassistischen Bemühungen. Zum Beispiel werden idealisierende Rassismen von einigen Gruppen nicht als rassismusrelevant wahrgenommen, weil sie rassistisch Dominierte scheinbar aufwerten (4.2.3.3). Auch wenn ein Individuum eine ganze Gruppe repräsentieren soll (Tokenism), wirkt das so, als würde diese Gruppe dadurch öffentlichen Raum gewinnen. Schwer erkennbar sind weiterhin all jene rassismusrelevanten Diskurse und Praktiken, deren Rassismusrelevanz nicht inhaltlich explizit wird, sondern in denen eine rassistisch dominante Gruppe Anspruch darauf erhebt, den legitimen Diskurs vorzustruktrieren und thematisch zu kontrollieren (4.2.4). Dann fehlen dominierte Perspektiven, bzw. sie werden einseitig und verzerrt wahrgenommen und der Diskurs folgt den Interessen der Dominanten.

Durch Prozesse sozialer (Selbst-)Kontrolle gelingt es den antirassistisch Engagierten unter den rassistisch Dominanten, einen sozialen Raum zu schaffen, der von offenem Rassismus weitgehend frei ist. Sie entwickeln und etablieren antirassistische Normen, die sich deutlich von den sonst in der gebildeten Mittelschicht möglichen Rassismen unterscheiden. Bis sich neue Diskurse und Praktiken in veränderten sozialen Strukturen niedergeschlagen haben, bleibt die Notwendigkeit zur (Selbst-)Kontrolle aber erhalten. Und solange interaktiver Antirassismus auf (Selbst-)Kontrolle beruht, kann diese durch situative Bedingungen und die Konkurrenz verschiedener symbolischer Kämpfe aufgehoben werden oder von vornherein als unnötig erscheinen. Dieser Umstand verweist darauf, dass symbolische Kämpfe und ihre interaktiven Formen nur *ein* Ziel antirassistischer Politik sind. Sie können die Widersprüche zwischen rassistischen Strukturen, die immer wieder rassistische Diskurse und Praktiken hervorbringen, und den symbolischen Kämpfen gegen diese Strukturen nicht aufheben: Die Kämpfe werden durch die Strukturen strukturiert, die sie aufheben sollen.

Damit sind eine Reihe von Kontextbedingungen für die Reproduktion von rassismusrelevanten Diskursen und Praktiken umschrieben. Nun soll einer dieser Zusammenhänge zwischen rassistischer Struktur und Interaktion systemati-

Erkennbarkeit

Fazit

Vorschau
Kapitel Fünf

scher untersucht werden. Im folgenden Kapitel wird gezeigt, wie die Perspektivendifferenz, die sich aus objektiv unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum ergibt, Konflikte verschärfen kann und so mittelbar rassistische Strukturen stabilisiert.

3. Antirassistische symbolische Kämpfe und ihre kurzfristigen Effekte.....	135
3.1 Was ist Antirassismus?.....	136
3.2 Handlungspraktische Probleme des interaktiven Antirassismus	142
3.2.1 Zweideutigkeit rassismusrelevanter Handlungen .	143
3.2.2 Die Konfundierung verschiedener Konflikte.....	146
3.2.3 Spezifische Widersprüche zwischen Intention und Effekt	147
3.2.4 Die begrenzte Wirksamkeit von Handlungen	149
3.2.5 Mangel an einfachen Lösungen	150
3.3 Interaktive antirassistische Strategien.....	151
3.3.1 Inhaltsbetonte Strategien	153
3.3.1.1 Inhaltsbetonte Strategien im Überblick	154
3.3.1.2 Kurzfristige Effekte von inhaltsbetonten Strategien	161
3.3.1.3 Wirkungsweise inhaltsbetonter Strategien.....	170
3.3.2 Beziehungspraktische Strategien	175
3.3.2.1 Sequenzanalyse „Grillparty“	176
3.3.2.2 Beziehungspraktische Strategien im Überblick	185
3.3.3 Effekte und Wirkungsweise interaktiver antirassistischer Strategien	195
3.4 Ergebnisse.....	198
4. Rassistische Effekte trotz antirassistischer Selbstkontrolle?	201
4.1 Inkorporierte (Selbst-)Kontrolle	202
4.1.1 Rassismus erkennen	202
4.1.2 Konsensorientiertes Vermeiden von rassismusrelevanten Diskursen und Praktiken	206
4.1.2.1 Selbstkritische Haltung	207
4.1.2.2 Vorsicht!	209
4.1.3 Handlungspraktische Freundlichkeit.....	212
4.1.4 Fazit	214
4.2 Rassismusrelevante Beobachtungen in antirassistischen Gruppen.....	215

4.2.1 Traditionelle Rassismen in der feministischen Kontrastgruppe	217
4.2.2 Kategorienbildung	221
4.2.3 Bewertung	226
4.2.3.1 Kategorien implizieren Werthierarchien	226
4.2.3.2 Problematische Beziehung zu MigrantInnen	228
4.2.3.3 Idealisierender Rassismus	233
4.2.3.4 Fazit	240
4.2.4 Kontrollansprüche	240
4.2.4.1 Definitionsmacht	241
4.2.4.2 Thematische Verschiebungen	243
4.2.4.3 Fehlender Zugang zu dominierten Perspektiven	
247	
4.2.4.4 Rassismus im emanzipatorischen Gewand	255
4.3 Ergebnisse	263